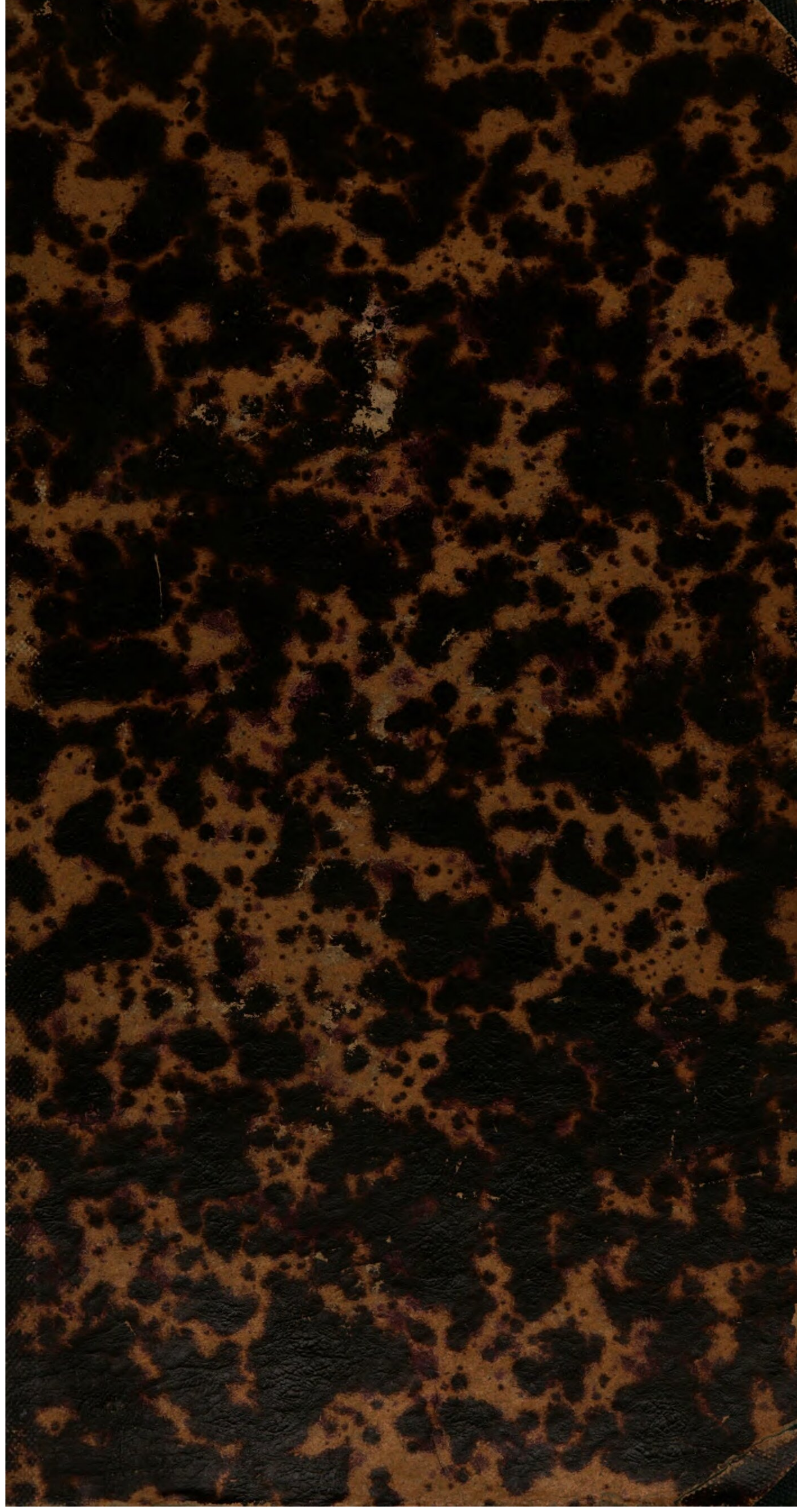




L. gen. 78 ²

Frumpelt

Das natürliche
System der Sprachlaute

und fein

Verhältnis zu den wichtigsten Cultursprachen,

mit

besonderer Rücksicht auf deutsche Grammatik und Orthographie.

Von

Dr. H. B. Rumpelt,

Privatdocent an der Universität zu Breslau.

Hiezu 1 gedruckte und 4 lithographirte Tafeln.

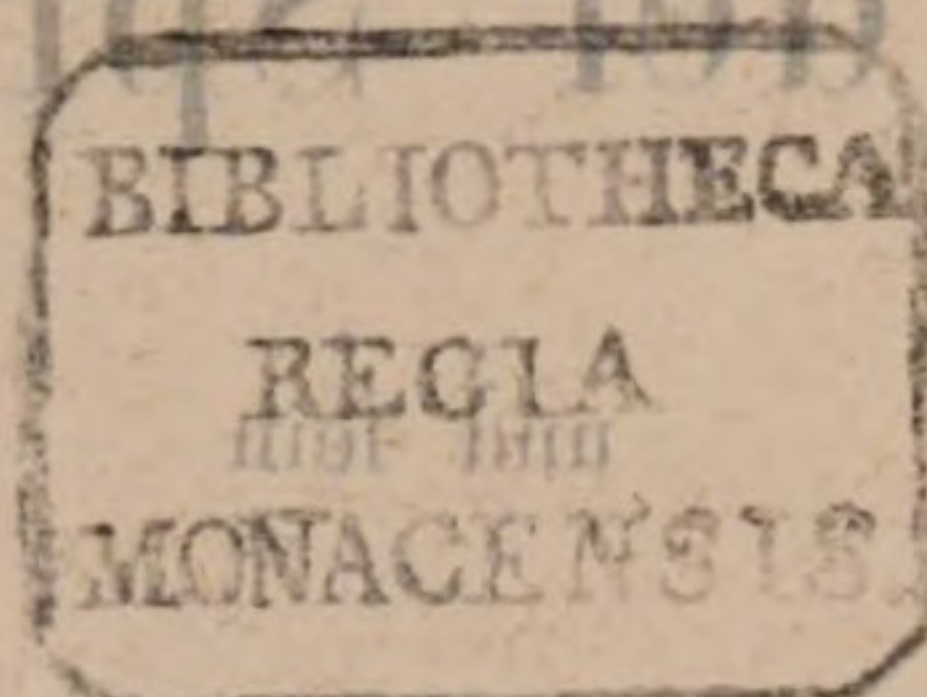
H a l l e,

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1869.

Das natürliche

System der Sprachlehre



Verhältnis zu den wichtigsten Cultursprachen

Der Grammatiker, welcher sich um den Lautwert der Buchstaben nicht kümmert, gleicht einem Manne, welcher Ziffern schreibt, aber die Zahlen nicht kennt, und doch zu rechnen vermeint.

besonderer Rücksicht auf deutsche Grammatik und Orthographie.

Die Schrift hat weder die Geschichte, noch die Bedeutung, sondern lediglich den Laut des Wortes festzustellen.

Von

Dr. H. B. Rumpelt

Privatdozent an der Universität zu Breslau

Mit 1 gedruckter und 4 lithographirter Tafeln.

Halle

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses

1869

Inhalt.

Einleitung.	Von den verschiedenen Standpunkten der Lautbetrachtung.	Seite
1.	Drei Standpunkte: der phonetische, der historisch-ety- mologische, der graphische	1
2.	Verschiedenheit derselben in ihren Ergebnissen	2
3.	Verwechslung und Vermengung derselben von Seiten vieler Grammatiker	3
4.	Das Wort „Buchstabe“	5
5.	Phonetische Bestrebungen von Seiten der Grammatiker	7
6.	Desgl. von Seiten der Physiologen	8
7.	Bestimmung des vorliegenden Buches	9
	Anmerkung (Orthographie)	10
§ 1.	Einteilung der Sprachlaute im Allgemeinen.	
1.	Quantitative Einteilung (Vokale, Halbvokale, Confo- nanten). Qualitative Einteilung (Lippenlaute, Zahn- laute, Gaumenlaute)	11
2.	Homogene und homorgane Laute	11
3.	Gränzen der in Betracht gezogenen Laute	11
§ 2.	Quantitative Einteilung.	
1.	Ueberlicht	12
2.	Verschiedener Gebrauch des Wortes Halbvokal	12
3.	Explosivlaute (Schlaglaute, Verschlusslaute, Mutae)	13
4.	Frikativlaute (Reibungslaute, Spiranten)	13
5.	Liquidae	13
6.	Einteilung der Mutae in Fortes (<i>Tenues</i>) und Lenes (<i>Mediae</i>)	13
7.	Schwierigkeit der phonetischen Erklärung dieses Unter- schiedes	14
8.	Die Kempelen-Brücke'sche Auffassung	14
9.	Ein Bedenken dagegen	16

	Seite
10. Mangel der Lenes (<i>Mediae</i>) in der Sprache von Völkern und Individuen	17
11. Feinere Schattirungen in den quantitativen Lautreihen	18
§ 3. Qualitative Einteilung.	
1. Die drei Hauptgruppen der Labiales, Dentales, Gutturales	19
2. Erwägung dieser Namen	20
3. Genauere Sonderung der qualitativen Lautreihen . .	20
4. Verhalten der Vokale gegenüber dieser Einteilung . .	22
5. Die arabischen <i>Litterae emphaticae</i>	22
§ 4. Allgemeines (natürliches) Lautsystem.	
1. Zweifel an der Möglichkeit eines solchen	23
2. Widerlegung derselben	24
3. Wahl der Zeichen	24
4. Vokalzeichen	26
5. Consonantenzeichen	27
6. Allgemeines System der Lautzeichen (mit Ausschluss der Kehlkopflaute)	28
7. Gruppierung der Laute innerhalb der einzelnen qualitativen Reihen	29
8. Namen der Laute	30
§ 5. Bildung der Vokale.	
1. Der physiologische Hergang bei Bildung der Grundvokale (<i>a, i, u</i>)	31
2. Die Nebenvokale (<i>e, o, ö, ü</i>)	32
3. Unvollkommen gebildete Vokale	32
4. Der unbestimmte Vokal	32
5. Schwanken der Vokalwerte nach Landstrichen und Individuen	33
§ 6. Lautwert der einzelnen Vokalzeichen.	
1. Das <i>a</i> unserer Tabelle	34
2. Das <i>è</i>	35
3. Das <i>é</i>	35
4. Das <i>i</i>	35
5. Das <i>ò</i>	35
6. Das <i>ó</i>	36
7. Das <i>u</i>	36
8. Das <i>ü</i>	36
9. Das <i>ö</i>	36

	Seite
10. Das <i>ö</i>	36
11. Hinweis auf genauere Bestimmungen des Vokalwertes .	36
Anmerkung (Etymologische Rückfichten)	37
§ 7. Dauer der Vokale.	
1. Bestimmung was ein langer Vokal ist	37
2. Frühere irrtümliche Auffassung eines solchen	37
3. Unterschiede in der Qualität zwischen langem und kurzem Vokal	38
4. Höhere Längegrade	39
5. Bezeichnung derselben	39
§ 8. Längebezeichnung der Vokale im Deutschen.	
1. Gothisch, Alt- und Mittelhochdeutsch	40
2. Neuhochdeutsch	40
3. Die hier herrschende Verwirrung	42
4. Mittel zu ihrer Lösung	43
5. Behandlung des Auslauts	43
6. Behandlung der Lautzeichen <i>ch</i> , <i>sz</i> , <i>sch</i>	44
7. Längebezeichnung im Holländischen	45
§ 9. Diphthonge.	
1. Phonetische Erklärung eines solchen	46
2. Echte Diphthonge	47
3. Halbdiphthonge	48
4. Vorkommen der Diphthonge im Gothischen, Alt-, Mit- tel- und Neuhochdeutschen	49
5. Vorkommen derselben in den niederdeutschen und nor- dischen Sprachen	50
§ 10. Nasalisierte Vokale (<i>Voyelles nasales</i>).	
1. Vorkommen im Allgemeinen	51
2. Mangel derselben in den germanischen Sprachen	51
3. <i>Anusvâra</i> des Indischen	52
4. Die lateinische und italienische Sprache	52
§ 11. Die <i>L</i> - und <i>R</i> -Laute. (Halbvokale).	
1. Allgemeiner Hinblick	52
2. Gegenfeitiges Verhältniß zwischen den <i>L</i> - und <i>R</i> -Lau- ten überhaupt	53
3. Die <i>L</i> -Laute insbesondere	53
4. Die <i>R</i> -Laute insbesondere	54
5. Mangel der Halbvokale in einigen Sprachen	55

§ 12. Reine Labiales und Denti-Labiales.

Seite

1. Reine Lippenlaute 55
2. Zahn-Lippenlaute 56
3. Unterschied zwischen lat. *f* und griech. *φ* 56
4. Das hochdeutsche *v* 57
5. Hochd. *v* im Inlaut insbesondere 58
6. Die Grimm'sche Auffassung des hochd. *v* 59
7. Das holländische *v* 61

§ 13. Interdentales.

1. Das englische harte und weiche *th* 63
2. Phonetische Bestimmungen über die gewöhnliche (rein frikative) Aussprache derselben 64
3. Eine andere (affrikative) Aussprache derselben 64
4. Vorkommen der interdentalen Spiranten im Spanischen 65
5. Neigung der Interdentalis zum Uebergang in die Alveolaris 66
6. Vorkommen der interdentalen Laute in den älteren niederdeutschen und nordischen Sprachen 66
7. Verwandtschaft der Interdentales mit den Denti-Labiales und Uebergänge in dieselben 67

§ 14. Alveolares.

1. Die alveolaren Mutae 67
2. Die alveolaren Spiranten im Allgemeinen und ihre Bezeichnung in den romanischen und slawischen Sprachen 68
3. Vermischung der harten und weichen Spirans im Deutschen durch ein und dieselben Zeichen 69
4. Unbekanntschaft der ältern Grammatiker mit dem auch hier herrschenden Gegensatz zwischen Fortis und Lenis. Vorkommen beider Laute im Lateinischen und Griechischen 69
5. Vorkommen im Gothischen 70
6. Vorkommen im Alt- und Mittelhochdeutschen. Wie verhält sich J. Grimm zu dieser Frage? 72
7. Vorkommen im Neuhochdeutschen 73
8. Irrtümer und Misgriffe in Betreff dieser Laute bei neueren Forschern 75
9. Verhältnis dieser Laute im Schwedischen 76
10. Neigung der harten Spirans zu engster Verbindung mit den harten Mutis (*p*, *t*, *k*) und daher stammende fogenannte Doppelbuchstaben. Aehnliche Fälle bei der weichen Spirans. Verdienen die Laute des *ψ*, *ζ* (*z*), *ξ* (*x*) den Namen zusammengesetzter? 76

§ 15. Cacuminales.

Seite

1. Vorkommen derselben im Allgemeinen 78
2. Der Laut *s* unserer Tabelle (deutsches *sch*) 79
3. Der Laut *f* unserer Tabelle (franz. *j*) 81
4. Ob diese Laute Aspiraten seien 81
5. Die Brücke'sche Auffassung dieses Lautpaares 82
6. Prüfung derselben 83

§ 16. Denti-Palatales oder Dorfales.

1. Vorkommen derselben im Allgemeinen 86
2. Die Laute *s'* und *f'* unserer Tabelle 88
3. Vollständige Abwesenheit derselben im Deutschen 88
4. Der Laut *n'* (franz. ital. *gn*) 89
5. Der Laut *l* (franz. *l mouillé*) 89
6. Die Mouillirung oder Jerirung der Laute überhaupt 90
7. Brücke's Auffassung von diesen Lauten 90
8. Prüfung derselben 91

§ 17. Palatales, Velares, Faukales.

1. Velares *k*, *g*, *χ* 92
2. Velares *j* 92
3. Die palatalen Laute 93
4. Das neugriechische *γ* 94
5. Der velare und der palatale Nasal 94
6. Die Palatallaute des Slawischen und Indischen 95
7. Die Faukallaute 96

§ 18. Einige Besonderheiten in der Aussprache und Bezeichnung der Gutturalen.

1. Phonetische und orthographische Eigentümlichkeiten dieser Laute im Deutschen und in den romanischen Sprachen 96
2. Die Aussprache des Buchstabens *g* im Deutschen 97
3. Wie es sich hierbei mit dem Reim verhält 97
4. Die Buchstabenverbindung *ng* im Deutschen 98
5. Das römische „*n adulterinum*“ 99
6. Prüfung der Corssen'schen Auffassung 99
7. Orthographie der Gutturallaute in den romanischen Sprachen 100

§ 19. Laryngales oder Kehlkopflaute.

1. Welche Laute dahin zu rechnen sind 102
2. Das arabische *Hamze* (*Spiritus lenis* der Griechen) 103

	Seite
3. Das <i>h</i> der historischen Grammatik	103
4. Ob dasselbe ein „Buchstabe“ sei	104
5. Verschiedene Nüancen des Lautes <i>h</i>	105
6. Das niederdeutsche <i>r</i>	106
7. Das arabische <i>Ain</i>	106

§ 20. Dauer der Consonanten.

1. In wie fern man von einer solchen sprechen könne	108
2. Bezeichnung der langen Consonanten im Deutschen. (Gemination)	109
3. Höhere Längengrade	110
4. Verkürzung der gewöhnlichen Dauer. (Reduction)	111
5. Reduction gewisser Laute in Folge ihrer Verbindung mit gewissen andern Lauten	113
6. Die Gemination im Deutschen, rein graphisch betrachtet	115
7. Mangel der Gemination an manchen Stellen trotz ihrer orthographischen Notwendigkeit	117
8. Seltenheit der Gemination bei den weichen (tönenden) Lauten	119
9. Widerwille der nhd. Sprache gegen die Verbindung eines kurzen Vokals mit einfachem Consonanten und wie sie dieselbe beseitigt. Seltenheit der Verbindung eines langen Vokals mit einem harten (tonlosen) Con- sonanten im Hochdeutschen	120
10. Phonetische Erörterung über diese Eigentümlichkeit des Hochdeutschen	122

§ 21. Die Aspiraten.

1. Schwierigkeit dieses Themas	123
2. Die Aspiraten des Altgriechischen, Unsicherheit über deren Aussprache, daher vollständiger Mangel eines phonetischen Begriffs von denselben	124
3. Uebertragung jenes begrifflosen Namens in das allge- meine Lautsystem und daher stammende Verwirrung	126
4. J. Grimm's Auftreten. Die Verwirrung verdoppelt sich	127
5. Die Aspiraten des Sanskrit. Streng phonetische Er- klärung derselben von Seiten der englischen Gramma- tiker. Anfängliche Einflusslosigkeit dieser Erklärung auf die deutsche Sprachforschung	128
6. Rudolf von Raumer's Buch „Aspiration und Lautver- schiebung.“ Versuch, einen streng phonetischen Begriff für den Namen Aspirata in die allgemeine Sprach- wissenschaft einzuführen	130

	Seite
7. Phonetische Bedenken gegen die von den englischen Grammatikern gegebene Erklärung	131
8. R. v. Raumer's Standpunkt und seine Correctur eines Brücke'schen Irrtums	133
9. Fünf verschiedene Standpunkte in Betreff der Frage, was eine Aspirata sei?	135
10. Vorbereitungen zur endgiltigen Lösung	136
11. Prüfung der lebendigen Aspiraten in der Sprache von Orientalen und deren phonetisches Ergebnis . . .	138
12. Die sogenannten „Medienaspiraten,“ d. h. die Aspiraten der weichen (tönenden) Mutae	139

§ 22. Der Affrikationsprozess.

1. Sphäre des Vorkommens	141
2. Gab es im Ahd. noch wirkliche Aspiraten?	141
3. Wie werden dieselben im Hochdeutschen an den Stellen ersetzt, wo sie nach dem Gesetz der Lautverschiebung stehen sollten?	142
4. Fand dabei ein Durchgang durch die wirkliche Aspirata statt?	144
5. Musste die Spirans den Durchgang durch den Doppelconsonanten nehmen?	145
6. Stetigkeit des ganzen Lautvorgangs	146
7. Was ist ein Affrikationslaut?	148
8. Phonetische Erklärung des Uebergangs eines Doppelconsonanten in die reine Spirans	149
9. Die physiologischen Ursachen des Affrikationsprozesses und der ihm zu Grunde liegenden allgemeinen Lautverschiebung	150
Anmerkung. Notwendige Unterscheidungen in phonetischen Fragen überhaupt, insbesondere bei der hier vorliegenden	158

§ 23. Geschichte des Buchstabens sz im Hochdeutschen.

1. Der Affrikationsprozess auf dentalem Gebiet	158
2. Historischer Tatbestand vom rein graphischen Standpunkte aus betrachtet	159
3. Gewisse Eigentümlichkeiten dabei im Ahd. und Mhd. . .	160
4. Ob das ahd. mhd. z den Laut unseres heutigen sz hatte . .	161
5. Welchen Laut es denn nun eigentlich bezeichnete . . .	163
6. Wie man es demgemäs seit dem 14. Jahrhundert hätte schreiben müssen	164

	Seite
7. Das 17. und 18. Jahrhundert. Die Gottsched-Adelung- sche Methode. Die Heyfe'sche Modifikation derselben. Der heutige Brauch	166
8. Verkehrtheit desselben	169
9. Steigerung der Verwirrung durch die „historische Schule“	171
10. Kritik der „historischen Schreibung“ durch R. v. Rau- mer; dieselbe erweist sich als eine „pseudo- historische“	172
11. Das Ideal einer etymologischen Schreibung	174
12. Ein Versuch, unsere Sprache auf den mittelhochdeut- schen Standpunkt zurückzuschrauben	175
13. Halbheit und Inconsequenz der heutigen „historischen Schreibung“	177
14. Die heutige Aussprache des Buchstabens sz ist durch- weg, immer und überall, gleich phon. s	178
15. Warum man ihn denn nicht ohne Weiteres so schreibt	180
16. Anweisung zum Verfahren dabei	182
17. Das Verfahren bei sogenannten „deutschen“ Lettern .	184
18. Wichtigkeit der Zischlaut-Frage für die gesammte deutsche Orthographie	184
§ 24. Rückblick und Umschau.	
1. Zusammenstellung gewisser Lautverbindungen, deren Schreibung in den europäischen Sprachen sich durch eine ganz besondere Mannigfaltigkeit auszeichnet . .	185
2. Ein Blick auf das irische Lautsystem und dessen Schreibung	188
3. Das deutsche Alphabet	193
4. Einige Hauptpunkte der deutschen Orthographie in rein phonetischer Transscription	195
5. Ob eine solche phonetische Transscription für die popu- läre Orthographie der einzelnen Sprachen geeignet sei	197
6. Wunsch auf Anerkennung wenigstens des phonetischen Prinzips	198
7. Wie dasselbe in Bezug auf die deutsche Gemeinsprache zu behandeln	200
§ 25. Ein neues Schriftsystem auf Grund der natür- lichen Eigenschaften der Laute.	
1. Die alten Schriftzeichen sind für die Lautwissenschaft ungenügend	202
2. Erfordernisse der neuen Schriftzeichen (Buchstaben) .	205

	Seite
3. Die Brücke'sche Erfindung	206
4. System einer phonetischen Schrift	209
A. Zeichen für die Vokale	209
B. Zeichen für die Consonanten im Allgemeinen	210
C. Zeichen für die Artikulationsstelle	211
D. Zeichen für den Zustand der Lautritze	211
E. Zeichen für den Zustand der Stimmritze	212
F. Accessorische Zeichen. (Unvollkommene Lautbildung. Längezeichen. Reductionszeichen. Accente.)	213
5. Angabe der Punkte, in denen das eben aufgestellte Schriftsystem von dem Brücke'schen abweicht	215
6. Erklärung der in Tab. IV. aufgestellten Zeichen	224
7. Schlusswort	226

Tab. I. Die Vokalzeichen.

Tab. II. Die Consonantenzeichen.

Tab. III. Erklärung der in Tab. II. enthaltenen Zeichen vom Mittelstet
gewöhnlicher Buchstaben, so weit dieselben reichen.

Tab. IV. Abgerundete Zeichen.

Tab. V. Transcription des arabischen Lautsystems.

Tabellen.

Tab. I. Die Vokalzeichen.

Tab. II. Die Consonantenzeichen.

Tab. III. Erklärung der in Tab. II. enthaltenen Zeichen vermittelt
gewöhnlicher Buchstaben, so weit dieselben reichen.

Tab. IV. Anderweitige Zeichen.

Tab. V. Transscription des arabischen Lautsystems.

Einleitung.

Von den verschiedenen Standpunkten der Lautbetrachtung.

1. Drei Punkte sind es, welche bei der Betrachtung eines Sprachlauts zur Erwägung kommen: sein Wesen, sein Ursprung, sein Zeichen; man nennt die drei darauf sich gründenden Standpunkte der Lautbetrachtung: den phonetischen, den etymologischen, den graphischen.

A. Der phonetische Standpunkt hält sich streng an die Aussprache des Lautes, wie dieselbe aus der Art seiner Hervorbringung mittelst der Mund- und Stimmorgane mit Notwendigkeit erfolgt. Man nennt diesen Standpunkt auch den naturwissenschaftlichen (physiologischen); er bildet die Grundlage der beiden andern, ohne Verständnis desselben ist jede wissenschaftliche Lautbetrachtung unmöglich. Beispiel einer phonetischen Erklärung: *Der Laut f ist der harte (tonlose) Fricativlaut der Labialklasse.*

B. Der etymologische Standpunkt hält sich lediglich daran, welcher Laut einer andern Sprache oder einer frühern Sprachperiode den einzelnen Lauten eines gewissen Idioms etymologisch, d. h. in denselben Wörtern und grammatischen Vorgängen entspricht. So z. B. tritt das hochdeutsche Verbum *mâlôn*, *mâlen* (pingere) im Gothischen als *mêljan* auf, folglich entspricht goth. ê dem hochd. â, d. h. nicht etwa lautlich (physiologisch), sondern dies soll bloß heißen: Man darf in einem hochdeutschen Worte, welches im Goth. ein ê enthält, an der entsprechenden Stelle

ein â erwarten; und umgekehrt: in einem gothischen Worte, dessen hochdeutscher Vertreter ein â hat, darf an der entsprechenden Stelle ein ê vermutet werden. Zu wünschen ist, dass man bei diesem Verfahren den Gegensatz der beiden andern Standpunkte niemals vergesse, d. h. sich nicht damit zufrieden gebe eine etymologische Buchstabengleichung aufzustellen, sondern auch den Lautwert der betreffenden Buchstaben festzuhalten oder nötigenfalls zu ermitteln suche.

C. Der graphische Standpunkt geht von den Zeichen (Buchstaben) aus, durch welche ein Laut dargestellt wird und bietet seinerseits mannigfache Betrachtungsweisen dar, z. B.

a) die paläographische, welche untersucht, wie ein Zeichen entstanden ist, oder auch welche Laute gewisse, zur Zeit noch unbekannte alte Zeichen ausdrücken;

b) die orthographische, welche die grammatischen Gründe zu prüfen hat, auf denen die Schreibung gewisser Zeichen beruht;

c) die kalligraphische, welche die Zweckmäßigkeit, Kürze und Zierlichkeit der einzelnen Zeichen zu beurteilen hat.

So ist die Entzifferung der Hieroglyphen, Keilschriften, Runen, so weit es sich hierbei überhaupt um Lautzeichen handelt, eine paläographische Aufgabe. Die Frage, wie im Deutschen die Länge der Vokale am besten bezeichnet werde, ist ein vielbesprochenes orthographisches Problem. Die bisher übliche Scheidung zwischen f und s ist eine lediglich kalligraphische Gewonheit, die mit dem Lautwert jener Buchstaben nicht das mindeste zu tun hat. Wir unsererseits jedoch haben in diesen Blättern jene kalligraphische Scheidung zu einer orthographischen benutzt, welche gerade an dieser Stelle des Lautsystems dringend geboten war, indem wir nämlich mit f den weichen, mit s den harten Zischlaut bezeichnen.

2. In vielen Fällen der Lautforschung ist das Resultat der Untersuchung ein völlig verschiedenes, je nach dem Standpunkte, von welchem aus dieselbe geführt wird. So

z. B. ist das griechische ζ graphisch ein einfacher Buchstabe so gut wie die übrigen, nach den beiden andern Standpunkten aber stellt es eine Lautfolge dar: und zwar ist es phonetisch = d + f (unserer Bezeichnung), historisch-etymologisch aber = d + j oder g + j, vgl. εζω aus εδjω, ραζω aus ραγjω. — Das lat. F ist graphisch einerlei mit dem äolischen Digamma, etymologisch entspricht es dem griechischen φ, phonetisch muss es nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten sowohl vom Laute des Digamma als von dem des φ verschieden gewesen sein; wir wissen jetzt auch wie: das Digamma war = w, das φ = f¹, das lat. f = f² unserer Bezeichnung (vgl. später). — Das gothische 𐌲 ist nach der Meinung von Gab. und Loeb. graphisch nichts weiter als ein griechisches Θ, welches von Ulfilas lediglich zur Aushilfe seiner Schrift genommen wurde; etymologisch entspricht es der Lautverbindung k + w, phonetisch war es vermutlich ein bloßes w, vielleicht mit kurzem Vorschlag eines h oder u, ähnlich wie beim englischen wh. — Am meisten tritt diese Abweichung der Resultate der verschiedenen Standpunkte bei den sprachgeschichtlich erst sehr spät entstandenen Fricativen (Spiranten) hervor, weil die Schrift dem hier unmerklich und stetig fortschreitenden Lautwechsel nicht zu folgen vermochte, sich daher den endlich unzweifelhaft vorhandenen neuen Lauten gegenüber ratlos fand und nun auf unsichere, daher oft ungeschickte und unkonsequente Weise den Schaden gut machen musste. Aus dieser Quelle stammen z. B. im Deutschen die monströsen Zeichen ch, sz, sch, so wie die Verwirrung im Gebrauch des sz, ss und s.

3. Die so eben erörterten, unter einander völlig verschiedenen Standpunkte der Lautbetrachtung sind lange Zeit nicht gehörig gefondert worden und man hat die Ergebnisse des einen häufig ohne Weiteres auf den andern übertragen zu dürfen geglaubt. Dass unter solchen Umständen gerade eine der größten wissenschaftlichen Errungenschaften unsers Jahrhunderts, die historisch-vergleichende Sprachforschung, sehr geeignet war die Unsicherheit der Lauttheorie für's Erste

noch zu vergrößern, ist nicht zu leugnen und darf wohl um so ungescheuter ausgesprochen werden, als der Uebelstand ja durchaus nicht in der Sache selbst, sondern nur in dem Misbrauch liegt. Wir wollen einige Beispiele anführen. Nichts ist gewöhnlicher als in Werken dieser Richtung die Aeuserung zu lesen: „ê und ô sind Diphthonge.“ Das ist vom phonetischen Standpunkte der Lautbetrachtung aus betrachtet, entschieden unwahr; ê und ô sind lautlich nun und nimmermehr Diphthonge, sondern sie sind die Dehnungen der kurzen Vokale e und o. Jene Behauptung aber stützt sich auf die im Sanskrit nachweisbare grammatische Entstehung oder Herkunft dieser Laute; ê und ô nämlich entstehen aus a + i, bezüglich a + u, die kurzen Vokale e und o fehlen dort noch ganz. Stehen nun etwa beide Standpunkte in solchen Fällen einander feindlich gegenüber? Warlich nicht! Beide Betrachtungsarten sind der Sprachwissenschaft gleich nötig und förderlich: aber allerdings muss unserer Meinung nach, wo es sich um die Erklärung eines Lautes und seine Unterbringung in eine grammatische Kategorie handelt, seine wahre Natur, wie sie nicht aus seiner Abkunft, sondern nur aus seiner Aussprache erkannt wird, an erster Stelle berücksichtigt werden. Wir können also die oben angeführte Stelle nicht billigen, halten sie vielmehr für irreführend und die Lauttheorie verwirrend. Es muss heissen: ê und ô, obschon an sich einfache lange Vocale, entstehen im Sanskrit aus a + i, bezüglich a + u; sie gelten daher in der indischen Grammatik als Diphthonge.“ — Es findet sich ferner häufig, dass ein Laut der einen Sprache in dem formell entsprechenden Worte einer andern Sprache durch einen Laut vertreten wird, welcher phonetisch ein gänzlich anderer ist, z. B. das s des Sanskr. Lat. Germ. Slaw. tritt im Persischen, Griechischen, Keltischen sehr häufig als h (Spiritus asper) auf. Da lesen wir nun hie und da: „fansk. s bekanntlich = griech. Spir. asp.“ Oder ein anderes Beispiel: Die Laute l und r wechseln in den verschiedenen Sprachen unsers Stammes, ja im Gebiet einer und derselben Sprache, so häufig, dass der Etymologe keinen

Augenblick sich durch diese Verschiedenheit wird abhalten lassen, die Verwandtschaft zweier Wörter anzuerkennen, wenn sonstige Gründe dafür sprechen. In Folge dessen lesen wir in einem Hauptwerke neuerer Sprachforschung: „Die Laute l und r dürfen im Bereich unseres Sprachstammes als identisch gelten.“ Beide Aeuserungen, auch wenn sie ohne alle Hinweisung auf ihre bloß etymologische Geltung getan werden, sind in so klarliegenden Fällen wie die hier angeführten wohl unverfänglich, denn dass der Laut s kein Spiritus asper und der Laut l kein r ist, weis am Ende jeder Leser; es giebt aber andere Fälle, wo die Sache weniger klar daliegt, nämlich da, wo es sich um Laute erstorbener oder räumlich sehr fern liegender Sprachen handelt, welche in den europäischen Cultursprachen gar nicht mehr vorhanden sind, wie dies z. B. bei den Aspiraten der Fall ist. Hier können solche lediglich vom etymologischen Standpunkte aus getane und in allgemein sprachwissenschaftlichen Werken nackt hingestellte Aeuserungen allerdings missverstanden werden und sind es worden.

4. Eine gewisse Schuld an der Verwirrung, welche durch die Verwechslung und Vermischung jener Standpunkte in der Sprachwissenschaft entstanden ist, trägt vielleicht auch das Wort „Buchstabe.“ Dasselbe bedeutet das bloße äusserliche Zeichen und wahrscheinlich würden die Meisten, wenn sie ausdrücklich danach gefragt würden, dies zugeben. Der allgemeine Sprachgebrauch aber wendet jenes Wort eben so oft, ja noch öfter für den Begriff „Laut“ an, und Aeuserungen wie diese: „Der Buchstabe r wird den Kindern sehr schwer,“ oder „Das h ist kein eigentlicher Buchstabe mehr“ sind etwas ganz Gewöhnliches. In Folge dessen ist dann auch Grammatikern diese Verwechslung keineswegs fremd und es darf in J. Grimm's Grammatik für das erste Buch, welches die Lautlehre behandelt, als verhängnisvoll gelten, dass es die Ueberschrift trägt „Von den Buchstaben.“ In der That, überall da, wo es die liebende, treue, fleisige Berichterstattung dessen gilt, was die alten Handschriften und Drucke für Zeichen bieten, da ist auch dieser Teil des preiswürdigen

Werkes unübertrefflich, nicht minder da, wo es sich um die historische Vergleichung der einzelnen Zeichen handelt; nur da, wo es auf den Laut selbst ankommt, d. h. auf die Art seiner Hervorbringung und demnach seine eigentliche Natur und die ihm in der Grammatik anzuweisende Stellung, da wird Grimm unsicher und irrt sich zuweilen sehr stark, indem er die Standpunkte der Lautbetrachtung vermischt, und zwar dergestalt, dass ihm der etymologische am höchsten, der phonetische am wenigsten gilt. Und am auffallendsten tritt dieses Misverhältnis gerade dann auf, wenn er einmal den Versuch macht, jene Standpunkte wirklich zu sondern. Da finden sich Stellen wie diese:

„In unsern Worten „schrift“ z. B. drücken wir acht Laute mit sieben Zeichen aus, f nämlich stehet für ph.“ (D. G. I², p. 3.)

oder:

„Vorerst will ich fragen, ob f ein einfacher oder doppelter Laut sei? und antworten, ein doppelter. Dass ein besonderer Buchstabe vorhanden ist, beweist nicht dawider, man müsste dann auch das nord. und fächs. þ für einen einfachen Cons. erklären; die drei Asp. f, þ und ch stehen sich aber gewiss gleich.“ (D. G. I², p. 131.)

oder:

„Die Schreibung ff, so praktisch sie sich gemacht hat, scheint in der Theorie ganz verwerflich, da das f ein Doppellaut ist und man zwar einen Doppellaut noch mit einem einfachen verbinden, nicht aber wieder mit sich selbst doppeln kann.“ (D. G. I², p. 133.)

und demgemäs bei einem der ausgezeichnetsten Nachfolger Grimm's, wo er die von ihm vorgenommene Vereinfachung jener Zeichen entschuldigt:

„Denn es ist eben so wenig fester Gebrauch der alten Handschriften, nach kurzen Vokalen ff, zz, tz, ck, nach langen f, z, z, k zu setzen, als sich eine solche Unterscheidung grammatisch begründen lässt. In den Handschriften findet sich mâtze wie mezzzen, schuoffen wie schaffen, und f und z sind nach a und e dieselben keiner Verdoppelung mehr fähigen Doppelconsonanten als nach â und uo; z aber und k verdoppelungsartige Verhärtungen von z und ch, so dass die Schreibung zz oder tz und kk oder ck genau genommen eine achtfache Consonanz bezeichnen würde.“

Mit solchen Stellen vergleiche man nun die rein phonetische Auffassung der betreffenden Laute und Lautvor-

gänge und man wird sich des ungeheuren Abstandes beider Standpunkte bewusst werden. Nur misverstehe man uns nicht so, als wollten wir hiemit einen Tadel gegen den verehrten, auch uns so teuren Meister der deutschen Sprachforschung oder dessen verdienstvolle Nachfolger aussprechen. Jene Zeit war für eine genauere Lautauffassung noch völlig unvorbereitet und J. Grimm hat warlich genug getan, das historische Material dafür zu sammeln und zu ordnen; ohne seine Arbeit wäre die spätere, in manchen Punkten genauere nicht möglich gewesen. Auch dass jene Vermischung der Standpunkte im Wesentlichen durch alle Schriften Grimm's, selbst die jüngsten, hindurchgeht, nachdem die Wissenschaft bereits weiter fortgeschritten war, wird kein Billigdenkender ihm hoch anrechnen. Aber freilich, wenn wir Späteren jetzt noch an Grimm's Standpunkte der Lautbetrachtung einseitig festhalten, jede neuere Auffassung nur nach ihrem Verhältnis zu diesem beurteilen und die Lernenden in ihrer oft grossen Ratlosigkeit immer und immer wieder lediglich auf ihn verweisen wollten: das wäre ein Unrecht nicht bloss gegen die Wissenschaft, sondern gegen das Andenken des Mannes selbst, welcher ein solches Festhalten warlich nicht begehrt hat.

5. Der Erste, welcher im vollen Besitz historischer Sprachkunde neben dieser zugleich der naturwissenschaftlichen Seite des Sprachstudiums ihr Recht widerfahren liess und insbesondere die physiologische Betrachtung der lautlichen Vorgänge in die Grammatik einführte, war Rudolf von Raumer in seiner Schrift „Die Aspiration und Lautverschiebung“ (1837). Nächst ihm haben in dieser Richtung gewirkt der frühverstorbene Th. Jakobi („Ueber den Ablaut“ in seinen „Beiträgen zur deutschen Grammatik,“ 1843), A. Schleicher (besonders in der Schrift „Ueber den Zetacismus,“ 1848) und Heyse in seinem „System der Sprachwissenschaft“ (herausgegeben von Steinthal, 1859), denen dann Andere mit kleineren, zum Teil höchst schätzenswerten Beiträgen folgten. Das notwendigste Erfordernis zu solchen Arbeiten ist die genaue Bestimmung der einzelnen Sprachlaute selbst und

ein darauf gegründetes System derselben. Die dazu nötigen Untersuchungen sind indess wesentlich naturwissenschaftlicher Art und können von Grammatikern nur annähernd getrieben werden. Gleichwol stehen bei den eben Genannten die Grundlinien des natürlichen Lautsystems bereits fest und der Fortschritt gegen die auf das altgriechische System sich stützenden Lauttabellen der Grimm'schen Schule ist unverkennbar. In noch allgemeinerer Weise behandelt diese Aufgabe Lepsius („Das allgemeine linguistische Alphabet,“ 1855), wenn gleich dabei die Lauttheorie ihm hauptsächlich als Mittel zu einem praktischen Zwecke dienen soll, nämlich zur Gewinnung einer tauglichen Methode für die Transscription fremder Sprachtexte, insbesondere für Missionäre.

6. Von Seiten der Physiologen nun waren seit dem trefflichen W. v. Kempelen („Mechanismus der menschlichen Sprache nebst Beschreibung seiner sprechenden Maschine,“ Wien 1791) allerdings vielfache Arbeiten über die Erzeugung der Sprachlaute geliefert worden, unter denen die von Chladni und Joh. v. Müller eine ehrenvolle Stelle einnehmen, indess doch der Sprachwissenschaft bei weitem nicht genügen konnten; andere derartige Schriften dienten an erster Stelle praktischen Zwecken (z. B. der Heilung der Stummheit, des Stammelns und Stotterns), etwas was der reinen Theorie nicht eben förderlich ist; oder die Verfasser ermangelten der dabei doch immer nötigen sprachwissenschaftlichen Kenntnisse, so dass sie bei Beschreibung einzelner Laute vielfache und verwirrende Irrtümer begingen. Da lieferte endlich E. Brücke, Prof. d. Physiol. zu Wien, in seinen „Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute“ (1856) ein Werk, wie es die Sprachforschung zu dem hier in Rede stehenden Zwecke bedurfte: kurz und klar, alles Frühere zusammenfassend, benutzend, berichtend, mit dem Stande der Sprachwissenschaft hinreichend vertraut, um die schwierigsten Fragen zu würdigen, wenn gleich einzelne Irrtümer dann wiederum von Seiten der Grammatiker berichtigt wurden. Diesem Werke folgten einige kleinere Abhandlungen Brücke's, endlich wieder eine grössere

Schrift: „Ueber eine neue Methode phonetischer Transscription“ (1863), auf die wir am Schluss dieser Blätter (§ 25) zurückkommen werden. Von sonstigen neueren Schriften, welche vom physiologischen Standpunkte die Lauttheorie behandelten, sei hier noch erwähnt: Merkel, „Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans“ (1857), ein Werk, welches einem viel weitergehenden Zwecke dient als bloßer Sprachlautkunde und über welches im Allgemeinen ich mir daher kein Urtheil erlauben darf; speziell für diese letztere jedoch würde ich es, wenigstens Anfängern, nicht empfehlen, da es durchaus nicht übersichtlich angelegt ist und gar manches Irrtümliche und Schiefe enthält. Ferner: Du Bois Reymond (d. Aeltere), „Kadmus oder allgemeines Alphabet vom physikalischen, physiologischen und graphischen Standpunkt“ (1862), ein Buch, in welchem der verdienstvolle, bereits hochbejahrte Verfasser, angeregt durch Brücke's Schriften, einen Lieblingsgedanken seiner Jugend ausführen wollte; Thaufing, „Das natürliche Lautsystem der menschlichen Sprache“ (1863), ebenfalls durch Brücke's Forschungen hervorgerufen und im Einzelnen viel Interessantes und Anregendes bietend; endlich die Untersuchungen Czermak's über die Gaumen- und Kehlkopflaute vermittelt des Kehlkopfspiegels und Helmholtz's Lehre von den Tonempfindungen. Die Arbeiten der Ausländer, wie Ellis, Willis, Donders u. A., sind in den genannten deutschen Schriften mitbenutzt worden.

7. Was nun die vorliegenden Blätter betrifft, so soll in denselben auf Grundlage der durch die neueren physiologischen Forschungen gewonnenen Resultate vom Standpunkte der Grammatik aus die Theorie der Sprachlaute dargestellt werden. Die physiologischen Vorgänge wurden demnach nur so weit herbeigezogen, als die Angabe derselben zur grammatischen Bestimmung der einzelnen Laute und Lautvorgänge unumgänglich notwendig erschien; dagegen wird das Verhältniß der historisch entstandenen Bezeichnung (Orthographie) dieser letzteren zu jenen physiologischen Vorgängen eingehend erörtert. Der Verfasser stützte sich

dabei hauptsächlich auf die Arbeiten der oben genannten Forscher, indem er die Ergebnisse derselben für seinen Zweck ordnete, auch wohl in einzelnen Punkten nach Kräften zu erweitern oder zu berichtigen suchte. Manche Erörterungen, namentlich in den ersten §§, sind seiner D. L.¹ entnommen, da hier Aenderungen in den scharfen Begriffsbestimmungen weder nötig noch zulässig waren; überhaupt ist der Standpunkt der Lautbetrachtung im Wesentlichen derselbe wie der, welchen jene frühere Schrift anzubahnen versuchte, nur mit noch größerer Entschiedenheit und ausgiebigem Rüstzeug verfochten. Als Leser sind weniger die Sprachgelehrten im engsten Sinne des Wortes als vielmehr die Freunde der Sprachwissenschaft überhaupt in's Auge gefasst worden. Die Stimmung unserer Zeit geht aller Orten, namentlich aber in Deutschland, dahin, aus der Schreibung die pedantischen Schnörkel zu vertilgen, welche das natürliche Verhältniß trüben und somit die Erkenntnis und richtige Würdigung der Sprache erschweren. Möchten diese Blätter dem Dienste einer guten Sache rüstige Freunde gewinnen.

Anmerkung. Bei den im Texte vorkommenden Transcriptionen ist überall die in § 4, 6 aufgestellte Tabelle zu Grunde gelegt, ebenso da wo einzelne Laute ihrem phonetischen Werte nach zu bestimmen sind. — Was die Orthographie betrifft, so schien es rathsam die annoch herrschende im Allgemeinen zu befolgen; eine streng phonetische (von welcher in § 24 Proben gegeben werden) wäre für das jetzige Lautbewusstsein noch verfrüht und würde den Gebrauch des Buches in weiteren Kreisen erschweren. Selbst der Wegfall des Dehnungszeichens h ist nur schonend vorgenommen und überall da vermieden worden, wo das Wort dadurch ein gar zu befremdliches Aussehen erhielte. Dagegen ist die bisher so gänzlich vernachlässigte Scheidung zwischen den Lauten s und f, wenigstens in der Minuskel, streng durchgeführt und dadurch der Gebrauch des leidigen sz (fs, ß) unnötig geworden; ein Verfahren, dessen wissenschaftliche Rechtfertigung das Buch später selbst geben wird.

1) Deutsche Grammatik I. Lautlehre. Berlin, 1860.

§ 1.

Einteilung der Sprachlaute im Allgemeinen.

1. Die Einteilung der Sprachlaute erfolgt hauptsächlich nach zwei Grundsätzen und wir bezeichnen sie (nach Schleicher's Vorgang) der Kürze halber als die quantitative und qualitative, obschon diese Namen allerdings nicht recht zutreffend sind.

A. Quantitative Einteilung. Sie sondert die Laute nach dem Grade oder nach der Art der Hemmung, welche der Luftstrom auf seinem Wege nach Aussen zu überwinden hat. Es ergeben sich hier die drei Haupt-Kategorien: **Vokale, Halbvokale, Consonanten.**

B. Qualitative Einteilung. Sie sondert die Laute nach der Art der Organe, welche jene Hemmung bewirken. Es ergeben sich hier die drei Haupt-Kategorien: **Lippenlaute, Zahnlaute, Gaumenlaute.**

2. Diejenigen Laute, welche in quantitativer Hinsicht einer und derselben Gruppe angehören, heißen *homogene*; die, welche in qualitativer Hinsicht zu derselben Gruppe gehören, heißen *homorgane*. So sind b, d, g ihrerseits und ebenso p, t, k ihrerseits *homogene*, dagegen m, b, p, f, w *homorgane* Laute. Solche Laute, welche unter einander weder *homogen* noch *homorgan* sind, nennen wir *disparate*, z. B. b und k, g und f, n und w.

3. Wir werden bei unserer Darstellung uns im Wesentlichen auf die in den europäischen Sprachen auftretenden Laute beschränken und nur in Bezug auf das Altindische (Sanskrit) und Arabische eine Ausnahme machen; es dürfte auf diese Art die Zahl der überhaupt vorkommenden Sprachlaute nahezu erschöpft sein, soweit dieselben auf *expiratorischer* Lautbildung beruhen. Nicht *expiratorische* Laute, z. B. die afrikanischen Schnalzlaute, bleiben von unserer Betrachtung ausgeschlossen.

§ 2.

Quantitative Einteilung.

1. Uebersicht.

- A. Der Mund vollständig offen **I. Vokale.**
 a) Die Nase geschlossen, indem das Gaumen-
 segel die Choanen bedeckt 1) reine.
 b) Die Nase offen 2) nafale.
- B. Der Mund unvollständig offen . . . **II. Halbvokale.**
 a) Seitlich, zwischen Zungenrand und Backen-
 zähnen, eine Oeffnung 1. L-Laute.
 (Murmellaute.)
 b) Abwechselnde Oeffnung und Schliesung durch
 eine vibrirende Bewegung 2. R-Laute.
 (Zitterlaute.)
- C. Der Mund geschlossen **III. Consonanten.**
 a) Die Nase offen 1. nafale.
 (Resonanten.)
 b) Die Nase (durch das Gaumensegel) geschlossen 2. reine.
 aa) Die Schliesung des Mundes ist locker, so dass die
 Luft, wenn auch nur mühsam und gleichsam sich
 reibend, dennoch hindurchdringen kann: 1. Rei-
 bungs-laute (Fricativae, Spirantes) harte
 und weiche.
 bb) Die Schliesung des Mundes ist fest, so dass der
 Luftstrom für einen Augenblick völlig unterbrochen
 wird: 2. Verschlusslaute (Explosivae, Mu-
 tae) harte und weiche.

2. Gewöhnlich unterscheidet man nur Vokale und Consonanten; die Halbvokale werden alsdann mit zu den Consonanten gezählt. Wir werden im Gegensatz zu den Halbvokalen die übrigen Consonanten echte nennen. Im Allgemeinen wird das Wort Halbvokal sehr verschieden angewandt. Bopp meint damit stets die vier im Sanskrit dafür geltenden Laute (j, r, l, w), ebenso Graff; Heyse j, w, f; Lepsius j und w, Schleicher l und r; Grimm braucht diese Bezeichnung gar nicht.

3. Die Explosivlaute (Schlaglaute bei Heyse, Verschlusslaute bei Chladni, Brücke u. A.) haben eine nur augenblickliche, alle übrigen (Vokale wie Consonanten) eine beliebige Dauer, daher jene auch momentane, diese auch durative oder continuirliche Laute genannt werden. Die Explosivae werden auch häufig stumme (mutae) genannt. Von den 9 bekannten Mutis der griechischen Grammatik sind jedoch die drei Aspiraten (φ , θ , χ) keine Explosivlaute in unserm Sinne mehr.

4. Die Fricativlaute (Reibungslaute) werden von Manchen (Raumer, Schleicher) Spiranten genannt, und auch wir werden uns dieses Namens in der Regel bedienen, da er sich durch seine Kürze empfiehlt. Nur bitten wir, denselben bei uns nunmehr auch wirklich in dem eben besprochenen Sinne zu nehmen und nicht etwa im Sinne der Grimm'schen Schule, wonach er eine andere, viel engere Geltung hat. — Und auch noch eine Warnung dürfte schon hier nicht überflüssig sein: Man verwechsle doch ja Spiranten (d. i. Fricativ- oder Reibungslaute) nicht mit Aspiraten, d. h. Lautverbindungen, bestehend aus einer Explosiva und spiritus asper.

5. Was die sogenannten Liquidae betrifft, so lässt sich eine solche Gruppe in einer physiologischen Anordnung des Alphabets nicht rechtfertigen. Sie scheint zwar auf einer Verbindung zweier natürlicher Gruppen: der Halbvokale und Nasale zu beruhen; aber abgesehen davon, dass gerade diese beiden einander am wenigsten nahe stehen, so fehlt auch der eine Nasal (der der Guttural-Reihe) und die Liquiden wollen ihn schlechterdings unter sich nicht dulden; eine Menge Regeln der Specialgrammatiken, die auf sie Bezug nehmen, müssten sofort fallen, wenn man ihn einzwängen wollte.

6. Die Mutae (abgesehen von den Aspiraten) werden bekanntlich in *tenuis* und *mediae* eingeteilt. Es ist hohe Zeit, diese auch in allgemein sprachwissenschaftlichen Werken noch immer von Vielen angewandte Ausdrücke endlich zu beseitigen; sie beruhen auf einer ausserordentlich unsichern und unklaren Vorstellung alter Grammatiker und schaden

namentlich durch die ihnen innewohnende Erinnerung an eine dritte Klasse (die Aspiraten), welche vom phonetischen Standpunkte, d. h. bei einer Einteilung einfacher Laute gar nicht in Betracht kommen kann. Die natürliche Bezeichnung: harter und weicher Laut (fortis, lenis) ist ja so nahe liegend und längst populär. Sie wird um so dringender nötig, als die Fricativlaute ganz dieselbe Scheidung verlangen und man bei ihnen die sinnlosen Namen *tenues* und *mediae* doch nicht einführen wollen. — Von den Aspiraten, die als Lautverbindungen gar nicht hierher gehören, wird später besonders gehandelt werden.

7. Vielleicht wird es manchem Leser überraschend fein zu hören, dass der praktisch so allgemein bekannte und scheinbar auch theoretisch so nahe liegende Unterschied zwischen Fortis und Lenis (*Tenuis* und *Media*), also zwischen *p* und *b*, *t* und *d*, *k* und *g*, *f* und *w* etc. eines der schwierigsten Probleme der Phonetik bildet, um dessen Lösung Physiologen und Grammatiker sich schon unfähig viel Mühe gegeben haben, ohne doch bisher ein endgültiges, allgemein anerkanntes Resultat zu erreichen. Wir unsererseits werden die Namen Fortes und Lenes (harter und weicher Laut) beibehalten, ohne damit etwas über ihre physiologische Entstehung entscheiden zu wollen, sondern bloß darum, weil sie die Wahrnehmung des Ohrs dabei am anschaulichsten bezeichnen, heute immer noch die populärsten sind und ganz gewiss doch wenigstens nichts Falsches ausagen, wie ja auch die Gegner einräumen.

8. Dass bei dem Gegensatz zwischen harten und weichen Lauten die grössere oder geringere Stärke des Luftstroms (Hauches) nicht die Hauptsache sei, wie die gewöhnliche und nächstliegende Auffassung ist, hat unter den Neueren zuerst Kempelen behauptet; derselbe fand vielmehr den wesentlichen Unterschied beider Lautarten darin, dass bei den f. g. harten Lauten die Stimmritze offen stehe, also nicht töne; bei den f. g. weichen Lauten dagegen die Stimmbänder sich nähern und vibrieren, d. h. die Stimme töne; eine Erklärung, welche übrigens auch mit der alt-indischen Auffas-

sung der Lenes als „tönender“ Laute übereinstimmt. Es wurde jedoch diese Erklärung lange Zeit und zum Teil heute noch von Vielen und zwar hauptsächlich darum abgelehnt, weil man beide Lautarten ja auch beim Flüstern, wo die Stimme nicht mittönt, ganz gut unterscheiden kann; die Sache liege vielmehr so, dass bei den harten Lauten allerdings die Stimme niemals mittönen könne, bei den weichen Lauten dagegen könne sie mittönen, der Laut werde dadurch nachdrucksvoller, doch könne dieses Mittönen der Stimme auch unterlassen werden und werde sogar meist wirklich unterlassen, ohne dass das Wesen des weichen Lautes als solcher dadurch irgend wie gestört erscheine. In neuester Zeit nun hat Brücke sein gewichtiges Votum in die Wagschale der Kempelen'schen Auffassung gelegt und mit Entschiedenheit wider alle Gegner festgehalten. Nach ihm beweist jener Einwand gar nichts, da beim Flüstern der Lenes allerdings zwar die Stimme nicht im strengen Sinne des Wortes mittöne, d. h. die Stimmbänder schwingen, aber doch durch Verengung der Stimmritze ein leises Reibungsgeräusch entstehe, welches (wie bei den geflüsterten Vokalen) den Ton der Stimme ersetze und so die Lenis von der Fortis unterscheiden lasse. Die grössere Schwäche des Luftstroms bei den Lenes giebt zwar Brücke ebenfalls zu, diese aber sei ein sekundäres Moment, eine bloße Folge von der Verengung der Stimmritze. — Sehr häufig werden auch beim lauten Sprechen die Lenes nicht eigentlich intonirt, sondern nur geflüstert, eine Eigentümlichkeit, welche sich bei Vielen auch auf die übrigen tönenden Consonanten (Nasale und Halbvokale), ja selbst auf die Vokale ausdehnt. Nach Brücke soll diese Eigentümlichkeit besonders in Mittel- und Süddeutschland, dagegen fast gar nicht bei Engländern und Franzosen vorkommen, und dies sei eben der Grund, weshalb Deutsche namentlich von Franzosen so häufig misverstanden werden, insbesondere bei Eigennamen. Ich meinerseits habe jene Eigentümlichkeit auch in Norddeutschland ungemein verbreitet gefunden; in Schlefien ist sie durchweg herrschend. — Da übrigens die Stimmbänder zwischen der genäherten Stel-

lung, in welcher sie tönen, bezüglich flüstern, und der weit offenen, in welcher sie gar kein Geräusch erzeugen, noch einer Reihe von Zwischenstellungen fähig sind, so folgt, wenn anders die Kempelen-Brücke'sche Auffassung richtig ist, dass eine scharfe Grenze zwischen harten und weichen Lauten theoretisch gar nicht existirt, sondern beide Arten von Lauten durch unmerkliche Zwischenstufen in einander übergehen können.

9. Was mir bei der Kempelen-Brücke'schen Auffassung vom Unterschied der Fortes und Lenes befremdlich bleibt, ist der Umstand, dass das Tönen und Nichttönen der Stimme gerade nur bei den Mutis und Spiranten Veranlassung gewesen ist, eine Scheidung derselben in Paare vorzunehmen, nicht aber bei den Nafalen und Halbvokalen. Mit andern Worten: Fast alle Völker haben das Bedürfnis gefühlt zu trennen die Laute b und p, d und t, g und k, w und f etc. Nach Brücke ist aber der wesentliche Unterschied nur der, dass bei b, d, g, w etc. die Stimme mittönt, bezüglich flüstert, während sie bei p, t, k, f etc. dies nicht tut. Nun können aber die Laute l, r, n, m, γ (vgl. über dieses Zeichen später) ebenfalls sowohl tönend (bezügl. flüsternd) als tonlos gesprochen werden. Warum hat seit den ältesten Zeiten bis heute kein Volk das Bedürfnis gefühlt, das tönende und tonlose l, r etc. ebenfalls graphisch und nominell von einander zu sondern? Es ist dies nirgends und niemals geschehen, so dass selbst heute noch die Gebildeten in Europa kaum eine Ahnung davon haben, dass tönendes und tonloses l, r etc. zwei ganz verschiedene Laute sein sollen, wie Brücke's Auffassung es verlangt; vielmehr erklärt Jedermann, wenn er auf diesen Unterschied ausdrücklich hingewiesen wird, denselben für unwesentlich. Es muss also doch, meine ich, zwischen tönender und tonloser Muta, zwischen tönender und tonloser Spirans noch ein grösserer, fühlbarer, mehr spezifischer Unterschied obwalten als zwischen tönendem und tonlosem Nafal, bezügl. Halbvokal. Worin dieses Plus des Unterschiedes liegt, lasse ich dahingestellt, genug es muss vorhanden und gerade dieses es gewesen sein, welches jene

tiefgehende, allgemein zugestandene Scheidung veranlasste. R. v. Raumer nimmt an, dass der Unterschied zwischen harten und weichen Lauten kein anderer sei als der zwischen Blasen und Hauchen, er nennt also die ersteren geblasene, die letzteren dagegen gehauchte Laute; ausserdem vgl. auch Michaelis „Ueber den Unterschied der Consonantes *tenuis* und *mediae* (*crassae*)“ im 10. Jahrg. der Zeitschr. f. Stenogr. und Orthogr. (1862). Wir unfererseits wollten hiermit wenigstens unser Bedenken angedeutet und damit es gerechtfertigt haben, wenn wir in dieser jedenfalls noch nicht ganz entschiedenen Frage die Bezeichnung harter und weicher Laut einstweilen noch beibehalten, sonst aber werden wir die gegenwärtig von allen Physiologen angenommene Kempelen-Brücke'sche Auffassung unseren Erörterungen in diesen Blättern ebenfalls zu Grunde legen.

10. Merkwürdig ist es, dass manche Völker die weichen oder tönenden Mutae in ihrer Sprache gar nicht besitzen oder im Laufe der Zeit daraus verloren haben. So fehlen sie z. B. den Neugriechen; denn ihre Zeichen β , δ , γ bedeuten nichts anderes als bezüglich unser w, f, j. Wollen die heutigen Griechen die echten Laute b, d, g in ihrer Schrift genau ausdrücken, wozu sie ja bei Fremdwörtern gezwungen sind, so setzen sie, namentlich im Anlaut, $\mu\pi$, $\nu\tau$, $\gamma\kappa$, z. B. in den deutschen Eigennamen: *Μπέργες* (Berger), *Γκλειμ* (Gleim); oder in türkischen, ihnen noch verbliebenen Wörtern wie $\mu\pi\acute{\alpha}\zeta\alpha\tau\iota$ = basari (Markt), $\nu\tau\acute{\epsilon}\gamma\gamma\iota$ = deymi (Waarenballen), $\gamma\kappa\acute{\iota}\delta\eta\varsigma$ = gifis (Hanrey). Dabei besitzen sie jedoch das phonetische Vermögen jene Laute hervorzubringen, d. h. die Gebildeten unter den Neugriechen finden durchaus keine Schwierigkeit darin, wirkliches b, d, g auszusprechen, es handelt sich also hier blos um eine graphische Verlegenheit und die Art, wie sie sich aus derselben gezogen haben, ist zwar etwas unbeholfen aber doch sinnreich und dem Sachverhältnis, wie Brücke es auffasst, durchaus entsprechend. Sie schreiben das Zeichen der homorganen Muta und setzen davor das Zeichen eines homorganen tönenden Lautes (des Nasals), beide verbunden sollen dann

das Bild der tönenden Muta selbst geben. Was auf diese Weise nur graphisch geschieht, das tun Solche, welche die weichen Muta überhaupt nicht aussprechen können, zuweilen sogar phonetisch. So berichtet Brücke von einem Mädchen, welchem das Gaumensegel durch Krankheit zerstört war, dass sie die Laute *b*, *d*, *g* nicht mehr zu sprechen vermochte, sondern, wenn sie aufgefordert wurde, sich Mühe dabei zu geben, nichts anderes hervorbrachte als *mp*, *nt*, *γk*. Der Grund ist, nach Brücke, folgender: Die weichen (tönenden) Mutae unterscheiden sich von den homorganen Nasalen eben nur durch den Verschluss der Gaumenklappe; da diese letztere jenem Mädchen fehlte, so hätte sie eigentlich statt *b*, *d*, *g* jedesmal *m*, *n*, *γ* (unserer Tabelle) sprechen müssen; davon hielt sie jedoch der so verschiedene akustische Effekt ab und so machte sie die Sache dadurch, dass sie dem Nasal noch die betreffende tonlose Muta folgen lies, kam also unbewusster Weise auf das Auskunftsmittel der heutigen Griechen. Einen noch andern Weg schlagen manche afrikanische Stämme ein, denen das Vermögen weiche Muta zu sprechen zwar gewiss nicht fehlt, welche aber dieselben in ihrer Sprache nicht besitzen und im Allgemeinen nicht geschickt genug sind, dieselben genau nachzusprechen. Sie helfen sich dadurch, dass sie das *b* durch die Lautverbindung *mu* ersetzen, also z. B. statt *Bembo* ein *Muembo* hören lassen (vgl. Livingstone's Berichte). Sie setzen also homorganen Nasal und homorganen Vokal, denn *u* hat allerdings eine labiale Färbung. Wie ist's aber mit *d* und *g*? Sprechen sie statt des letzteren vielleicht *γi*? denn es gilt die phonetische Gleichung $i : \gamma : g = u : m : b$! Aber wie beim *d*, wo gar kein entsprechender Vokal vorhanden ist? Oder sollte hier ebenfalls das *i*, seiner dentalen Färbung wegen, herangezogen und *ni* gebraucht werden?

11. Die Verschiedenheit in der Hervorbringung der Mutae eines und desselben Organs ist durch den Gegensatz zwischen Fortis und Lenis zwar im Allgemeinen hinreichend bezeichnet, keineswegs jedoch völlig erschöpft. Das genauere Verhältniss ist nach Brücke Folgendes:

- a) die Stimmritze steht weit offen (Fortis oder tonloser Laut);
- b) die Stimmritze ist zum Tönen, bezüglich zum bloßen Flüstergeräusch verengt (Lenis oder tönender Laut);
- c) der Kehlkopf ist ganz verschlossen. Hierbei sind wiederum zwei Fälle möglich:
 - aa) der Verschluss des Kehlkopfes wird gleichzeitig mit dem in der Mundhöhle gebildet und vollständig durchbrochen; so entsteht auch eine Fortis, aber mit schärferem Vokaleinsatz, wie dies gewisse Laute der Araber, ferner die vor einem Vokal anlautenden Fortes der Magyaren und Slawen zeigen.
 - bb) Der Verschluss in der Mundhöhle kann bei noch verschlossenem Kehlkopfe durchbrochen und damit ein leichtes Explosivgeräusch hervorgebracht werden, welches zwischen der (geflüsterten) Lenis und der Fortis steht, aber keiner von beiden vollkommen gleicht. Dergleichen Laute werden auf deutschem Gebiet besonders in Oberfachsen, Thüringen, Franken gebildet und es hängt damit die Schwierigkeit zusammen, welche die Bewohner jener Landstriche darin finden, harte und weiche Laute von einander zu unterscheiden, so dass sie beim Dictiren und Buchstabiren gewöhnlich die Bezeichnung hart und weich ausdrücklich hinzufügen müssen. Vgl. Brücke, Phonet. Transscr. p. 10.

Hierzu erlaube ich mir nur beizufügen, dass jene Eigentümlichkeit der Oberfachsen etc. sich auch noch in anderer Weise erklären lässt, nämlich durch eine halbgeöffnete Stimmritze, vgl. unter 8) am Schluss.

§ 3.

Qualitative Einteilung.

1. Jene Organe, welche die Absperrung des Luftstroms bewirken, sind, wenn man von feineren Unterschieden abieht, folgende: a) Oberlippe und Unterlippe, b) Zähne und Zunge,

c) Gaumen und Zunge. Dieser dreifachen Zusammenstellung entsprechen die qualitativen drei Hauptgruppen der Laute: **Labiales, Dentales, Gutturales**; diese Bezeichnungsart im weitesten Sinne genommen, wonach sämtliche Zwischengruppen jenen allgemeinen untergeordnet werden.

2. Man hat die Bezeichnung Gutturales getadelt, weil *guttur* doch etwas ganz Anderes (Kehle), nicht Gaumen (*palatum*) bedeutet. Brücke meidet darum diese Namen sorgfältig und spricht nur von Lauten der ersten (Labial-), zweiten (Dental-), dritten (Guttural-) Reihe; Andere brauchen die Lenis κατ' ἐξοχήν für die übrigen Laute und sagen: B-Laute, D-Laute, G-Laute. Beides scheint uns etwas unbequem. Den Namen Gutturales mit dem fachlich richtigeren Palatales zu vertauschen, geht auch nicht, weil jetzt, bei der immer allgemeiner werdenden Kenntniss des Sanskrit, mit dem Namen Palatales eine ganz bestimmte engere Beziehung verbunden wird, die wir ebenfalls brauchen und für welche dann wieder ein neuer Terminus zu suchen wäre. Auch würden wir die Bezeichnung Gutturales darum ungern missen, weil sie schon durch ihren Anlaut an ihre Bedeutung erinnert, während Palatales keinen einzigen Laut der G-Reihe enthält. Am trefflichsten erfüllt in dieser Hinsicht die Bezeichnung Dentales ihren Zweck. Wie, wenn man sich entschlösse, nach diesem Prinzip geradezu neue Namen zu bilden, vielleicht mit Benutzung des ehrwürdigen a als Vokal; also Bampa-Laute, Danta-Laute, Gayka-Laute; latinisirt: *Bampales, Dantales, Gaykales*? — Einstweilen jedoch lassen wir nur die so allgemein anerkannten Namen gelten, die oben im Texte stehen.

3. Die obige Zusammenstellung der Organe in drei Paare empfiehlt sich durch eine gewisse bündige Kürze und reicht auch, um für den Anfang eine Uebersicht der Hauptverhältnisse zu geben, allenfalls hin. Sie stellt indess die eigentlichen Vorgänge weder genau, noch erschöpfend dar, und ist nunmehr in folgender Art zu erweitern:

A. Die Unterlippe nähert sich der Ober-

lippe oder den oberen Schneidezähnen . **I. Labiales.**

- a) der Oberlippe 1. Labiales verae.
- b) den oberen Schneidezähnen 2. Denti-Labiales.

B. Der vordere Teil der Zunge nähert sich den Zähnen oder dem Gaumen

II. Dentales.

- a) Man entfernt die Zahnreihen ein wenig von einander und verstopft entweder den Spalt mit dem Zungenrande oder presst den Rand der flach liegenden Zunge ringsum an die obere Zahnreihe 1. Interdentales.
- b) Man presst die Seitenränder der Zunge an die oberen Backenzähne und legt den vorderen Teil sammt der Spitze an das hintere Zahnfleisch der oberen Schneidezähne: d. i. den Alveolarfortsatz des Oberkiefers 2. Alveolares.
- c) Man lässt bei der vorigen Beschreibung die Zunge sich vom Alveolarfortsatz entfernen, so dass ihre heraufgekrümmte Spitze den höchsten Theil (cacumen) des Gaumengewölbes berührt 3. Cacuminales.
- d) Man nähert den vordern, convex gemachten Teil des Zungenrückens dem vorderen Teile des Gaumens, während die Zungenspitze nach abwärts gebogen und gegen die unteren Schneidezähne gestemmt ist 4. Dorfales oder Denti-Palatales.

C. Der hintere oder mittlere Theil
der Zunge nähert sich dem Gau-
men **III. Gutturales.**

a) Dem harten Gaumen 1. Palatales.

b) Der Grenze zwischen hartem
und weichem Gaumen (Gau-
mensegel) 2. Velares.

c) Dem Gaumensegel selbst 3. Faucales.

D. Der Laut entsteht lediglich durch
Vorgänge am Kehlkopf **IV. Laryngales.**

4. Die so eben gegebene Einteilung der Laute nach den Artikulationsstellen ist wesentlich von den Consonanten entlehnt und strenggenommen auch nur auf diese anwendbar, da die Bildung der Vokale zum Teil auf ganz anderen Prinzipien beruht. Will man indess die letzteren ebenfalls dieser Classification unterwerfen, so müsste man das a der Kehle, das i dem Gaumen, das u den Lippen zuteilen; die Zwischenstufen ordneten sich dann demgemäs, ohne dass man genaue Grenzen ziehen könnte.

5. Lepsius (p. 39) stellt unter die qualitativen Reihen der Consonanten auch noch die Lingualen, welche ausschlieslich der arabischen und verwandten Sprachen angehören und gebildet werden, „indem die breite Zunge mit nach unten gebogener Spitze den ganzen vorderen Raum des harten Gaumens bis zu den Zähnen berührt, oder ihm sich nähert;“ er rechnet dazu aus dem arabischen Alphabet das ط (Tta), ض (Ddad), ص (Ssad), ظ (Zza); so nämlich ist die phonetische Ordnung dieser Zeichen trotz der damit streitenden Gestalt. Nach Brücke nun (p. 116), dem hiebei ein geborener Orientale (Hr. Hassan, Prof. der arab. Spr. zu Wien) zur Seite stand, werden diese Laute ganz ebenso alveolar gebildet wie die gewöhnlichen T-, D- und S-Laute (Ta, Dal, Sin, Za; d. h. unser t, d, s, f); der Unterschied liegt nicht in der Artikulationsstelle, sondern in der Dauer des Verschlusses, dem Grade der Luftcompression, dem Tone der Stimme und der Wirkung auf den nachfolgenden Vokal.

Die Aufstellung einer befondern Lingualklasse ist daher zwar für die arabische Spezialgrammatik gerechtfertigt, nicht aber für die allgemeine Phonetik. Wir bezeichnen diese Laute mit einem, in der arabischen Grammatik ebenfalls üblichen Namen als „*Litterae emphaticae*.“ Beim Flüstern sind dieselben von den entsprechenden Alveolaren (Ta, Dal, Sin, Za) kaum noch zu unterscheiden und selbst beim lauten Sprechen wird das in ihnen liegende charakteristische Element von vielen Arabern, noch mehr von Türken und Perfern nicht genügend hervorgehoben oder in ganz verfehlter Weise ausgedrückt; vgl. Tab. V.

§ 4.

Allgemeines (natürliches) Lautsystem.

1. Die Aufstellung eines allgemeinen Alphabets wird von Manchen als eine unlösbare Aufgabe betrachtet, gleichviel in welcher Weise dieselbe auch versucht werden möge. Es könne nämlich damit gemeint sein:

a) eine Zusammenstellung aller physiologisch möglichen Sprachlaute. In diesem Sinne sei die Aufstellung eines solchen absolut unmöglich, da jene Laute, möge man sie betrachten nach welcher Kategorie man wolle, stetige Reihen ergeben, ihre Zahl demnach unendlich gros, also nicht sinnlich darstellbar sei;

b) eine Zusammenstellung aller historisch feststehenden Laute, d. h. derjenigen, welche als concret vorhanden nachgewiesen sind. Diese Aufgabe sei zwar nicht absolut-, wohl aber relativ-unmöglich, selbst auch nur im Bereich eines befondern Sprachstammes, ja selbst in Bezug auf eine einzelne Sprache, weil Niemand sich rühmen dürfe, Alles was in dieser Hinsicht vorhanden ist, zu kennen. Selbst die scheinbar allgemeinsten Laute in sehr verwandten Sprachen bieten Nüancen der mannigfachsten Art und sie sämmtlich aufzuspüren, zu prüfen, zu beschreiben, übersteige bei Weitem die Kraft eines Einzelnen.

2. Diese Einwendungen sind richtig, wenn man von dem aufzustellenden Alphabete absolute Vollständigkeit und Genauigkeit verlangt. Eine solche aber ist für die allgemeine Sprachwissenschaft ebenso entbehrlich wie für eine Spezialgrammatik die absolut genaue und vollständige Aufzeichnung aller Laute des bestimmten einzelnen Idioms. Auch innerhalb der am festesten geschlossenen Nationalsprache sind die Unterschiede, welche Alter, Geschlecht, Kraft, Bildung, kleine Abweichungen im Bau der Organe, äuserer Einflüsse ganz zu geschweigen, in der Sprache der Individuen erzeugen, sehr erheblich, oft sogar für das Ohr gar wol vernehmbar, und streng genommen wird es kaum zwei Menschen geben, welche lautlich ganz dieselbe Sprache reden. Wer aber möchte darin einen Grund sehen, einer Sprache ihr Lautsystem und dessen Fixirung: das Alphabet, abzusprechen? Man halte sich dort wie hier an die wesentlichen Bildungsgesetze, so lässt sich ein genügendes Resultat erreichen, denn diese Bildungsgesetze sind für alle Menschen gleich, weil sie alle wesentlich denselben Bau der Organe besitzen. Es ist mit den Lauten wie mit den Farben; auch von den letzteren giebt es unendlich viele und die Stetigkeit, jenes *πάντα ῥεῖ*, ist bei ihnen in höchster Weise, mehr als bei den Sprachlauten entwickelt; aber doch lassen sich alle unter einige wenige Hauptarten bringen. Nur sei man eingedenk, dass es sich bei der vorzunehmenden Aufstellung lediglich um die Classification der einzelnen Laute selbst handelt, nicht um die in den einzelnen Sprachen vorkommenden Zeichen derselben (Buchstaben), deren Lautwert oft auf Zusammenstellung einzelner Laute beruht, ja die zuweilen neben dem eigentlichen Laute noch ganz fremdartige Elemente repräsentiren, welche mit der bloßen Articulation nichts mehr zu tun haben, wie dies z. B. bei den arabischen Emphaticis der Fall ist.

3. Was nun die Wahl der Zeichen betrifft, so müssen dabei unumstöslich folgende zwei Grundsätze festgehalten werden:

I. Jeder einfache Laut darf nur durch ein einfaches Zeichen ausgedrückt werden¹ und ebenso umgekehrt Verbindungen verschiedener Laute dürfen niemals durch einfache Zeichen, sondern lediglich durch die Aufeinanderfolge der betreffenden einfachen Zeichen selbst gegeben werden.²

II. Verschiedene Laute dürfen nicht durch ein und dasselbe Zeichen³ und umgekehrt ein und derselbe Laut niemals durch verschiedene Zeichen gegeben werden, auch dann nicht, wenn in letzterem Falle die etymologische Herkunft des betreffenden Lautes eine verschiedene ist.⁴

Hierüber ist unter allen Phonetikern nur eine Stimme. Auch dass, wenn einmal historisch überlieferte Zeichen (Buchstaben) beibehalten werden sollen, dies nur die des lateinischen, d. i. allgemein-europäischen Alphabets, vielleicht mit einiger Aushilfe von Seiten des griechischen, sein können, wird nicht bezweifelt. Nur über die sonstige Einrichtung des Zeichensystems sind die Meinungen geteilt. Brücke hat bei den Consonanten nur für die drei Hauptreihen der Artikulation („Artikulationsgebiete“) besondere Zeichen gebraucht und die genauere Artikulationsbestimmung („Artikulationsstelle“) durch hinzugefügte Ziffern („Indices“) unterschieden. Dieses, auch früher schon von manchen Lexikographen, namentlich in Bezug auf das Englische, angewandte Verfahren ist wirklich ungemein zweckmässig, wo es sich um die bloße Verständigung über den phonetischen Wert einzelner

1) Unbrauchbar demnach sind Bezeichnungen wie das französische und deutsche ch, das englische sh, das polnische sz, das deutsche sch etc.

2) Aufzugeben sind demnach das deutsche z und polnische c (beide = ts), das deutsche x, griechische ξ (beide = ks), das griechische ψ (= ps).

3) So geschieht mit dem s, welches bald einen harten (tonlosen), bald einen weichen (tönenden) Laut bezeichnet; z. B. das, ist (hart): sagen, lesen (weich), daher letzteres bei uns: fagen, lefen.

4) Das hervorragendste Beispiel dieser Art ist die gräuliche Verwirrung, welche im Deutschen mit den Zeichen sz (fs, ß), ss, s getrieben wird.

Laute handelt; für die eigentliche Transscription dagegen, selbst auch nur auf rein grammatischem Felde, scheint uns diese Methode weniger geeignet. Es wäre nämlich eine solche Bezeichnungsart durch Indices zunächst sehr mühsam und zeitraubend, weil doch eben alle Buchstaben, auch die der gewöhnlichsten Artikulationsstellen einen Index erhalten müssen. Wo ferner solche Transscriptionen häufiger sind, da stören sie die Gleichförmigkeit des Druckes sehr wesentlich, indem ebensoviele Indices als Buchstaben auf der Seite stehen, und das Auge verwirrt sich leicht in einem solchen Meere kleiner Ziffern. Endlich, und dies scheint mir besonders wichtig, hat die vergleichende Grammatik in ziemlich übereinstimmender Weise durch gewisse diakritische Zeichen bereits eine Art der Transscription eingeführt, welche sich durch grose Einfachheit und Anschaulichkeit empfiehlt und die nur etwas weiter ausgebildet zu werden braucht, um, wenigstens für das nächste Bedürfnis, ein allgemeines Zeichensystem zu bieten. Für das höchste Ziel auf diesem Felde muss ja doch ein anderer, von allen bisher genannten grundverschiedener Weg eingeschlagen werden.

4. Von den Vokalen bedürfen die drei Urvokale a, i, u keiner besondern Unterscheidungszeichen, da sie, wenigstens bei vollkommener Artikulation, immer ziemlich gleich bleiben. Die Nebenvokale jedoch, besonders e, o, ö, weniger das ü, haben einen gewissen Spielraum der Aussprache. Wie viele Lautstufen man bei ihnen zu unterscheiden habe, hängt von der Schärfe des Ohrs und von der Genauigkeit ab, welche man der Schrift zu geben beabsichtigt. Die meisten Völker begnügen sich mit zweien, gewöhnlich als offener (breiter) und geschlossener (spitzer) Laut bezeichnet und auch wir werden für unsern nächsten Zweck auf diesem einfachen Standpunkt bleiben, obschon die meisten Physiologen drei Stufen anzunehmen pflegen. Was die Bezeichnung betrifft, so sehen wir keinen Grund die Indices hiebei aufzugeben, wo es sich um blose Verständigung über einen Laut handelt, wir schreiben also: a, e¹, e², i; ferner a, o¹, o², u und a, ö¹, ö², ü; soll das ü schärfer unterschieden

werden, so würden wir mit ü¹ das dem i nähere, mit ü² das dem u nähere bezeichnen. Bei grösseren Transcriptionen könnte man die französisch-italienische Methode vermittelst des acutus und gravis anwenden, obschon dadurch freilich die Bezeichnung des Accents erschwert wird. Der sogenannte unbestimmte Vokal ist von denen, welche ihn überhaupt zu bezeichnen für nötig hielten, bisher in der Regel entweder durch ein curfives e oder durch ein griechisches ε ausgedrückt worden, was Beides dem Auge mehr zufügt als das umgedrehte e einiger Andern. — Für die nasalirten Vokale empfiehlt sich die slawische Methode der Bezeichnung vermittelst eines darunter zu setzenden Hakens: a, e, i, o, u.

5. Für die Consonanten könnte die vergleichende Grammatik ihr bisher innegehaltenes Verfahren ungefähr in folgender Weise vervollständigen:

I. Die reinen Labialen erhalten keine besondere Auszeichnung; also m, p, b, f, w. Bei Brücke haben sie den Index 1.

II. Die Denti-Labialen erhalten eine Cedille; also m, p, b, f, w, von denen indess nur die beiden letzten praktisch vorkommen. Bei Brücke mit dem Index 2 bezeichnet. Die vergleichende Grammatik hat bisher die zwei Klassen der Labialen graphisch gar nicht unterschieden.

III. Die Interdentalen erhalten ebenfalls eine Cedille, um die physiologische Verwandtschaft derselben mit der vorigen Klasse anzudeuten; also n, t, d, s, f; in der Regel sind nur die beiden letzten praktisch anzuwenden. Bei Brücke mit dem Index 4 bezeichnet.

IV. Die Alveolaren werden nicht besonders ausgezeichnet; also n, t, d, s, f. Bei Brücke mit dem Index 1 bezeichnet.

V. Die Cacuminalen erhalten einen darunter gesetzten Punkt; also n, t, d, s, f; gemäs der bereits in der vergleichenden Grammatik allgemein herrschenden (nur beim s und f noch nicht durchgedrungenen) Sitte. Bei Brücke mit dem Index 2 bezeichnet.

VI. Die Denti-Palatalen erhalten einen Strich, also n' , t' , d' , s' , f' ; gemäs der slawischen, bereits auch in die vergleichende Grammatik vielfach übergegangenen Sitte. Bei Brücke mit dem Index 3 bezeichnet.

VII. Die Palatalen erhalten ebenfalls einen Strich, also γ' , k' , g' , χ' , j' . So bereits die allgemeine Sitte.¹ Bei Brücke mit dem Index 1 bezeichnet.

VIII. Die Velaren bleiben ohne besondere Auszeichnung; also γ , k , g , χ , j . Bei Brücke mit dem Index 2 bezeichnet.

IX. Die Faucafen könnten vielleicht durch einen darunter gesetzten Punkt bezeichnet werden, da dieselben die höchste Erhebung der Zungenwurzel erfordern, so wie die ebenfalls punktirtten Cacuminalen die höchste Erhebung der Zungenspitze darbieten; also $\underset{\cdot}{g}$, $\underset{\cdot}{k}$, $\underset{\cdot}{g}$, $\underset{\cdot}{\chi}$, $\underset{\cdot}{j}$. Bei Brücke mit dem Index 3 bezeichnet.

6. So ergibt sich folgendes System von Zeichen, wobei wir jedoch ausdrücklich daran erinnern, dass wir darin nur einen Notbehelf sehen, welcher je eher je lieber einer vollkommenern Methode weichen sollte, auf die wir später (§ 25) zurückkommen werden.

I. Vokale.

A. Reine.

	a	
è	ò	ò
é	ô	ó
i	ü	u

B. Nafalirte.

q , q , $\dot{q}$, q , u .

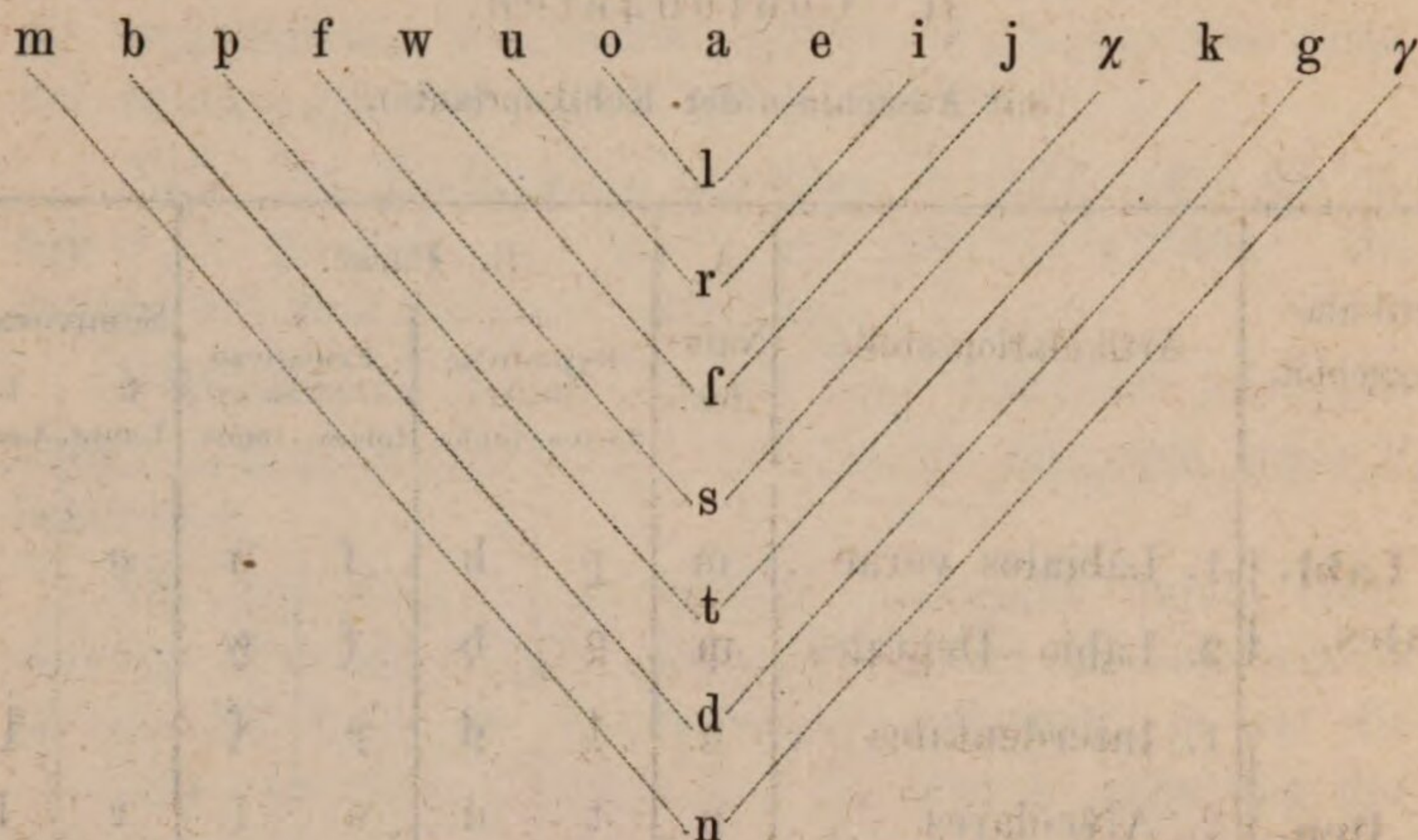
1) Abweichungen im Einzelnen kommen dabei natürlich nicht in Betracht, z. B. dass Bopp nicht k' , sondern c' schreibt, dass er die Zeichen γ und j nicht verwendet, sondern dafür $\ddot{n}$ und y setzt, u. dgl. m. Ueber Einzelnes wird später ausführlich gesprochen werden.

II. Consonanten,
(mit Ausschluss der Kehlkopflaute).

Artikulationsgebiet.	Artikulationsstelle.	A. Nasales.	B. Purae.				C. Semivocales	
			a. Explosivae (Mutae)		b. Fricativae (Spirantes)		R - Laute.	L - Laute.
			fortes.	lenes.	fortes.	lenes.		
I. Labiales.	1. Labiales verae .	m	p	b	f	w	ø	
	2. Labio - Dentales	m̥	p̥	b̥	f̥	w̥		
II. Dentales.	1. Interdentales . .	n̥	t̥	d̥	s̥	ʃ̥		l̥
	2. Alveolares . . .	n	t	d	s	ʃ	r	l
	3. Cacuminales . . .	n̥	t̥	d̥	s̥	ʃ̥	r̥	l̥
	4. Denti - Palatales	n'	t'	d'	s'	ʃ'		l'
III. Gutturales.	1. Palatales	ɣ'	k'	g'	x'	j'		
	2. Velares	ɣ	k	g	x	j		
	3. Faucales	ɣ̥	k̥	g̥	x̥	j̥	ø	

7. Für manche Zwecke empfiehlt es sich, die hier gegebene Aufstellung der einzelnen Laute einer Klasse folgendermaßen zu ordnen: Nasalis, Muta lenis, Muta fortis, Spirans fortis, Spirans lenis, Semivocalis, so dass also z. B. bei den Lippenlauten sich folgende Reihe ergäbe: m, b, p, f, w; es wird dadurch die Verwandtschaft der Laute und ihr Uebergang in einander besser hervorgehoben. Das w seinerseits geht dann durch u und dieses durch u wieder in m über, so dass eine Art von Kreislauf innerhalb der einzelnen Klassen entsteht. Sehr verwandt mit dieser Auffassung, jedoch weiter gehend, ist die von Thaußing, welcher (p. 38) aufstellt: „Alle einfachen Laute sind Verdampfungen

des menschlichen Naturlautes a nach drei Richtungen je zu sieben Stufen“ und demgemäs folgendermasen ordnet:



wobei ich mir nur erlaubt habe die Zeichen χ , f , s statt der bei Thaufing ihnen bezügl. gleichwertigen ch , s , sz zu verwenden. Was die Anordnung selbst betrifft, so dürfte es schwer sein, den Uebergang von a zu l und von diesem zu r zu vermitteln, desgleichen die Lautgruppen o , l , e und u , r , i in Bezug auf l und r hinreichend zu begründen. Alles Uebrige ist vollkommen so wie wir selbst es oben andeuteten.

8. Endlich noch ein Wort über die Namen der Laute. Da diese in den verschiedenen Sprachen ziemlich verschieden und selbst im Gebiet einer und derselben Sprache selten nach einer festen Regel gebildet sind, so dürfte es sich für die Phonetik empfehlen, auch hiefür eine allgemeine Norm festzustellen. Als solche würde sich am besten die altindische Methode eignen, wonach die Vokale einfach ihren Laut als Namen erhalten, die Consonanten aber ihren Laut in Verbindung mit dem Urvokal a , also z. B. bei den Lippenlauten: ma , ba , pa , fa , wa ; oder im Zusammenhange: „*Der Laut sa unterscheidet sich von dem Laute fa gerade so wie der Laut fa von wa und der Laut χa von ja .*“ Wer schon in dem Falle gewesen ist, über Lauttheorie nicht bloß schreiben, sondern auch sprechen zu müssen, der wird die Erleich-

terung, welche in diesem Verfahren liegt, sofort herausfühlen. Aber auch abgesehen von dem praktischen Nutzen dürfte es schon die Rücksicht auf wissenschaftliche Terminologie erfordern, dass jenes wunderliche Herumspringen in den verschiedensten Wortbildungen, z. B. im Deutschen: Ka, Ge, Ef, Ku, Vau, Jot, Zet, Zeha, Eszet, Eszeha etc. aufgegeben werde, zumal da manche Laute (das γ , das f und andere) auf diese Weise gar nicht einmal mit eigenen Namen unterschieden werden können.

§ 5.

Bildung der Vokale.

1. Die phyfiologische Erklärung, wie die drei Grundvokale a, i, u entstehen, ist schwierig. Kempelen, Kratzenstein,¹ Willis² haben wenigstens die Fundamentalversuche dazu geliefert und hauptsächlich auf diese gestützt hat dann Brücke seine Bestimmungen aufgestellt (Grundz. p. 13 ff.). Das wesentlichste Ergebnis aller Untersuchungen bis jetzt geht dahin, dass beim a die vom Halse und Munde gebildete Röhre, durch welche der Luftstrom streicht, kürzer ist als beim u und länger als beim i, der Kehlkopf steht höher als beim u und tiefer als beim i. Der Mundkanal ist beim a in seiner ganzen Länge offen, weder in der Mitte verengt wie beim i, noch am Ende verengt wie beim u. Beides würde die Hervorbringung des reinen hellen a unmöglich machen, übrigens aber kann das a bei sehr verschiedener Weite des Mundkanals hervorgebracht werden.

1) Tentamen resolvendi problema ab academia scientiarum Petropolitana ad annum 1780 publice propositum: 1) Qualis sit natura et character sonorum litterarum vocalium a, e, i, o, u, tam insigniter inter se diversorum, 2) An non construi queant instrumenta ordini tuborum organicorum, sub termino vocis humanae noto similia, quae litterarum vocalium a, e, i, o, u sonos exprimant. Petropoli, 1781.

2) Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. Band XXIV, Seite 397.

2. Die Bildung der Zwischenglieder, d. h. der E-, O-, Ü-, Ö-Laute ergibt sich hieraus von selbst. Die E-Laute entstehen durch stufenweise Verkürzung des Ansatzröres und Verengung desselben in der Mitte; die O-Laute durch stufenweise Verlängerung des Ansatzröres und stufenweise Verengung der Ausflussöffnung; die Ü-Laute durch Verengung der Mundöffnung, Verlängerung des Ansatzröres und Senkung der Zunge mit Zungenbein und Kehlkopf; die Ö-Laute durch mäsige Verlängerung des Ansatzröres verbunden mit Verengung desselben in der Mitte. Wie viele Stufen man bei jeder Lautgruppe anzunehmen habe, darüber lässt sich keine feste Bestimmung geben. Beim ü reicht man auch wohl mit einer aus, bei e, o, ö sind mindestens zwei nötig und wir unferseits haben uns damit begnügt. Die meisten Physiologen (auch Brücke) nehmen drei an.

3. Wenn von einem Vokal schlechthin die Rede ist, so wird in der Regel vorausgesetzt, dass dabei alle Mittel gebraucht werden, welche die menschlichen Sprachwerkzeuge darbieten, um den Vokallaut deutlich unterscheidbar und klangvoll hervortreten zu lassen. Man nennt die Vokale in diesem Falle vollkommen gebildete und unterscheidet von diesen die unvollkommen gebildeten, d. h. solche, bei denen entweder die Mundöffnung nicht hinreichend verengt bezügl. erweitert ist, oder bei denen der Kehlkopf nicht hinreichend gehoben oder die Mundwinkel nicht weit genug nach den Seiten gezogen sind u. A. m., wie dies bereits in den einzelnen Fällen angedeutet wurde. Dieselben sind namentlich im Englischen sehr häufig.

4. Was den unbestimmten Vokal betrifft, in welchen die kurzen Vokale unserer gealterten Sprachen so häufig übergehen, z. B. in Wörtern wie haben, vermuten, franz. tenir, le roi, besonders aber im Englischen, so unterscheidet sich derselbe von den übrigen Vokalen teils durch seine grössere Kürze, teils durch eine gewisse dumpfe Resonanz der Stimme, kommt indess seiner Qualität nach am nächsten dem ö, weil dieses selbst gleichsam ein Gemisch von allen übrigen Vokalen ist. Man sei indess nicht zu schnell mit der

Annahme dieses unbestimmten Vokals; was man dafür zu halten geneigt ist, erweist sich bei genauer Betrachtung oft nur als ein unvollkommen gebildetes è oder ö oder ò; ja manchmal ist da, wo man denselben zu finden meinte, phonetisch gar kein Vokal vorhanden, z. B. im Deutschen bei schneller Rede in den Infinitiven auf en, wenn der Stamm auf d oder t ausgeht, z. B. *baden*, *reden*, *treten*; wo hinter d und t die Zunge vollständig in ihrer Lage bleibt, was nicht möglich wäre, wenn zwischen diesen Lauten und dem n irgend welcher Vokallaut läge; man spricht in Wahrheit nur *bâdn*, *rédi*n, *trétn* (Purkinje).

5. Bevor ich an die Bestimmung des Lautwertes der einzelnen Vokalzeichen gehe, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass in der Aussprache der deutschen Vokale überhaupt eine ungemeine Verschiedenheit nach Landstrichen und Individuen herrscht und daher allgemein gültige Angaben in dieser Hinsicht wohl kaum zu erzielen sind. Die Beispiele, welche Brücke über die einzelnen Vokalwerte anführt, stehen mit meiner Erfahrung zum Teil in völligem Widerspruch. So wird (Grundzüge pag. 20) das é der Franzosen erläutert durch das deutsche *ewig*, *selig* (womit ich übereinstimme) und dann hinzugefügt: kurz in *werden*. Bei mir und Allen, mit denen ich verkehre, ist das e in *werden* überhaupt nicht kurz, sondern lang und zwar gleich dem è der Franzosen. Ferner: das è der Franzosen wird erläutert durch die deutschen Wörter *Hehl*, *ehrlich*, *echt*. Bei uns hier in Schlefien und noch mehr in Posen und Preussen wird von Gebildeten das e in *Hehl* und *ehrlich* genau so gesprochen wie in *ewig*, *selig*; und *echt* hat ein kurzes e, welches zu dem in *Hehl* und *ehrlich* mir gar nicht passt, sondern zu dem in *werden* als die betreffende Kürze zu gehören scheint. Ferner wird bei Brücke das ê der Franzosen von deren è getrennt und das erstere durch deutsches ä und englisches a (*man*, *fat*) erläutert. Meines Wissens und aller Erkundigung nach klingt der Vokal in *père* nicht anders als der in *crème*, so lehren auch die Grammatiker; der Circumflex wird statt des Gravis nicht aus phonetischen, sondern aus etymo-

logischen Gründen gesetzt, er steht namentlich, wenn ein s ausgefallen ist; der Vokal in engl. *man*, *fat* ist kurz und gleicht so ziemlich dem in *echt*, *wenn*, *Held*. Ferner: das italienische a in *ballare*, *cantare* soll anders (heller) klingen als das deutsche a in *Wahl*; wir in Schlesiens sprechen das letztere genau so wie die Italiener das ihrige, wie hier lebende Italiener bezeugen. Endlich das o in *Ordnung* soll die Kürze sein zu dem in *Oper*, *Woge*; meiner Wahrnehmung nach steht jenes kurze o qualitativ dem ò (engl. *lord*, franz. *encore*) viel näher als dem andern.

§ 6.

Lautwert der einzelnen Vokalzeichen.

1. Das a unserer Tabelle bezeichnet den Laut, dessen Länge wir in *Aar*, *Abend*, *Wahl*, dessen Kürze wir in *Ast* *Arm*, *alt* hören. Vorausgesetzt ist dabei die Sprache eines gebildeten Norddeutschen, nach welcher das a genau so klingt wie in den italienischen Wörtern *ballare*, *cantare*. Eher liesse sich zwischen der Länge und Kürze (*Abend*, *Ast*; *Vater*, *Gevatter*) ein gewisser, auch qualitativer Unterschied entdecken, doch scheint mir derselbe bei vollkommener Artikulation hier (ebenso beim i und u) nicht erheblich genug, um eine besondere Bezeichnung dafür einzuführen.

2. Unser è bezeichnet das franz. e ouvert (*père*), von welchem das ê (*crème*) phonetisch nicht verschieden ist. Im Deutschen ein sehr häufiger Laut, der, wenn er lang ist, in der Regel ä (ae) geschrieben wird, z. B. *wäre*, *Schwäne*. Seine Kürze ist das gewöhnliche kurze e oder ä, z. B. in *Bette*, *Feld*, *fern*, *Bänder*, *Wälder*, *Fässer*. Die jetzt übliche Orthographie hat den Gebrauch des (kurzen) e und ä in der Art geregelt, dass letzteres überall da gesetzt wird, wo man die Ableitung von einer Stammform mit a noch deutlich fühlt und der reine Vokal daneben in Kraft bleibt, also *Hand*, *Hände*; *falle*, *fällst*; etc. Dagegen *Erbe*, *Ende*, weil die älteren Formen

arbi, *andi* vergessen waren; *Henne*, weil man den kurzen Vokal dieses Wortes mit dem langen in *Hahn* (mhd. *hän*) nicht zu vereinen wusste. Hätte dagegen *hän* denselben Weg eingeschlagen wie das ihm ganz analoge *män*, d. h. nicht Dehnung, sondern Schärfung erfahren, so würde man ebenso wie *Mann*, *Männin*, *männlich*, auch *Hann*, *Hänne* geschrieben haben. Manchmal schwankt die Schreibung, z. B. bei *Arm*, *Ärmel*, wo die letztere Form in der Bedeutung *brachiolum* stets mit ä, in der von *manica* aber auch oft mit e geschrieben wird, vermutlich um diese logische Verschiedenheit dem Auge anschaulich zu machen. Ganz ebenso bei *Eltern* (*parentes*) und *ältern* (*seniores*), *Bäcker* (*pistor*) und *Becker* (*Nom. prop.*), etc.

3. Unser é ist das franz. e fermé (*aimé*). Im Deutschen bietet gerade dieser Laut in Bezug auf sein Vorkommen in den einzelnen Fällen nach Landstrichen und Individuen ausserordentlich viel Abweichendes. In Schlefien, ebenso im Bromberg'schen und in der Provinz Preusen, werden von Gebildeten alle offenen Silben in dieser Weise gesprochen, also *éwig*, *félig*, *léfen*, *kéren*, *Hél* (Hehl), *érlich* (ehrlich). — Die Kürze dieses Lautes ist mir in Deutschland nirgends bekannt geworden.

4. Unser i ist der Laut, den man in den deutschen Wörtern *mir*, *wir*, *ihr*, *Lied*, *Sieg*, im ital. *giro*, franz. *écrire*, engl. *wheel* hört. Seine Kürze in *Hirt*, *Bild* etc. ist selbst bei vollkommener Artikulation ziemlich abgestumpft, so dass der Laut sich etwas dem e nähert.

5. Unser ò ist der Laut, welcher in dem franz. *or*, *encore*; engl. *lord*, *scorn* gehört wird. Im Deutschen findet er sich als Länge wohl nur dialektisch, z. B. in Schlefien: *ich mòg* (*moag*) *nicht*; doch hörte ich in Oberdeutschland ihn auch häufig in der Sprache der Gebildeten; im Plattdeutschen ist er ungemein häufig. Seine Kürze scheint mir das gewöhnliche deutsche kurze o, z. B. in *Horn*, *Gold*, *Ordnung*. — Das engl. a in *walk*, *water*, *all*, das dänische aa und das schwedische å find dem hier besprochenen Laute nahe verwandt.

6. Unser ó ist der Laut im franz. *eau*, *anneau*; deutsch *Mohr*, *Sohn*, *Wohl*, *Oper*. Eine Kürze desselben ist mir im Deutschen nicht bekannt geworden.

7. Unser u ist das ou der Franzosen, der Laut im deutschen *Muth*, *Bube*, *kluger*. Seine Kürze, z. B. in *Gurt*, *Duldung*, ist bei vollkommener Artikulation nur wenig abgestumpft. Im Französischen und Griechischen fehlt die Kürze dieses Vokals gänzlich und wird, wo sie etymologisch stehen sollte, durch ü ersetzt; eine Erscheinung, die ich übrigens auch in Deutschland, zwar nicht provinziell, wohl aber individuell und auch hier nur in gewissen Lautverbindungen wahrgenommen habe; am häufigsten vor r.

8. Unser ü ist der Laut des franz. u (*tuer*), deutschen ü in *müde*, *Bühne*; seine Kürze, z. B. in *Würde*, *Hündin* scheint mir qualitativ nur wenig verschieden. Brücke sondert diesen Laut in zwei, von denen der eine näher dem i, der andere näher dem u liegt.

9. Unser ö ist der Mittellaut zwischen è und ò und demnach leicht zu bilden; vergl. franz. *peur*. Im Hochdeutschen kommt er als Länge meines Wissens nicht vor, wohl aber sehr häufig im Plattdeutschen, wo er von Klaus Groth durch ein verschlungenes œ bezeichnet wird. Seine Kürze scheint mir das gewöhnliche deutsche ö in geschlossener Silbe, z. B. *Mönche*, *Mörder*.

10. Unser ö ist der Mittellaut zwischen é und ó, das deutsche ö in offener Silbe (*Löwe*, *hören*). Die Kürze kommt meines Wissens in Deutschland nicht vor.

11. Die obigen 10, mit Einschluss des unbestimmten Vokals 11, mit Einschluss der unvollkommenen Bildung 20 (22) Vokalzeichen sind für allgemeine Zwecke ausreichend. In Wahrheit stellen sie jedoch nur die wichtigsten, häufigsten, am leichtesten unterscheidbaren Vokale dar. Was die unzähligen Zwischenstufen betrifft, von denen freilich das Ohr nur noch verhältnismäßig wenige unterscheiden kann, so dürfte deren genaue Bezeichnung vermittelt lateinischer Lettern und diakritischer Zeichen schwierig sein; über eine andere Methode, welche auch die feinsten Nuancen

der Vokalschattirung anzugeben gestattet, vgl. Tabelle IV unter 2).

Anmerkung. Den Lautwert der Vokale nach ihrer etymologischen Herkunft bestimmen zu wollen, ist ein äusserst misliches Unternehmen. Insbesondere ist die Behauptung J. Grimm's, das deutsche e habe einen verschiedenen Laut, je nachdem es aus a oder aus i stamme, nur mit der grössten Behutsamkeit aufzunehmen und für weite Landstriche ganz gewiss falsch. Hier in Schlefien z. B. trennt kein Mensch *regen* (movere) lautlich von *Regen* (pluvia), obschon dort altes a, hier altes i zu Grunde liegt, sondern das Volk spricht in beiden Fällen: *règen*, die Gebildeten ebenfalls, in beiden Fällen, meistens *régen*. Ganz ebenso ist es — soweit ich beobachten konnte — in Posen und Preussen.

§ 7.

Dauer der Vokale.

1. Jeder Vokal kann sowol in der isolirten Aussprache als in zusammenhängender Rede beliebig lange angehalten werden. Beträgt seine Dauer mindestens zwei Momente, so heist er ein langer Vokal. Man bezeichnet einen solchen in der Regel durch denselben Buchstaben wie den betreffenden kurzen und setzt darüber entweder einen Strich oder einen Circumflex, also $\bar{a}$ oder $\hat{a}$; andere Methoden, z. B. die Verdoppelung (aa), die Zufügung eines h (ah) oder e (ae) sind zwar in der Orthographie mancher Sprachen noch immer eingebürgert, werden aber nicht in der Sprachwissenschaft angewendet.

2. Der Umstand, dass in älteren Handschriften die langen Vokale in der Regel durch Verdoppelung bezeichnet werden und dass auch in vielen älteren Sprachen zwei gleichartige Kürzen meist zu der entsprechenden Länge zusammenfliessen, z. B. im Sanskrit $a + a = \hat{a}$, $i + i = \hat{i}$, $u + u = \hat{u}$, scheint der Grund gewesen zu sein, dass man in vielen sprachwissenschaftlichen Schriften die Erklärung findet, ein langer Vokal bestehe aus zwei gleichartigen kurzen, zwischen denen der Spiritus lenis weggelassen worden sei. Mit Recht sind dagegen sowol vom historischen als vom phonetischen Standpunkte aus Zweifel erhoben worden. Man wen-

dete vom ersteren ein, dass ja lange Vokale keineswegs immer aus den zwei entsprechenden Kürzen, sondern häufig aus ganz verschiedenen Vokalen entstehen, wovon schon das Sanskrit ein schlagendes Beispiel giebt, wo ê aus a + i, ô aus a + u erwächst, wie denn die Kürzen e und o dort noch gar nicht vorhanden sind. Die Phonetiker fanden das Weglassen des Spiritus lenis in dem betreffenden Falle bedenklich und wollten nicht glauben, dass der zu dem ersten kurzen Vokale angewendete Luftstrom zur Bildung eines langen Vokals hinreichend sei. Vgl. D. L. p. 30 f. Diese Einwände sind ganz richtig und waren in früherer Zeit sehr wol angebracht; heut zu Tage indess wäre eine Erneuerung derselben wohl nur ein Kampf mit Schatten, da die erwähnte Erklärung selbst von ihren eifrigsten Verfechtern schwerlich noch in dem roh mechanischen Sinne aufgefasst wird, dass man darunter ein materielles, vermittelt der Lautwerkzeuge zu vollziehendes Aneinanderreihen von zwei kurzen Vokalen versteht. Die ganze Erklärung kann nur als ein Sinnbild gelten, welches andeuten soll, dass ein langer Vokal die Dauer von (mindestens) zwei Kürzen hat und dass in gewissen Sprachen grammatisch oft zwei Kürzen zu einer Länge zusammenfließen.

3. Jakobi und später auch R. v. Raumer (Gesprachw. Schr. p. 165) machen darauf aufmerksam, dass bei den langen Vokalen häufig nicht bloß die Quantität, sondern auch die Qualität des Vokals eine andere sei als bei den entsprechenden Kürzen. Das a in *Vater* sei nicht bloß ein längeres, sondern auch ein lautlich anderes als das in *Gevatter*; ebenso das i in *innen* und *Bienen* etc. Dagegen bestreitet Brücke (Grundz. p. 25), und wir glauben mit Recht, das notwendige Vorhandensein eines solchen Gegensatzes in der Qualität kurzer und der ihnen entsprechenden langen Vokale. Jener Gegensatz besteht nur innerhalb der Grenzen gewisser Idiome, z. B. im Deutschen, wo die sogenannten geschlossenen oder spitzen Vokale (é, ö, ó) meines Wissens als Kürzen gar nicht vorkommen, während sie z. B. im Schwedischen nach beiden Quantitäten gar wohl erkennbar

find. Auch ist zu beachten, dass der Unterschied zwischen der Qualität des langen und kurzen a, i, u immer geringer wird, je mehr man die betreffenden Vokale mit vollkommener Bildung zu sprechen sucht, etwas was im Deutschen, wenigstens in gewöhnlicher Umgangssprache, nur selten geschieht, so dass alle kurzen Vokale eine gewisse Annäherung an das e oder richtiger an den unbestimmten Vokal verraten, eine Erscheinung, die bekanntlich im Englischen noch viel mehr hervortritt und hier bereits die Mannigfaltigkeit des Vokalismus zu vernichten droht.

4. Es kann ein Vokal aber auch die Dauer oder den Wert von drei und mehr Kürzen haben; wir nennen dies eine Länge höheren Grades und unterscheiden also Längen ersten Grades (= zwei Kürzen), Längen zweiten Grades (= drei Kürzen), etc. So ist z. B. im Deutschen das â in *ihr faszt* (sedebatis) bei sorgfältiger Sprache etwas kürzer als das in *du fahst* (videbas), obschon beide Wörter in dieser contrahirten Form phonetisch nur *fâst* geschrieben werden können; das erstere â ist gleich zwei, das andere gleich drei Kürzen; jenes also eine Länge ersten, dieses eine Länge zweiten Grades. Auch in gewissen Wörtern, welche eine gesteigerte Gemütsstimmung ausdrücken, z. B. *fehnen*, *ahnen*, *flehen* u. a. hört man ungemein oft den Vokal als eine Länge zweiten Grades aussprechen, ganz besonders auf der Bühne, der Kanzel und beim Vortrag von Gedichten, ohne dass man deshalb auch nur im Entferntesten dem Redenden den Vorwurf des Affektirten oder Manierirten machen könnte. Noch höhere Längengrade kommen im Deutschen schwerlich vor, dagegen dehnen z. B. die arabischen Koranleser manche Vokale bis zu dem Werte von fünf Kürzen, also zu Längen vierten Grades. Vgl. Brücke Phon. Transscr. p. 41 und 62.

5. Ueber die Bezeichnung der höheren Längengrade hier etwas bestimmen zu wollen, wo wir nur mit den historisch überlieferten Zeichen zu tun haben, ist schwierig und eigentlich unnötig, da ein Bedürfnis danach noch gar nicht empfunden wird. Kommt aber die Zeit, wo das phonetische Bewusst-

sein so erstarkt ist, dass man jenes Bedürfnis empfindet, dann hat man sicherlich für sprachwissenschaftliche Zwecke den alten historischen Zeichen, wenigstens auf dem Gebiet der reinen Lautlehre, schon entlag und zu zweckmäsigeren gegriffen, wo dann auch für die Dauer der Laute das vollständigste Rüstzeug zu ihrer graphischen Fixirung vorhanden sein wird. Vgl. § 25, dazu Tab. IV. 6 — 9.

§ 8.

Längebezeichnung der Vokale im Deutschen.

1. Im Gothischen wird die Dauer der Vokale gar nicht bezeichnet; sie kann daher nur durch die Vergleichung mit den entsprechenden Wörtern und grammatischen Vorgängen anderer Sprachen festgestellt, ja muss zum Teil als zweifelhaft angesehen werden, z. B. beim u. Althochdeutsche Handschriften älterer Zeit geben die langen Vokale durch Verdoppelung, spätere durch Circumflexion, feltener durch Hinzufügung eines h. Grimm glaubt, dieser letzterwähnte Gebrauch habe sich zuerst in fremden Wörtern entwickelt, wenn aus zwei Silben gleichartige Vokale an einander stiesen, z. B. *Aharôn* statt *Aaron*; vielleicht hängt die betreffende Sitte auch mit den ahd. so beliebten Zerdehnungen der Wörter zusammen, z. B. *mahal*, *prahastun*, *emezzihic* für *mâl*, *prâstun*, *emezzic*; oder beruhen umgekehrt jene scheinbaren Zerdehnungen nur auf ungeschickter Häufung des Längezeichens? Mittelhochdeutsch verliert sich das h als Längezeichen (erst im 15. Jahrhundert kehrt es wieder) und im Allgemeinen darf jetzt der Circumflex als solches gelten, doch wenden die Handschriften auch diesen nur sparsam und unsicher an. Ein Zweifel über die Quantität eines Vokals entsteht jedoch hier selten, da in der Regel die Vergleichung mit dem Ahd. und der mhd. Reim hinreicht, um dieselbe sicher zu stellen.

2. Das Neuhochdeutsche hat die alten Quantitätsverhältnisse bedeutenden Aenderungen unterworfen und besitzt

eine Menge von Längen, welche die ältere Sprache nicht kannte. Die Bezeichnung der Längen, gleichviel ob es alte oder erst später entstandene sind, geschieht auf höchst unconsequente Weise und bildet unter den vielen Mängeln der deutschen Orthographie wohl den schlimmsten, da er am häufigsten vorkommt und sehr in's Auge fällt. Es erfolgt nämlich die Längenbezeichnung:

A. gar nicht. Beispiele: *war, klar, kam, Schwan, haben, baden, wagen; er, wer, heben, reden, legen; mir, dir, wir; oben, Odem, Bogen, los; Schwur, Fuder, Bube; wäre, Schwäne, käme, böse, Köder, müde* etc. Vor l auffallender Weise sehr selten, vgl. indess *Mal* (*einmal, zweimal, mit einem Male*).

B. durch Verdoppelung des Vokals. Beispiele: *Saal, Haar, Staat, Seele, leer, Meer, Heer, Moor*; von i und u, auch von den Zwischenvokalen (ä, ö, ü) heute kein Fall mehr; aus dem 15. Jahrhundert finden sich einige ii (ij), z. B. *bij, allzijt* (Hans v. Büchel, bei Wackernagel I. 956), uu sind häufiger, s. Kehrein (Gramm. d. D. S. des 15—17. Jahrh. § 17). — Im Holländischen ist dies die gewöhnliche Methode, z. B. *slaap* (somnus), *zaak* (res), *maat* (modus), *veel* (multus), *steen* (lapis), *boom* (arbor), *zoon* (filius); die Vokale i und u werden zwar auch geminirt, haben aber alsdann eine etwas andere Aussprache, ii (geschrieben ij) = ei, uu = ü, z. B. *lijden* (pati), *muur* (murus).

C. durch Anfügung eines e an den Vokal. Nur bei i, z. B. *Biene, Lied, Ziel, Sieg, Vieh, nieder* etc. Dies ist die im Belgischen übliche Methode, wo sie aber consequent auf alle Vokale angewendet wird.

D. durch Anfügung eines h.

a. an den Vokal selbst. Nur vor Liquida, z. B. *Wahl, Bahn, sehr, Lehne, ihr, ihm, Mohr, Lohn, Huhn, Ruhm, wähle, Söhne, Bühne*.

b. an den vorangehenden Consonanten. Nur beim t, z. B. *Thor, -thum, thun, thäte, Thörin, Thüre*.

c. an den folgenden Consonanten. Ebenfalls nur beim t, z. B. *Rath, Meth*, vom i kein Beispiel, *roth*,

Wuth, Rätthe, Röthe, Blüthe. In dem Fall, wo *t* sowol vorangeht als nachfolgt, wie in *tât* (facinus, feci), hat die Orthographie das zuerst stehende bevorzugt, also nicht *taht*, sondern *that*, ebenso *thut*, *thäte*.

3. Die Verwirrung im Gebrauch der Dehnungszeichen war früher, namentlich im 17. Jahrhundert, noch viel grösser als heute. Bezeichnen wir einen beliebigen Consonanten einmal ganz allgemein mit der Chiffre *T*, eine Liquida insbesondere mit *L*, einen beliebigen Vokal mit *A*, so ergiebt sich, dass die Formeln *TAL*, *TAAL*, *TAEL*, *TAHL*, *THAL*, *TALH* häufig in denselben Wörtern angewendet werden, z. B. *Ruhm* und *Rhum* (gloria), ja zuweilen zwei Formeln gleichzeitig in einem Worte, z. B. *Saahl*, *Ziehl*. Und dies geschieht, wie es scheint, bei allen Consonanten, am häufigsten allerdings, wenn auf den Vokal eine Liquida folgt, deshalb in dem obigen Schema die Trennung zwischen *T* und *L*. Dass die sonst erfreulicher Weise aufgegebenen beiden Formeln *THAL* und *TALH* gerade nur für das Zeichen *t* sich festgenistet haben, erklärt sich wol daraus, dass die Erinnerung an das griechische Theta hier einwirkte, während eine entsprechende bei den übrigen Consonanten nicht vorhanden war. Dass dieses deutsche *th* phonetisch eben nur *t* und das *h* lediglich Längezeichen des Vokals war,¹ braucht wol heut zu Tage nicht mehr erst ausdrücklich gesagt zu werden, da an dieser Stelle schon J. Grimm die Sache auch phonetisch ganz richtig auffasste und sein mächtiges Beispiel zahlreiche und praktische Nachfolge fand. Früher allerdings war die Bewusstlosigkeit in Lautbestimmungen so gros, dass manche Grammatiker alles Ernstes selbst hier an eine Aspirata dachten! — Nicht selten benutzt man den Gebrauch und die Verschiedenheit der Dehnungszeichen, um logische Unterschiede dadurch graphisch anzudeuten, z. B. *Ton* (sonus), *Thon* (argilla); *Tau* (laqueus), *Thau* (ros); *Mohr* (aethiops), *Moor* (palus); *wider* (contra), *wieder* (iterum); früher auch

1) Das Wort *Thurm* ist das einzige Beispiel, wo *th* neben kurzem Vokal gebraucht wird.

gut (bonus), *Guth* (praedium); *Hut* (pileus), *Huth* (tutela) und Aehnliches. Alles dies ist verwerflich; die Schrift hat lediglich den Laut, nichts Anderes auszudrücken.

4. Sollte man diese Verwirrung denn niemals lösen können? Ich dünkte, die Mittel dazu wären nicht so schwer weder zu finden, noch auszuführen. Ueberall da nämlich, wo auf einen Vokal Consonanten von gleicher Art folgen, da bedarf der Vokal gar keines Dauerzeichens, denn seine Dauer wird schon daraus erkannt, ob der folgende Consonant einfach oder geminirt auftritt; eine Verwechselung zwischen *hare* (capilli) und *harre* (exspecto), *bane* (viam operio) und *banne* (interdico), *ban* (via) und *bann* (interdictio), *lam* (claudus) und *lamm* (agnus), *fal* (flavus) und *fall* (casus) etc. ist nicht möglich. Es bleiben also nur solche Fälle unentschieden, wo auf einen Vokal mehrfache Consonanz von verschiedener Art folgt, wie z. B. *hart* (durus), *zart* (tener); *bald* (mox), *malt* (pingit, molit); *herz* (cor), *erz* (aes) etc. Nun könnte man zwar sagen: da diese Unbestimmtheit der Schreibung bisher so wenig störend gewesen ist, ja von der überwiegenden Mehrzahl der Lesenden und Schreibenden nicht im mindesten empfunden wird, so könnte man die Sache auch ferner dabei bewenden lassen. Ich würde dies jedoch nicht billigen; schon die Consequenz verlangt, dass, wenn einmal die Dauer der Laute angedeutet wird, dies dann auch überall geschehe. Man bezeichne daher die langen Vokale in solchen Fällen mit dem Circumflex, also *hart*, *bald*, *herz*; aber *zârt*, *mâlt*, *êrz*, *pfêrd*, *lêrt* (docet, vacuat), *bânt* (viam operit) etc. Auf diese Weise wäre das Verhältniß wenigstens in der Grundlage geregelt. Völlige Consequenz ist allerdings damit noch nicht erreicht, aber nur darum nicht, weil einige Grundübel der deutschen Schreibung dabei in's Spiel kommen; kann man sich entschließen, diese letzteren fallen zu lassen, so ist auch in Bezug auf die Dauerzeichen sofort die absolute Uebereinstimmung von Theorie und Praxis vorhanden, wie alsbald gezeigt werden soll.

5. Die erste Inconsequenz ist die, dass es einige Wörtchen giebt, welche, obschon sie kurzen Vokal besitzen, den-

noch nur mit einfachem Consonant im Auslaut geschrieben werden; es sind: *an, in, von, bin, um, mit, bis, das, was* etc., vgl. § 20. 6, wo wir hierauf zurückkommen müssen. Es erklärt sich dies daraus, dass man diese kleinen, oft gebrauchten, grammatisch im Gegensatz zu den Hauptwörtern doch nur als unwichtig geltende Partikeln etc. graphisch nicht zu sehr belasten, nicht ungebührlich hervorheben, gleichsam ihnen nicht zu viel Ehre antun wollte; es war ja um die Zeit, wo man für die Substantiva, um ihnen auch äusserlich Respekt zu erweisen, die grossen Anfangsbuchstaben einführte. Was nun tun? Soll man für alle diese Wörter den geminirten Auslaut einführen? also die einzigen, welche im 17. Jahrhundert von dieser Unfitte verschont geblieben sind, derselben auch noch opfern, der Consequenz zu Liebe? Nimmermehr! sondern man lasse entweder an diesem Punkte die Inconsequenz fortbestehen, oder man fasse einen beherzten Entschluss und entfage jener Unfitte selbst, mit welcher wir Deutsche fast einzig dastehen unter allen Völkern der Erde, denn gewisse ähnliche Schreibungen des Englischen und Schwedischen kommen dagegen bei weitem nicht in Betracht, da sie nur ausnahmsweise auftreten. Man würde alsdann zwar einige Circumflexe mehr setzen müssen, nämlich nunmehr auch in *bân* (via), *lâm* (claudus), *fâl* (flavus), *kâm* (veniebam), *wân* (error) etc.; dafür ersparte man aber den doppelten Auslaut in *ban* (interdictio), *lam* (agnus), *fal* (casus), *kam* (pecten), *wan* (quando) etc. Die Schreibung kehrte sich in dieser Beziehung eigentlich blos um.

6. Eine andere Inconsequenz besteht darin, dass man diejenigen Consonanten, welche mit zwei oder drei Zeichen geschrieben werden, nämlich *ch, sz, sch*, niemals zu verdoppeln pflegt (§ 20. 7), also auch nicht an den Stellen, wo dies des vorhergehenden Vokals wegen geschehen müsste, um denselben als kurz zu kennzeichnen. Nun könnte man zwar sagen, der Schaden wird dadurch wieder gut gemacht, dass vor diesen Lauten, als *harten*, einfache (d. h. nicht diphthongische) lange Vokale überhaupt so gut wie gar nicht

sich finden (wir kommen darauf später, § 20. 9, noch einmal zurück); aber das ist ein schlechter Trost, denn wenn dadurch auch die Unsicherheit praktisch gehoben wird, so bleibt deshalb doch die Inkonsequenz der Schreibung. Genug, der Vokal in *Dach*, *Loch*, *Hasz*, *Fasz*, *rasch*, *Busch* ist kurz, mithin müsste nach jetzt noch geltender Regel das *ch*, *sz*, *sch* verdoppelt werden; geht man indess auf unsern Vorschlag ein, d. h. giebt den geminirten Auslaut auf, so fällt freilich hier der Uebelstand weg, aber er bleibt gleichwol noch immer im Inlaut, denn *Daches*, *Loches*, *Haszes*, *Faszses*,¹ *rascher*, *Busches* haben ebenfalls kurzen Vokal und verlangen mithin ebenfalls Geminatio des *ch*, *sz*, *sch*. Warum unterlässt man sie? lediglich darum, weil man sich vor der monströsen Schreibung scheute. Hier rächt sich also ein anderer Uebelstand der deutschen Schreibung, nämlich die Bezeichnung gewisser einfacher Laute mit zusammengesetzten Zeichen. Man gebe diese Unfitte auf, man setze statt *ch*, *sz*, *sch* einfache Zeichen, etwa *χ*, *s*, *ș* und sofort ist alle Schwierigkeit gehoben, kein Mensch wird alsdann Anstoss nehmen: *Daxxes*, *Loxxes*, *Hasses*, *Fasses*, *rasșer*, *Busșes* zu schreiben, wie denn bei den zwei mittleren Beispielen diese Schreibung — gleichviel auf welchem Wege gewonnen — ja bereits wirklich in fast allgemeinem Gebrauch ist.

7. Bei weitem consequenter als im Hochdeutschen ist die Behandlung der Längebezeichnung im Holländischen. Es wurde bereits früher bemerkt, dass dieselbe im Allgemeinen durch Verdoppelung des betreffenden Vokals ausgedrückt wird. In der That findet dies jedoch ausnahmslos nur in der letzten Silbe eines Wortes statt, die natürlich auch die einzige sein kann, wie dies sogar in der Regel der Fall ist. Tritt jedoch durch Flexion des betreffenden Wortes der Vokal in die vorletzte Silbe, so wird, wenn einfacher Consonant folgt, der Vokal sofort ebenfalls einfach geschrie-

*) Die beiden mittlern Beispiele, von denen gar viel zu sagen wäre, lasse ich hier einstweilen unerörtert, um nicht vor der Zeit in ein Wespennest zu greifen. Darüber wird § 23 handeln.

ben, also *zaak* (res), *muur* (murus), Pl. *zaken*, *muren*, oder umgekehrt: *breken* (frangere), *hopen* (sperare), Prät. *breek*, *hoop*. In diesen Fällen nämlich bedarf die Länge keiner besondern Bezeichnung mehr, sie wird schon dadurch erkannt, dass der Vokal in offener Silbe steht; sollte er kurz sein, so müsste *zakken*, *murren*, *brekken*, *hoppen* geschrieben werden; vgl. *man* (vir), *mes* (culter), *pil* (pillula), *stok* (baculus), *kruk* (fulcrum); Pl. *mannen*, *messen*, *pillen*, *stokken*, *krukken*. Bewirkt die Flexion eine mehrfache Consonanz, so wird der Vokal der vorletzten Silbe, wenn er lang sein soll, natürlich verdoppelt, z. B. *hopen*, Prät. *hoopte*. Schade nur, dass diese Regel nicht ganz consequent durchgeführt wird; es finden sich nämlich doch einige (von den Holländern selbst getadelte) Fälle von Verdoppelung des Vokals auch in offener vorletzter Silbe, z. B. *bleeken* (album facere), *koopen* (emere); doch kommt dieser Misbrauch nur bei e und o vor und hat hier meist einen historischen Grund, er findet sich nämlich besonders da, wo ursprünglich ein Diphthong (im Hochdeutschen ei, bezüglich au) stand. Häufig wird diese Verschiedenheit der Schreibung darum gern gesehen, weil sie zur Trennung der Begriffe dient, z. B. *geene* (nulli), *gene* (illi); *heelen* (sanare), *helen* (celare); *heeren* (domini), *heren* (exercitus); *leenen* (mutuum dare), *lenen* (incumbere); *reede* (statio in litore), *rede* (sermo); *steen* (lapides), *stennen* (gemere); *weeken* (cedere), *weken* (hebdomades); *wezen* (orbi), *wezen* (esse); *genooten* (socii), *genoten* (Part. von *frui*); *hoopen* (acervus), *hopen* (sperare); *hooren* (audire), *horen* (cornu); *loove* (fessus), *loven* (laudare); *nooten* (notae), *noten* (nuces); *pooten* (pedes), *poten* (plantare).

§ 9.

Diphthonge.

1. Diphthonge im phonetischen Sinne des Wortes sind Laute, welche durch Verschmelzung zweier verschiedener Vokale zu einem Lautganzen entstehen, so dass beide Factoren vernommen werden. Dies geschieht aber in der

Weise, dass man mit annähernd gleichförmiger Geschwindigkeit aus einer Vokalstellung in die andere übergeht und während dieser Bewegung und nur während derselben die Stimme lautet. Im Deutschen *ai* ist weder *a* noch *i*, sondern nur der Uebergang von *a* nach *i*. Geht man aus der Stellung der Vokale, bei denen der Mundkanal weiter ist, in die Stellung für solche Vokale über, bei denen der Mundkanal enger ist, so erhält man im Allgemeinen leicht Diphthonge, die vom Ohre sofort als solche erkannt werden, z. B. im Deutschen *ai*, *au*. Machen wir aber mit unsern Mundteilen den umgekehrten Weg, so fallen für unser Ohr die Vokale entweder aus einander, man vergleiche *ia*, *ea*, *ua*, *io*, *iu* etc., oder es mischt sich dem ersten derselben, der die engere Mundstellung verlangt, ein consonantisches Element bei, dass man z. B. etwa *ja*, *wa* etc. zu hören glaubt.

2. Nicht jede Zusammenstellung zweier Vokale ist also der Verschmelzung zu einem Diphthongen gleich fähig, sondern diese letztere waltet wesentlich nur in der Richtung von Vokalen mit weiterer Mundöffnung zu solchen mit engerer, also in der natürlichen Vokalstellung *i*, *e*, *a*, *o*, *u* hauptsächlich von der Mitte nach den Enden. Die so entstehenden sechs Laute *ai*, *au*; *ei*, *eu*; *oi*, *ou*, zu denen sich allenfalls noch das *ui* gesellt, sind allein echte Diphthonge; die beiden ersten die ursprünglichsten, im Sanskrit die einzigen; die andern entstehen später. Wenn nun manche Grammatiker überhaupt jede Vokalverbindung als Diphthonge oder Triphthonge bezeichnen, so stehen sie dabei auf dem rein graphischen Standpunkte und es ist dagegen nichts einzuwenden, wofern sie selbst dieses Standpunktes sich bewusst sind und auch den Leser darüber nicht in Zweifel lassen. Es scheint aber, als ob Viele mit jenem Namen sofort die Vorstellung verbänden, die betreffenden Zusammenstellungen seien auch in lautlicher Hinsicht als Diphthonge oder gar Triphthonge zu betrachten, etwas was in zahlreichen Fällen entschieden unrichtig ist. Wenn man nun vollends rein auf Grund dieser graphischen Verhältnisse

für gewisse ältere Sprachen lautstatistische Tabellen anlegt und daraus das diphthongische Element gegenüber dem einfachen Vokalismus mit mathematischer Schärfe bestimmen will, so können wir auf die Resultate jener Rechnungen so lange keinen Wert legen, bis nicht die erforderliche Correction von Seiten der Phonetik erfolgt ist. Freilich behaupten Viele, der Laut graphischer Vokalverbindungen sei historisch durchaus nach dem Lautwert der einzelnen Vokale zu beurteilen, welche die betreffende Verbindung bilden, also z. B. das französische *ai*, *au*, obschon jetzt phonetisch = *ä*, *o*, müsse notwendig einmal auch phonetisch = *a* + *i*, *a* + *u* gewesen sein, gleichviel ob dieselben mit Hiatus oder einfilbig (diphthongisch) gesprochen wurden. Wir möchten diesem Satze nicht unbedingt zustimmen; es können gar wol äusere Umstände für einfache Vokale eine complicirte Schreibung veranlassen. So z. B. ist mir es sehr wahrscheinlich, dass das gothische *ei* in seinem Laute nicht das mindeste diphthongische Element hatte, sondern eben nur = *î* war, und Ulfilas lediglich durch die damals bereits herrschende neugriechische Aussprache des *ει* zu dieser seiner Schreibung bewogen wurde.

3. Jede Verbindung zweier einfacher Vokale, welche weder zu einem langen Vokale noch zu einem der oben genannten echten Diphthonge zusammenfließen, kann nicht anders gesprochen werden als zweifilbig. Beispiele: *ea*, *eo*, *ua*, *uo* etc. Ein solches Zusammentreffen von Vokalen hat für die meisten Sprachen etwas Unangenehmes („Hiatus“) und wird gewöhnlich durch mannigfache Mittel (Contraction, Epenthese, Elision etc.) vermieden. Mitunter jedoch bleibt es erhalten und zwar entweder vollständig als eine syllabische Verbindung zweier gleichwertiger Vokale (so besonders *ia*, *io* in den ältern Sprachen), oder diese Vokale erlangen eine gewisse Abgeschliffenheit, so dass der eine Laut auf Kosten des andern begünstigt wird, und dieser letztere nur gleichsam verhallend vorangeht oder nachfolgt; z. B. *i^e*, *u^o*, oder *°a*, *°i*. Dadurch erlangt eine solche Verbindung etwas Diphthongisches, und man spricht in Bezug hierauf auch wol von

Halbdiphthongen. Hierher gehört z. B. das französische *oi*, *ui* und das italienische *ao*, *uo*; übrigens herrscht in Bezug auf die Frage, welche graphische Vokalverbindungen im Italienischen auch phonetisch Diphthonge (wirkliche oder Halbdiphthonge) seien, selbst unter den einheimischen Grammatikern grose Meinungsverschiedenheit. — Solche Verbindungen endlich, welche bloß graphisch auftreten, nicht mehr phonetisch wirksam sind, wie das ahd. *ie*, franz. *ai*, *ou*, gr. *ov* und ähnliche, gehören natürlich nicht hierher, sondern gelten uns als reine Vokale, *ie* = *î*, *ai* = *è*, *ou*, *ov* = *û*. Gewöhnlich stammen sie historisch von Diphthongen oder Halbdiphthongen ab, z. B. unser *ie* war mhd. noch = *i^e*, ahd. *i^o*, *i^a*; vgl. bei 4. So wird z. B. der Name der Stadt Wien noch heute von vielen Oberdeutschen nicht wie bei uns *Wîn*, sondern *Wiⁿ* ausgesprochen, ein Verharren auf dem mhd. Standpunkte, aus welchem sich auch die romanischen Namen französisch *Vienne*, italienisch *Vienna* erklären.

4. In den germanischen Sprachen entbarte das Gothische wahrscheinlich der Diphthonge gänzlich, denn *ai*, *au*, *ei* scheinen nichts weiter als *è*, *ò*, *î* bedeutet zu haben, entsprechend der damals schon geltenden griechischen Aussprache des *αι* = *ä* und des *ει* = *î*; das gothische *iu* endlich scheint mit syllabisch getrennten Vokalen gesprochen worden zu sein. Das Althochdeutsche hat zwei echte Diphthonge: *au* (*ou*) und *ai* (*ei*); ausserdem eine Menge Vokalverbindungen (*ao*, *ea*, *eo*, *iu*, *io*, *ia*, *oa*, *ua*, *uo*), die noch heute in Oberdeutschland vorkommen und nach der dort geltenden Aussprache meist als Halbdiphthonge gelten müssen. Das Mittelhochdeutsche bietet drei echte (*ou*, *öu*, *ei*) und drei Halbdiphthonge (*uo*, *iu*, *ie*). Das Neuhochdeutsche endlich hat graphisch zwar sechs Vokalverbindungen: *ai*, *ei*, *au*, *eu*, *äu*, *ie*; davon ist aber der letzte ein völlig einfacher Laut (*î*); das *äu* ist vollkommen dem *eu* gleich und nur aus etymologischer Rücksicht von ihm durch die Schrift geschieden, man will die Abkunft von *au* dadurch andeuten, also *Haus*, *Häuser*; *Braut*, *Bräute*; aber schon

nicht mehr *Häu* (foenum), sondern *Heu*, weil die Herkunft von *hauen* nicht deutlich genug gefühlt wird. Selbst das *ei* klingt in der allgemein üblichen Sprache der Gebildeten ganz wie *ai*; in *Baier* nicht anders wie in *Freier*; die Scheidung ist also unnötig, auch giebt es nur wenige Wörter mit *ai* und diese scheinen es nur der Bedeutung wegen zu haben; man glaubte die Verschiedenheit von andern, gleichklingenden Wörtern wenigstens dem Auge vorhalten zu müssen, schrieb also *Waife* (orbus), *Weise* (sapiens); *Haide* (campus), *Heide* (paganus); *Saite* (chorda), *Seite* (latus); für *Getraide* wird oft der etymologische Grund angeführt: es stammt von *tragen* (vgl. ahd. *gitragidi*), daher sei das *a* beizubehalten. Dies Alles mit Unrecht; denn die Schrift hat weder die Herkunft, noch die Bedeutung, sondern lediglich den Laut der Wörter festzustellen. Uebrigens ist in hochdeutscher Rede der betreffende Diphthong weder ein rechtes *ai*, noch ein rechtes *ei*, sondern liegt zwischen beiden, jedoch dem *ai* näher als dem *ei*. Dialektisch findet sich auch reines *ai* und *ei*, ersteres in Oberdeutschland, letzteres am Niederrhein.

5. Was die niederdeutschen Sprachen betrifft, so lieben dieselben im Allgemeinen die Diphthonge nicht, die wirklich vorkommenden (*au*, *eu*, *ei*) finden sich verhältnismäßig nur in wenigen Wörtern. Aus dem Plattdeutschen vgl. z. B. *rau* (quies), *haugen* (caedere), *neigen* (suere), *reigen* (purus), *meu* (opera), *sik freugen* (gaudere); dabei ist *ei* in der Regel Halbdiphthong, nämlich = *eⁱ*, so dass Fremde den Laut oft für blosses *ê* halten. Das Holländische hat zunächst dieselben drei echten Diphthonge: *au*, phonetisch gleich dem deutschen, z. B. *paus* (papa), *klauteren* (scandere); *ei*, ebenfalls wie im Deutschen, z. B. *zeil* (vexillum), *reizen* (peregrinari), mit ihm ist das früher übliche *ai* verschmolzen worden, z. B. *kaizer* (caesar), *klai* (furfur), jetzt *keizer*, *klei*; endlich *ui*, phonetisch gleich dem deutschen *eu* (*äu*), z. B. *muis* (mus), *buit* (praeda); ein Halbdiphthong ist *ou*, nämlich = *o^u* oder *a^u*, es ist eigentlich der Laut *ò^u* unserer Bezeichnung, z. B. *hout*

(lignum), *kouw* (frigor); halbdiphthongisch sind auch die ternären Verbindungen *aai*, *ooi*, *aau*, *eeu*, nämlich = âⁱ, ôⁱ, â^u, ê^u; z. B. *kraai* (cornix), *hooi* (foenum), *paauw* (pavo), *leeuw* (leo). Völlig einfache Laute sind *eu* = ö, z. B. *heuvel* (collis), *kleur* (color); *ie* = î, z. B. *vlieg* (musca), *niets* (nihil); *oe* = u, z. B. *boek* (liber), *stoel* (sella). Im Englischen sind nur jene drei echten Diphthonge vorhanden: *au* (geschr. *ou*, *ow*), *ei* (geschr. *i*), *eu* (geschr. *oi*); keine Halbdiphthonge. — Die nordischen Sprachen haben gar keine Diphthonge, sind also auch hierin, wie in so vielen andern Stücken, dem Gothischen gleich, wenn unsere Auffassung des letzteren in dieser Beziehung richtig ist. Selbst in Fremdwörtern werden Diphthonge mehr getrennt ausgesprochen, namentlich im Schwedischen.

§ 10.

Nafalirte Vokale.

(Voyelles nasales).

1. Sie kommen unter allen europäischen Sprachen nur im Portugiesischen sämtlich vor und werden hier durch eine über den betreffenden Vokal gesetzte Schleife bezeichnet; teilweise aber auch im Französischen (nicht im Italienischen und Spanischen) und im Slawischen, welches letztere sie durch einen unter den Vokal gesetzten Haken (*a*) bezeichnet, eine Methode, die Curtius in seiner Griechischen Etymologie auch für die allgemeine Sprachvergleichung eingeführt hat. Demnach *a*, franz. *an* oder *en*, z. B. *dans*, *vent*; *ę*, franz. *in*, z. B. *vin*, poln. *ę*, z. B. *ręka* (manus); *ĩ*, nur im Portugiesischen; *õ*, franz. *on*, z. B. *mon*, poln. *ą*, z. B. *mąka* (farina); *u* nur im Portugiesischen.

2. Den germanischen Sprachen mangeln die nafalirten Vokale gänzlich und ihre Aussprache fällt dem deutschen Organe sehr schwer; auch Gebildete verwechseln häufig die Nafalirung der Vokale mit dem Guttural-Nasal, d. i. unfrem Consonanten *γ* (dem Bopp'schen *ñ*), sprechen also z. B. das

franz. *enfin* (d. i. *āfē* oder *afe*) ganz wie *ayfey*. Fast scheint es, als ob selbst Corssen dieses Versehen begangen hätte; vgl. Stellen wie I. 107 (oben).

3. Unter den alten Sprachen besitzt das Sanskrit diese Laute am vollständigsten. Die Bezeichnung geschieht hier durch einen darüber, bezüglich daneben gesetzten Punkt (Anusvâra); Bopp giebt sie durch ein hinter den betreffenden Vokal gesetztes *ñ*, eine Bezeichnungsart, die sich vom etymologischen Standpunkte empfiehlt, weil die nasalirten Vokale historisch in der Regel aus wirklichen Nasalen entstanden sind, und die Verwandtschaft der verglichenen Formen dadurch sofort scharf in die Augen fällt; vgl. z. B. sanskr. *dañstra* (phon. *dastra*), lat. *dens*, gr. *ὄ—δοντ*, goth. *tunþ — us*; demnach die Urform vermutlich *danstra*.

4. Auch das Lateinische scheint die Nasalirung befehlen zu haben. Was hier über den in gewissen Fällen so sehr schwachen und dumpfen Laut des *m* und *n* mitgeteilt wird (Corssen, I. 93 ff.), ist phonetisch kaum zu verstehen, wenn man nicht diesen Vorgang dabei annimmt. Wenn Corssen gleichwol diese Auffassung ablehnt (S. 101), weil die Italienische Tochtersprache des Lateinischen die nasalirten Vokale nicht hat (etwas was überdies in Bezug auf Landstriche und Individuen noch sehr der Prüfung bedarf), so scheint uns dieser Gegengrund nicht entscheidend. Das Italienische hat diese Eigentümlichkeit wieder verloren, ähnlich wie ja auch das spätere Litauische (Schleicher. L. G. § 5. 1 und Note).

§ 11.

Die L- und R-Laute.

(Halbvokale)

1. Die L- und R-Laute können, theoretisch aufgefasst, die ganze Reihe der Organe durchlaufen, wirklich nachweisbar ist nur ein Teil derselben. Wenn nun auch die homor-

gane Verwandtschaft hier nicht in völlig so hohem Grade von der homogenen überwogen wird, wie dies bei den eigentlichen Vokalen der Fall ist, so ist doch die Zusammengehörigkeit dieser halbvokalischen Laute unter einander immer noch eine viel innigere als die mit den übrigen Lauten der entsprechenden Artikulationsstellen und wir ziehen es deshalb vor, sie, gleich den Vokalen, abgefordert für sich zu behandeln; wobei wir uns indess vorbehalten, später, wo die einzelnen Artikulationsstellen betrachtet werden, zuweilen einen kurzen Rückblick zu tun.

2. Was nun zunächst das Verhältniß zwischen den L-Lauten überhaupt gegenüber den R-Lauten betrifft, so zeigt sich die Verwandtschaft beider Gruppen an zahlreichen Stellen der Grammatik und etymologisch tritt dieselbe so stark hervor, dass von diesem Standpunkte aus die Laute l und r von Bopp geradezu für identisch erklärt werden. Auch in den Lautverbindungen gehen die beiden Reihen des L und R einander fast völlig parallel. Dass die L- und R-Laute den Vokalen sehr nahe stehen, bestätigt mehrfach auch die historische so wie die Special-Grammatik. Im Sanskrit figuriren neben den Consonanten l und r auch zwei Vokale ḷ und ṛ; ebenso noch jetzt im Böhmischen, wo viele Silben keinen andern Vokal haben, demnach unaussprechbar blieben, wenn nicht die vokalische Natur dieser Laute physiologisch begründet wäre. Beispiele: *Vltawa, Trcky*; in Deutschland *Moldau, Terzky*.

3. Was die einzelnen Arten des L betrifft, so ist labiales l ein unsicherer, lallender Laut, der wol nirgends zur Sprache mitverwendet wird; ja dessen physiologische Möglichkeit sogar uns zweifelhaft erscheint, da bei dem, was man allenfalls darunter verstehen könnte, die Lippen doch eine gar zu geringe Rolle spielen. Dentale l giebt es vier Arten, von denen das alveolare unser gewöhnliches deutsches l ist; das cacuminale soll nach Böhtlingk (Bemerk. zur 2. Ausg. von Bopp's Grammatik d. Sanskr. Petersb. 1845) jenes *Lra* der Veda's sein; denti-palatales (dorsales) l ist, nach unserer Auffassung, das mouillirte l der romanischen

Sprachen (§ 16), während Brücke das letztere für dorfales $l + i$ erklärt. Interdentales oder Lispel- l findet sich individuell häufig ohne in der Rede sonderlich aufzufallen. Gutturales l ist physiologisch unmöglich, das polnische $ł$, welches von Einigen für guttural gehalten wurde, ist es durchaus nicht, sondern gehört ins dentale Gebiet. In der Regel wird es interdental gesprochen, seine so eigentümliche akustische Wirkung beruht indess überhaupt nicht in der strengen Festhaltung einer bestimmten (natürlich immer dentalen) Artikulationsstelle, sondern teils in der größeren Weite der seitlichen Oeffnung, teils in dem vertieften, etwas dumpfen Klang der Stimme, welcher durch das Herabziehen des Kehlkopfes entsteht. Dieser eigentümliche Klang (Timbre) ist für das $ł$ der Polen sogar charakteristischer als das consonantische Element selber; in Warschau wird der Laut häufig so gesprochen, dass er zwar den vollkommen charakteristischen Timbre, von einem L aber gar nichts mehr an sich hat, sondern eher wie ein schwaches w klingt. Vgl. Brücke, Phon. Transscr. p. 23.

4. Labiales r , durch Vibration der Lippen entstehend, ist ein bekannter Kinderlaut, bei dem man zweifeln möchte, ob er als Sprachlaut wirklich zu brauchen sei; doch soll nach Forster allerdings ein Lippenzitterlaut in dem Namen einer Insel nicht weit von Neu-guinea und auch sonst in der dortigen Sprache vorkommen. Dentales r , alveolar gebildet, ist unser gewöhnliches europäisches r , die Inder rechneten indess bekanntlich das ihre zu den Cacuminalen (Cerebralen). Brücke bezweifelte ursprünglich (Grundz. p. 42) die Möglichkeit dieses Lautes und meinte: da die Inder die alveolare Artikulationsstelle nicht unterschieden, so mussten sie ihr r entweder zu den Dentalen (Interdentalen bei uns), oder Cerebralen zählen, und zogen, wahrscheinlich wegen des heraufgebogenen Zungenrandes, das letztere vor. In einer spätern (brieflichen) Mitteilung äussert er sich jedoch so: „Prof. von Piotrowski hat mir das cacuminale r so vorgesprochen, dass es sich in der Tat ganz wesentlich vom gewöhnlichen alveolaren

unterscheidet.“ Gutturales r, durch Vibration des Zäpfchens (uvula) gebildet und daher auch uvulares genannt, findet sich dialektisch häufig („Schnarren“), es ist z. B. das sogenannte provençalische r der Franzosen. In Deutschland wird es vielfach, theils provinziell, theils individuell vernommen. Verbunden mit *χ* giebt es das arabische *Cha*, mit *j* das arabische *Ghain*. Ueber einen laryngalen Zitterlaut, den man also ja wol als laryngales r anführen könnte, vgl. bei den Laryngalen.

5. Auffallend ist es, dass diese beiden den meisten Sprachen so wesentlichen Lautgruppen (die L- und R-Laute) manchen Völkern gänzlich fehlen. So entbehrt das Armenische und die alte Send-Sprache das L, gleichwol ist es im Neupersischen vorhanden, selbst in solchen Wörtern, die nicht semitischen Ursprungs sind. Dem Chinesischen, den Kaffern und den polynesischen Sprachen fehlt das R ganz, andern wenigstens im Anfang der Wörter, wie dem Mandschurischen, Mongolischen und Türkischen. Dass die Griechen das anlautende *ρ* mit dem spiritus asper bezeichneten, sollte wol nur den das r selbst durchdringenden starken Hauch ausdrücken, nicht aber, wie Manche zu glauben scheinen, eine äusserliche Verbindung des h mit r.

§ 12.

Reine Labiales und Denti-Labiales.

1. *b*¹ und *p*¹ des in § 4 aufgestellten Alphabets bezeichnen reines deutsches b und p, wie es in Norddeutschland allgemein gesprochen wird, während in Süddeutschland häufig das b wie p klingt und in Mitteldeutschland (Sachsen, Thüringen, Franken) beide zu einem Mittellaute verschmelzen. Es werden diese beiden Laute lediglich mit den Lippen gebildet, sind also reine Labialen. Von den dazu gehörigen Spiranten findet sich die Lenis in Deutschland nur hinter k, hier aber stets; und vermutlich war das dunkle Gefühl dieser Eigentümlichkeit die Veranlassung, dass man die Lautverbindung kw auf besondere Weise, nämlich durch qu

bezeichnete; *Qual*, *Quelle* ist phonetisch = Kw¹al, Kw¹elle. Das englische w darf als identisch mit w¹ betrachtet werden, obschon bei strengster Auffassung es sich ergeben dürfte, dass dabei das w¹ etwas unvollkommen gebildet wird, und ausserdem ihm auch noch ein sehr verkürztes u vorangeht, etwa eine Kürze zweiten Grades. Da eine solche in gewöhnlicher Schrift und überhaupt unter gewöhnlichen Umständen nicht bezeichnet wird, so setzt man englisches w in der Regel ohne Weiteres = w¹. Die dazu gehörige Fortis ist leicht zu bilden, wenn man beide Lippen zusammenschliesst und nun die Frication eintreten lässt; es ist geradezu ein Blasen, als ob man Staub entfernen oder etwas Heises abkühlen wollte. Ueber das historische Vorkommen dieses letzteren Lautes vgl. unter 3. — Der zu den reinen Labialen gehörige Nasal ist das allen Völkern gemeinsame m; über den labialen Zitterlaut, so wie den hierher gehörigen L-Laut ist bereits bei den Halbvokalen berichtet.

2. f² ist das deutsche f oder v, welche, wenigstens im Anlaut, völlig identisch sind; das w² ist das englische und französische v, deutsche w (ausgenommen hinter k). Diese Laute werden nicht mit den beiden Lippen gebildet, sondern mit der Unterlippe und dem Rande der oberen Zahnreihe, sind also Denti-Labiales. Die dazu gehörigen Mutae und der Nasal, das denti-labiale p, b, m sind zwar in der Tabelle theoretisch aufgestellt, dürften aber nirgends praktisch vorkommen; phonetisch unmöglich jedoch sind sie nicht, vorausgesetzt, dass die oberen Zähne vollständig erhalten sind und nicht zu weit von einander entfernt stehen.

3. Der Unterschied zwischen dem lateinischen f und dem altgriechischen φ der späteren Zeit, d. h. nachdem dieses letztere aufgehört hatte Aspirata und Affrikationslaut (vgl. §§ 21—22) zu sein, also ein einfacher Laut geworden war, ist sicherlich kein anderer gewesen als der zwischen unfem f¹ und f². Die Beweise der Einfachheit des späteren griechischen φ hat in überzeugender Weise R. v. Raumer dargelegt. Steht diese aber einmal fest, so handelt es sich nur noch um die Artikulationsstelle und da

ergiebt sich denn, dass in Assimilationsfällen die Griechen ihr φ als Labialis behandelten ($\sigmaυμφέρω$, $ἐμπαίνω$), die Römer dagegen ihr f als Dentalis ($confero$, $infans$). Dazu das Zeugnis Priscian's: „Non tam fixis labris est pronuntianda f , quomodo φ , atque hoc solum interest inter f et φ .“ Die Bezeichnung „fixis labris“ bedeutet, dass die Lippen beim φ sich einander berühren, etwas was bei dem denti-labialen f nicht geschieht. Sehr bezeichnend für die Sachlage ist es auch, dass Cicero einmal über einen griechischen Zeugen spottet, weil dieser nicht *Fundanius*, sondern *Phundanius* spreche. Es beweist dieser Umstand zweierlei: 1) dass das griechische φ zu Cicero's Zeit bereits ein einfacher Laut war, denn der Unterschied zwischen einem lat. f und der labialen Aspirata ($p + h$), bezüglich einem labialen Affrikationslaute ($p + f$), ist so gros, dass er auch dem stumpfsten Ohre vernehmlich wird und von jenem Zeugen unmöglich ausser Acht gelassen werden konnte, wenn er, der schon in Rom heimisch war, einen ihm wolbekannten römischen Namen aussprach; 2) dass trotz dieser Einfachheit beide Laute dennoch etwas verschieden waren, so dass ein feineres Ohr den Unterschied merkte und nötigen Falls, wo es sich um einen Angriff handelte, ihn rügen konnte; dies ist gerade das Verhältnis zwischen f^1 und f^2 , deren Unterschied auch heut zu Tage von der überwiegenden Mehrheit selbst der Gebildetsten nicht gekannt, aber vorkommenden Falls doch dunkel empfunden wird.

4. Das v ist ein der deutschen Sprache vollkommen unnötiges Zeichen, da es entweder für den Laut f oder für den Laut w steht. Das Erstere geschieht im Anlaut und findet sich gegenwärtig nur noch in folgenden Wörtern und deren Ableitungen: *Vater* (*Vetter*), *Vieh*, *Vogel*, *Vogt*, *Volk*, *viel*, *vier*, *voll*, *von*, *vor* und dem Präfix *ver-*, vor hundert Jahren fanden sich noch einige mehr, z. B. *vest*. Allerdings nun giebt es Personen, auch Bücher, welche behaupten, der Anlaut in *Vater*, *voll* etc. sei auch lautlich ein anderer als z. B. der in *Faden*, *füllen* (trotzdem dass *voll* und *füllen* denselben Stamm haben!); *Vetter* (*confanguineus*),

fetter (pinguior) seien auch durch die Aussprache zu unterscheiden; etc. Wenn man nun in sie dringt, diesen Unterschied doch einmal durch ihre Rede anschaulich zu machen (denn für gewöhnlich sprechen auch sie wie alle Andern eben nur reines f), so läuft die Sache meistens darauf hinaus, dass solche Personen alsdann das v rein labial, das f dental-labial sprechen, mit andern Worten: sie setzen hochdeutsch $v = f^1$ und hochdeutsch $f = f^2$. Natürlich ist dies eine ganz willkürliche Scheidung, welche ihnen eben die Not an die Hand giebt, um die sie selber sich, wie gesagt, sonst nicht im mindesten kümmern und die, jeder wissenschaftlichen Stütze ermangelnd, keine weitere Beachtung verdient. — Interessant dagegen wäre es zu untersuchen, aus welchen Gründen das Zeichen v gerade in jenen vereinzelt geblieben ist. Althochdeutsch unterscheiden sich dieselben in nichts von den übrigen mit f (v) anlautenden Wörtern; es heisst *fatar*, *fetiro*, *fir-*, *fihō*, *filō*, *fior*, *fogal*, *fogat*, *folc*, *foll*, *fon*, *fora*; das letztere *fogar* desselben Stammes mit *furi*, welches im Nhd. (*für*) das f behalten hat. Mhd. haben sie freilich alle in der Regel v, aber keineswegs etwa strenger als andere Wörter; ja, das Präfix *ver-* findet sich sogar recht oft als *fer*¹. Vermutlich haben hier niederdeutsche Einflüsse mitgewirkt; im Holländischen spielt v eine große Rolle, und der Verkehr mit Holland war im 17. Jahrhundert, dieser für unsere Orthographie so einflussreichen Zeit, sehr groß.

5. Inlautend sollte das v der ahd. Handschriften offenbar nur den Laut w ausdrücken (das Zeichen w oder vielmehr uu bedeutete etwas anderes), vgl. meine D. L. § 150. Es findet sich hier und auch mhd. noch sehr häufig. Im Nhd. ist v in dem einzigen *Frevel* geblieben, und auch in Fremdwörtern steht es nicht allzuhäufig: *Malve*, *Pulver*, *Livree* etc.; die Aussprache ist meistens gleich dem nhd. w, nur dialektisch und individuell (beides namentlich in Ober-

1) Vgl. z. B. Deutsche Predigten des XIII. Jahrh., herausgegeben von Grieshuber. 1844. 1846.

deutschland) = f. Die übrigen ahd. und mhd. v sind graphisch zu f geworden, also *Briefes*, *Hufes*, *Grafen*, *Hofes*, *Wolfes*; offenbar, weil man die Uebereinstimmung mit dem Auslaute herstellen wollte; die nhd. Sprache liebt nun einmal nicht den Wechsel der Buchstaben innerhalb eines und desselben Wortes. *Frevel*, bei welchem dieser Umstand nicht in Betracht kommt, behielt demnach auch sein v, und hiernach durfte man allerdings auch bei *Käfer*, *Zweifel*, *Schiefer*, dasselbe erwarten, aber sie folgten lieber der Analogie der Mehrzahl; *Neffe* und *Kolbe* haben eigentümliche Wege eingeschlagen. So viel von der Schrift. Die Aussprache ist auch bei diesen Wörtern, welche f annehmen, im größten Theile von Deutschland reines w, ganz wie in *Frevel*; also man spricht *Briewes*, *Hûwes*, *Grâwen*, *Hôwes*, *Wolwes*, *Käwer*, *Zweiwel*, *Schiewer*. Wenn nun von Manchen verlangt wird, man solle diese Aussprache aufgeben und wirklich *Briefes* etc. sprechen, so heist dies nichts Geringeres als: man solle einer orthographischen Grille der Schriftgelehrten zu Liebe ein tiefgehendes Lautgesetz des deutschen Idioms opfern; nämlich die Neigung: auf langen Vokal im Inlaut die Lenis folgen zu lassen; vgl. *Lop*, *Lobes*; *Bat*, *Bades*; *Tak*, *Tages*, norddeutsch *Tax*, *Tajes*; *Glas*, *Glasfes*; und so auch *Hof*, *Howes*; *Brief*, *Briewes*; etc.

6. Recht dringend möchten wir endlich vor einer, leider weit verbreiteten Auffassung des v warnen, der zufolge sich dieses Zeichen zwar nicht phonetisch, wol aber etymologisch rechtfertigen lasse; es stehe nämlich überall da, wo goth. f gewaltet habe, während hochdeutsches f bekanntlich etymologisch gothischem p entspricht. Wir lassen die Frage, ob es recht sei einen phonetisch einheitlichen Laut aus etymologisch-historischen Gründen orthographisch zu spalten, hier noch ganz auf sich beruhen, da sich später (§ 23) zur Prüfung derselben eine passendere Gelegenheit bietet; wir stellen uns vielmehr hier noch völlig auf den Standpunkt der sogenannten „historischen Schreibung“ und behaupten, dass selbst von diesem Standpunkte aus jene Scheidung durchaus ungerechtfertigt ist. An der Thatſache freilich, dass goth.

p etymologisch = hochd. f ist, zweifelt Niemand, die vorangehende Behauptung jedoch, dass goth. f etymologisch = hochd. v sei, beruht auf einem Irrtum; vielmehr entspricht dem gothischen f ebenfalls hochdeutsches f. Der Irrtum entstand daraus, dass Jakob Grimm vermöge seines Systems der Lautverschiebung wünschen musste, dass dem goth. f ein hochdeutsches b entspräche. Da nun dies nicht der Fall war, sondern sich eben nur f fand, so erfasste er den Umstand, dass dieses f zuweilen auch v geschrieben wurde, um anzunehmen, v sei eigentlich bh und dieses ersetze nun die gewünschte Media b. Die Ehrfurcht vor dem Meister deutscher Sprachforschung darf uns nicht abhalten, es offen auszusprechen, dass dieses Alles grundfalsch ist. Es ist falsch zunächst von Grimm's eigener Auffassung aus, denn die Aspirata bh kann nicht als Ersatz für die Media gelten; sodann ist diese Auffassung selbst ihrerseits nicht minder falsch, denn v ist durchaus nicht = bh, ist überhaupt keine Aspirata; endlich ist die Tatsache falsch, welche Grimm dabei voraussetzt, nämlich dass die althochd. Denkmäler den Laut des ursprünglichen (gothischen) f haben durch v bezeichnen wollen, während sie f für den Laut des ursprünglichen (gothischen) p angewandt hätten. Nach Graff's Untersuchungen haben nur sechs Denkmäler (darunter keins der ältesten) ausschließlich v statt des gothischen f; sechsfiebzig Denkmäler (darunter die wichtigsten) haben ausschließlich f, ja bei Otfried ist das zuweilen vorkommende v in f corrigirt; alle übrigen Denkmäler haben abwechselnd f und v. Der Grund von Grimm's Irrtum ist offenbar der, dass er sein Lieblingskind, das Gesetz der Lautverschiebung, gern in möglichster Schönheit erhalten hätte, während es doch, eben der Aspiraten wegen, an einem unheilbaren Siechtume litt. Vgl. § 21, 6 unter IV. Es ist dies ja so natürlich, so verzeihlich; ein neues System tritt erobernd in die Welt, es will sich Alles unterwerfen, ja es muss so verfahren, sein Erfolg, seine Existenz hängt zum Teil von dieser rücksichtslosen Energie ab; einer spätern Zeit fällt dann die Aufgabe zu,

Gerechtigkeit zu üben, und jetzt nach beinahe 50 Jahren seit Grimm's Auftreten dürfte es endlich Zeit dazu sein. Es ist betrübend, wenn in neueren wissenschaftlichen Werken höchsten Ranges, die den Anfängern tausendfältig als Vorbild und Wegweiser dienen, gerade in solchen Einzelheiten der längst nachgewiesene Irrtum noch immer fortwuchert.

7. Zum Schluss müssen wir noch einen Blick auf das Holländische werfen, wo nach Aussage aller Spezialgrammatiker die Zeichen *f*, *v*, *w* auch lautlich durchaus verschieden sind; ihre Beschreibungen des dabei eigentlich allein fraglichen Lautes *v* sind jedoch so unklar, dass sich schlechterdings nichts dabei denken lässt. Ich wandte mich deshalb an Herrn Prof. de Vries in Leiden. Auch er nun versicherte in seiner Antwort, die drei Laute seien im Holländischen stets und völlig verschieden und erklärte sie dann so: „*f* ist immer scharf, wie im Französischen (*feu*, *faire*) und Englischen (*for*, *fire*), — — —¹ *w* ist gleich deutschem *w* (*wasser*, *wein*); *v* ist von *f* und *w* ganz klar unterschieden, es ist immer sanft und lautet dem französischen *v* (*vin*, *votre*, *vous*) vollkommen ähnlich; — — —² es macht diese sanfte Aussprache des *v* wirklich einen charakteristischen Unterschied aus zwischen der niederdeutschen und hochdeutschen Sprache.“ Mit dieser Erklärung war mir nicht geholfen, denn ich wusste von keinem Unterschiede zwischen deutschem *w* und französischem *v*. Später wandte ich mich an Herrn Prof. Brücke. Derselbe schrieb mir, er habe mit einem Holländer (aus Amsterdam) Proben angestellt und dabei gefunden, das holl. *f* sei völlig gleich dem deutschen *f*, das *v* und *w* seien beide gleich deutschem *w*, nur werde das erstere mit Flüsterstimme, also nach Art der Süddeutschen, *w* mit tönender Stimme, also nach Art der

1) Es folgt hier noch die muthmasliche Meinung, dass das deutsche *f* im Anlaut etwas schärfer sei als das französische. Dem ist jedoch nicht so.

2) Es folgt hier eine grammatische, das Wesen des Lautes nicht berührende Bemerkung.

Norddeutschen, gesprochen. — Eine Woche später jedoch schrieb mir Hr. Prof. Brücke: „Ich muss zurücknehmen, was ich Ihnen über die Bezeichnung des holländischen v geschrieben. Ich habe wieder mit meinem Amsterdamer darüber conferirt und ihn eine grössere Anzahl von Wörtern aussprechen lassen. Da finde ich es nun meistens dem f ähnlicher, so dass ich es nicht mehr sicher von dem Laute unterscheiden kann, den wir indiscriminativ dem f und v im Deutschen geben. Wenn ich ihm dann sage, er möge in der Aussprache dem v ein f substituiren, so spricht er es schärfer, d. h. mit engerer Oeffnung und stärkerem Impuls aus, als wir dies im Deutschen gewöhnlich thun. Ich wage es nicht, mich über die Bezeichnung zu entscheiden, ehe ich noch mit mehreren Holländern conferirt habe. Es scheint mir übrigens, dass der Unterschied zwischen f und v mehr von Grammatikern und Sprachlehrern gemacht als ursprünglich ist; denn die plattdeutsche Zunge, von der sich doch das Holländische abgezweigt hat, weis von diesem Unterschiede nichts und im Englischen findet sich das v echtholländischer Wörter durch f ersetzt. Bemerken muss ich noch, dass mein Gewährsmann zugiebt, dass nur die Gebildeten f und v unterscheiden: das gemeine Volk von Amsterdam beobachtet diesen Unterschied gar nicht.“ — In einer dritten Mitteilung endlich schreibt Hr. Prof. Brücke: „Ueber holländisches f und w ist kein Zweifel. Es handelt sich nur noch um das v. Ich bin schliesslich zu dem Resultate gekommen, dass seine Aussprache zwischen geflüstertem w und reinem, d. h. völlig tonlosem f hin und her schwankt, oder vielleicht besser gesagt, zwischen beiden schwebt. Es ist dies deshalb möglich, weil zwischen der tonlos verengten und der weit offenen Stimmritze eine continuirliche Reihe von Abstufungen vorhanden sein muss. Nach dem Briefe von de Vries gilt die dem geflüsterten w genäherte Aussprache für die richtige, während die Aussprache als f die der Friesen und nach meinen Nachrichten auch die des Amsterdamer Pöbels ist. Es ist mir vorgekommen, als ob in den Wörtern, in denen v

für französisches *v* steht, mehr (geflüsteres) *w* gesprochen würde; in denen, in welchen es für deutsch oder englisch *f* steht, mehr *f*; aber die Holländer wissen nichts davon, dass dies der Fall oder geboten sei. Wenn man, wie dies Czermak für die Bezeichnung des *h* wünscht, noch ein Zeichen für die halboffene Stimmritze einführt,¹ so würde dies wol mit dem des *w* zu einem Zeichen verbunden, die Aussprache des holländischen *v* für die Majorität der Fälle ausdrücken.“

So weit die Mitteilungen Brücke's. Ich selbst vermag über die Natur des holländischen *v* nichts weiter anzuführen, da sich mir keine Gelegenheit zu unmittelbarer Prüfung dieses Lautes geboten hat.

§ 13.

Interdentales.

1. Mit *ṣ* und *ṣ̣* bezeichne ich den Laut des englischen *th*, und zwar gilt *ṣ* für den harten (*thing*), *ṣ̣* für den weichen (*that, whether*). Ihnen genau entsprechen die Laute des neugriechischen *θ* und *δ*. Was die dazu gehörigen Verschlusslaute *t* und *d* betrifft, so ist deren Vorkommen, ja sogar deren Möglichkeit bezweifelt worden. Mit Recht bemerkt jedoch Brücke (gegen Kudelka, p. 25), der luftdicke Verschluss zwischen Zunge und Zähnen sei nur für diejenigen unausführbar, welcher weit auseinanderstehende Zähne oder Zahnlücken habe; es werde vielmehr von manchen Individuen auch in Deutschland das *t* und *d* wirklich interdental gebildet. Neuerdings hat sich denn auch ergeben, dass die heutigen Inder diese Laute auf die hier angegebene Art aussprechen (Brücke, Aussprache d. Aspiraten, p. 8, Note) und dass mithin das *t* und *d* des Sanskrit den

1) Also die Mitte haltend zwischen den § 25 E. b) und c) aufgestellten Zeichen. Ich bezeichne diesen Zustand der Stimmritze durch das Zeichen E. b), verbunden mit dem der unvollkommenen Lautbildung. Verf.

Namen Dentales in einem viel prägnanteren Sinne führen als man bisher meinte.

2. Die beiden oben erwähnten Laute des Englischen, wie sie in der Regel gesprochen werden, sind einfach und lassen sich eben nur als Interdentales kennzeichnen. John Walker in den principles of English pronunciation sagt: „Th in think, and the same letters in that, are formed by protruding the tongue between the fore teeth, pressing it against the upper teeth, and at the same time endeavouring to sound the s or z; the former letter to sound th in think, and the latter to sound in that.“ Ziemlich übereinstimmend damit Buschmann (Lehrbuch der englischen Aussprache. Berl. 1832, p. 62): „Das th ist im Allgemeinen gelispeltes s, d. h. man spreche den Laut s aus, aber nicht mit geschlossenen Zähnen und die Zunge hinter den Zähnen liegend, sondern man dränge die Zunge zwischen beide Zahnreihen, so dass sie an die obere Reihe anstößt, hervor und spreche dabei s.“ Je nachdem man das Zeichen s im Sinne von scharfem oder mildem, also nach unserer Bezeichnung s oder f nimmt, entsteht entweder das harte oder das weiche th.

3. Neben dieser einfach-interdentalen Aussprache des th (s und f) existirt nun aber in England auch noch eine andere. So giebt Buschmann selbst zu (p. 69): „Einige sagen, bei dem th höre man im Hintergrunde ein d (einige Sprachlehrer finden ihre Schüler sogar mit einem reinen d ab!); — wenn dies ist, was man wol wird zugestehen müssen, so erkläre ich das für zufällig“ etc. Noch bestimmter aber Schulze (Engl. Sprachlehre): „Am besten wird man tun, wenn man in allen Fällen ein d mit einem darauf folgenden Hauch hören lässt.“ Raumer (A. u. L. p. 21 ff.), dem ich diese Stellen entnehme, bemerkt dazu, er selbst habe aus englischem Munde in gewissen Wörtern das th entschieden mit vorschlagendem d, in andern dagegen nach Walker's Angabe rein interdental sprechen gehört; es scheint, dass dabei nach Provinz und Individualität ein gewisses Schwanken herrscht. — Die zweite Art der Aus-

sprache ergibt, wie diese Beschreibung lehrt, keinen einfachen Laut mehr, sondern ist das, was wir später als einen Affrikationslaut werden kennen lernen, und dieser selbst wieder ist hervorgegangen aus einer Aspirata, also einem ebenfalls zusammengesetzten Laute, daher das zusammengesetzte Zeichen. Von den beiden jetzt üblichen Aussprachen des englischen harten und ebenso des weichen th ist die affrikative demnach die ältere, die rein frikative (einfach-interdentale) die jüngere. Jene erstere besteht nur noch in einigen Resten und wird wahrscheinlich in nicht allzu langer Zeit völlig getilgt sein.

4. Ein ähnliches Verhältnis scheint im Spanischen obzuwalten bei dem Laute, welcher vor a, o, u mit z, vor e und i aber mit c bezeichnet wird. Beide Zeichen drücken hier ungefähr den Laut des englischen th aus; gleichwol scheint ein gewisser Unterschied zwischen ihnen obzuwalten. Velasco beschreibt den letzteren so: El sonido de la ç¹ se forma con la estremidad de la lengua casi mordida de los dientes no apretados; und den des z: Arrimada la parte anterior de la lengua a los dientes, no tan apegada como para la ç, sino de manera que quede passo para algun aliento o espíritu, que adelgazado o con fuerza salga con alguna manera de zumbido, que es en lo que diffiere de la ç.“ (Diez I². 360).

5. Dass die Aspirata th zu einer einfachen Frikativa wurde, entspricht dem allgemeinen Entwicklungsgesetz. Dass diese Frikativa aber gerade eine Interdentalis ist, beruht auf einer Eigentümlichkeit der betreffenden Idiome. Im Hochdeutschen ist statt derselben die reine Alveolaris (s) aufgetreten. Interessanter Weise nun scheint die Interdentalis selbst in jenen Idiomen, welche sie erzeugt haben, keineswegs fest zu stehen, sondern die Neigung zu haben, ebenfalls Alveolaris zu werden. Im Englischen z. B. gilt

1) So wird das c vor e und i zuweilen auch geschrieben, um den Unterschied zwischen ihm und dem gutturalen, welches vor a, o, u und Consonanten gilt, auch für das Auge hervorzuheben.

das *th* der 3 Sing. Präs. nur noch in der Poesie, sonst steht dafür bereits *s*, also nicht *loveth* sondern *loves*. Dass in anderen Fällen für jetzt die Aussprache *s* statt *th* in England noch als Ziererei oder Ausländerei betrachtet wird, darf dagegen nicht geltend gemacht werden. — Auch im Spanischen wurden die Laute *z*, *c* (*ç*) und *s* in Schrift und Rede häufig unter einander verwechselt, z. B. *Zaragoza*, *Çaragoça*, *Saragosa*, und obschon auch hier der reine (alveolare) *S*-Laut in diesen Fällen oft als fehlerhaft bezeichnet wird (*cecear*, lispeln), so scheint derselbe doch mehr und mehr, namentlich statt des *z*, einzudringen und in manchen Grammatiken wird *z* ohne Weiteres = *s* (vielleicht auch *ʃ*) gesetzt.

6. Das Englische ist die einzige niederdeutsche Sprache, welche interdendale Laute bildet, im Holländischen und Plattdeutschen finden sie sich so wenig wie im Hochdeutschen. Auch unter den nordischen Sprachen begegnen sie nur im Isländischen, wo überdies im vorteilhaften Gegensatz zum Englischen der weiche Laut vom harten auch graphisch unterschieden wird, nämlich entweder *dh* und *th* oder *ð* und *p*; Beispiele *ordh*, *medh*, *hundradh*, *ödhrum*, *thadh*, *thau*, *thvi*. In den ältern Perioden des nordischen und niederdeutschen Idioms sind die Zeichen *th* und *dh* sehr verbreitet; ob dieselben aber damals auch schon interdendale Spiranten oder nicht vielmehr Aspiraten bezeichnen sollten, ist schwer zu entscheiden. Im Gothischen findet sich nur *th* (*p*), welches indess möglicher Weise den weichen Laut mit zu vertreten hatte; auch von ihm ist der phonetische Wert schwer zu bestimmen. In Fremdwörtern lässt Ulfilas es regelmäßig das griechische *ϑ* vertreten, leider ist der phonetische Wert dieses letzteren zu jener Zeit auch nicht sicher festzustellen. Wir unsererseits sind der Meinung, dass, so gut wie *ϑ* damals schon unzweifelhaft eine Spirans gewesen sein muss (vgl. § 12. 3), so auch die Dentalklasse bereits die Aspirata verloren hatte, also *ϑ* nichts anderes als die heutige (neugriechische) Spirans *ɣ* gewesen ist, etwas was dann für das gothische *p* mit entscheiden würde. Zweifelhafter ist diese Frage für das Altsächsische, Angelsächsische, Altnordische.

Das im Altfächfischen begegnende Schwanken zwischen der Schreibung *th*, *dh*, *d* innerhalb eines und desselben Wortes, z. B. *werthan*, *wurdhun*, *werdan*; *ertha*, *erdhu*, *erdu*; *othar*, *odhrun*, *odrun* scheint auf wirkliche, wenn auch ersterbende Aspiration zu deuten. Vgl. Raumer's A. u. L. p. 29.

7. Da die Zunge bei Bildung der Interdentalen den beiden Lippen sehr nahe kommt, so ist es nicht zu verwundern, dass sie dieselben, namentlich die Oberlippe, zuweilen berührt und in Folge dessen ein Laut entsteht, welcher eine gewisse labiale Färbung hat, also dem *f* oder bei der Lenis dem *w* gleicht, und zuletzt bei manchen Individuen, ja selbst in manchen Landstrichen, völlig in diese Laute übergeht. So setzt die englische Volkssprache häufig *f* statt *th*, wie man aus Dickens entnehmen kann, z. B. *nuffin*, *nuffing* statt *nothing*. Im Neugriechischen ist diese Entartung, wie es scheint, noch viel weiter verbreitet; hier sind Nebenformen wie *Θήβα*, *Φήβα* (gesprochen *Fiwa*) sehr gewöhnlich; vgl. Ross, Wanderungen in Griechenland, I, p. 22, 32. Hiezu halte man jene Beispiele ähnlichen Lautwechsels aus dem Altertume: *θήρ*, äol. *φήρ*, lat. *fera*; *θύρα*, lat. *fores*; *θυμός*, lat. *fumus*; *ῥυθρός*, lat. *rufus*. Das Russische endlich hat alle griechischen *θ* consequent in *f* verwandelt, auch in der Sprache der Gebildeten und sogar in der Schrift, daher *Feodor* (Theodor), *Marfa* (Martha), *Afanasia* (Athanasia).

§ 14.

Alveolares.

1. Unser *t* und *d*, genauer *t*² und *d*² (bei Brücke *t*¹ und *d*¹) bezeichnen das reine deutsche *t* und *d*, wie diese Laute in Norddeutschland allgemein gesprochen werden, während in Süddeutschland häufig das organische *d* wie *t* klingt; in manchen Gegenden Mitteldeutschlands aber (Sachsen, Thüringen, Franken) beide zu einem eigentümlichen Mittellaute verschmelzen; vgl. § 2, 11. Der zu dieser Klasse gehörige Nasal (*n*²) ist unser gewöhnliches deutsches *n* (aus-

genommen, wenn letzteres vor g oder k steht) und wol allen Sprachen gemeinsam.

2. Die zu jenen alveolaren Explosivlauten (t, d) gehörigen Frikativlaute haben wir in unserer Tabelle mit s und f bezeichnet.

a) Demnach ist unser s der Laut, den man in Deutschland mit sz (fs), ss, s, z. B. *reisen* (*reissen*), *Meissen*, *das*, in Frankreich mit s, c, ç, z. B. *son*, *celui*, *ça*; in fast allen übrigen europäischen Sprachen aber mit bloßem s bezeichnet.¹

b) Unser f dagegen ist der Laut, welcher in den deutschen Wörtern *Sand*, *Segel*, *Wiese*, *Rose*, wenigstens bei norddeutscher Aussprache gilt. Seine Schreibung in den europäischen Sprachen ist auffallend schwankend. Ganz consequent bezeichnen ihn nur die Holländer und sämtliche Slavenvölker, nach Schleicher auch die Littauer, nämlich durchaus mit z. Beispiele: holl. *zand* (arena); *zegel* (sigillum), *zeil* (vexillum), *razend* (demens) etc.; poln. *zabieć*, *razem*. Die Franzosen und Engländer schreiben diesen Laut theils mit z, theils mit s. Beispiele der erstern Art: franz. *hazard*, *zèle*; engl. *gazing*, *zeal*. Beispiele der letzteren Art: franz. *maison*, *raison*; engl. *reason*, *treason*. Die Italiener schreiben ihn stets s, also ganz wie die Fortis, unterscheiden aber beide Laute theoretisch als s *gagliardo* (die Fortis) und s *rimesso* (die Lenis); das letztere gilt nur vor Vokalen, also nach unserer Schreibung: *avviso*, *tesoro*, *paese*, *virtuoso* (einzige Ausnahme *così*) und vor tönenden

1) Brücke in seinen „Grundzügen“ (p. 38) giebt an, das in Deutschland normale S sei nicht das alveolare, sondern das dorsale (denti-palatale). Auf eine an Herrn Prof. Brücke hierüber brieflich gerichtete Frage war derselbe so gütig mir Folgendes zu erwidern: „Ich glaube jetzt in der That, dass auch in Deutschland, wenigstens bei uns hier, das alveolare S häufiger sei als das dorsale. Ich hatte früher, als ich der gegenteiligen Ansicht war, den Fehler begangen, mir das S zu oft isolirt oder in bloßer Vokalverbindung vormachen zu lassen, während faktisch in der fortlaufenden Rede die vielfache Berührung mit alveolaren Consonanten der alveolaren Artikulation ein größeres Gebiet erobert.“ — In der „Phon. Transscr.“ ist das deutsche S überall durch das alveolare Zeichen ausgedrückt.

Consonanten (Lenis und Liquida): *sguardo*, *sdegno*, *sbarcare*, *slanciare*, *sradicare*, *snervare*, *smunto*, *svelto*. Den Spaniern soll (wenn man den, in solchen Dingen nicht sehr zuverlässigen, Grammatiken glauben darf) dieser Laut gänzlich fehlen; ihr s wäre demnach immer scharf und ihr z ein ganz anderer Laut (Interdentalis, das englische th). Die Portugiesen haben die französische-englische Bezeichnungsart.

3. Die wahrhaft quälende Verwirrung, welche in Betreff dieser Laute, so wie der mit ihnen so eng zusammenhängenden s und f (§ 15) herrscht, wäre mit einem Schlage gelöst, wenn man sich entschliesen wollte, die von uns hier und auch früher schon (D. L.) vorgeschlagene Sonderung der Zeichen s und f vorzunehmen, wie dies allerdings zuweilen, z. B. von Michaelis, bereits geschehen ist. Das von den meisten europäischen Völkern für den weichen Laut eingeführte z eignet sich für uns Deutsche darum nicht, weil wir uns zu sehr daran gewöhnt haben, dabei an den Doppellaut ts zu denken, welchen wir nicht gern mehr in seine Bestandteile zerlegen möchten, so dass wir *reiten*, *hetsen*, *tantsen*, *wits*, *prints* schrieben, wie die Holländer, Dänen und Schweden tun. Wir könnten sogar einen phonetischen Grund anführen, welcher uns eine solche Zerlegung des z als nicht wünschenswert erscheinen lässt. Unser deutsches z ist im Anlaut keineswegs im strengen Sinne = t + s, sondern es ist = ^ts, vgl. § 20, 4. Und wir können das Zeichen z für den weichen S-Laut ja so leicht entbehren, da ein glücklicher Zufall uns gerade bei dem Buchstaben S zwei Zeichen an die Hand gegeben hat. Was bisher ein bloßer Tand war: machen wir es zu einem wertvollen Besitztum!

4. Es ist ein groser Mangel der älteren Grammatik, dass sie den Unterschied dieser beiden Laute, des „*hissing*“ und „*buzzing*“ S (wie die Engländer denselben bezeichnen), so gut wie gar nicht achtete, sondern, durch die Schrift verführt, beide als einen und denselben Laut behandelte. Und doch bestand jener Unterschied bereits in den beiden klassischen Sprachen. Nach Corssen (I. 121) war das lat. s

im Inlaut zwischen zwei Vokalen und nach dem schwachlautenden *n* gleich unserem Laute *f*. Ganz ähnlich im Griechischen, wo zwischen Vokalen (*μoῦσα*) und vor weichen Consonanten (*σβέννμι*, *βύσδην*, *μίσγω*) sicherlich der weiche Laut galt. Vgl. Heyse, Syst. d. Sprachw. p. 274. Diese Erscheinung ist phonetisch sehr wol erklärlich. Die beiden Vokale, als tönende Laute, haben den zwischen ihnen stehenden Laut durch homogene Assimilation ebenfalls zu einem tönenden (weichen) gemacht. Vgl. § 20, 9—10. Im Neugriechischen werden alle *ζ* als *f* gesprochen und diese Aussprache muss schon sehr früh, um Christi Zeit, gegolten haben; vgl. Mullach, Neugriech. Gramm. Obschon nun die Neugriechen also für den Laut *f* ein eigenes Zeichen besitzen, so wenden sie dies doch keineswegs consequent für denselben an; sie schreiben nicht *μοῦζα*, *κόζμος*, obschon sie so sprechen, sondern lassen die altgriechische Schreibung bestehen, etwas was wohl Niemanden befremden wird, da die neugriechische Schreibung auch sonst sich slavisch an die altgriechische anschliesst, so dass sie z. B. den Laut *i* nunmehr durch fünf verschiedene Zeichen geben muss. Die Herrlichkeit des vergangenen Zustandes gegenüber dem Verfall der Gegenwart darf freilich hier als Entschuldigung, ja als ein Recht zu solchem Verhalten gelten.

5. Ganz das nämliche Verhältniss wie im Lateinischen und Griechischen scheint in Betreff der beiden Zischlaute *s* und *f* auch im Gothischen stattgefunden zu haben, indem hier auslautendes *s*, wenn es durch Flexion oder Wortbildung in den Inlaut zu stehen kommt, sehr häufig zu *z* wird, z. B. *pus*, *puzei*; *jus*, *juzei*; *us*, *uzuh*; *hatis*, *hatiza*; *ans*, *anza*; etc. Es ist kaum noch einem Zweifel unterworfen, dass dieses *z* eben den Laut *f* unsers Systems darstellen sollte und die Wahl dieses Zeichens nach dem Vorbild des griechischen *ζ* geschehen ist, welches, wie bereits bemerkt, zu Ulfilas' Zeit schon längst jenen Lautwert besas. Damit stimmt denn auch trefflich der zuweilen eintretende Wechsel der Buchstaben *s* und *z* (*saislēp*, *saizlēp*), der fast gänzliche Mangel des Buchstabens *z* im Auslaut, endlich der Umstand,

dass *z* sich ausschließlich vor Vokalen und tönenden Lauten findet, ganz wie es der phonetische Charakter des Lautes *f* erheischt. Grimm freilich (D. G. I², p. 65) hält das gothische *z* für zusammengesetzt aus *d* + *s* (*f*) und knüpft eine Menge von verworrenen Vorstellungen daran („Umlaut des *s*“ etc.), in welche von Seiten der Phonetik einen Lichtstrahl bringen zu wollen, vergebliche Mühe wäre (vgl. unter 6). Dagegen fassen die Altenburger Herausgeber des Ulfilas das Verhältnis bereits mit einer für jene Zeit (1843) überraschenden Klarheit und Sicherheit auf; ein Verhalten, welches sie auch an anderen Stellen der Lautlehre betätigt haben und weshalb sie mehrfach ein misbilligendes Stirnrunzeln, auch wol manche feltfame Zurechtweisung von Seiten der strengen „Schule“ ernteten.¹ — Bemerkenswert ist übrigens, dass das auslautende *s* in den oben angegebenen Fällen die Umwandlung in *z* nicht immer erleidet; es heist *raus*, *rausa*; *hus*, *husa*; *svês*, *svêsa*; etc., nicht *rauza*, *huza*, *svêza*; dazu vgl. Verbalformen wie *visan*, *vêsum*, etc., wo nach phonetischer Wahrscheinlichkeit ebenfalls der weiche Zischlaut zu erwarten wäre. Sollte dies nur als eine Unge-

1) So z. B. wegen des gothischen Zeichens $\odot$, dessen wahrscheinlichen Lautwert sie mit *w* bestimmten und demgemäs bezeichneten. In Folge dessen äusert sich Vilmar folgendermassen: „Es ist ein starker Fehler, wenn im Druck das gothische Zeichen $\odot$ durch *w*, eine Spirantenverdoppelung (statt *hv*, eine Spirantenverbindung) ausgedrückt wird.“ Man bemerke die in diesem Urteile enthaltene Verwirrung der Begriffe: 1) Weil $\odot$ etymologisch meist an der Stelle steht, wo Sanskr. Lat. Griech. einen Guttural (*k*) + einer labialen Spirans (*v*, *w*) bietet, darum soll auch der phonetische Wert des $\odot$ durchaus *h* (Lautverschiebung des *k*) + *v* (was Vilmar damit für einen Laut meint, bleibt unklar) gewesen sein, also Verwechfelung des phonetischen mit dem etymologischen Standpunkte. 2) Das *w* ficht Vilmar als eine Spirantenverdoppelung an, und zwar darum, weil das Zeichen *w* aus der Verschlingung von *vv* oder *uu* erwachsen ist; also Verwechfelung des phonetischen Standpunktes mit dem graphischen. 3) Die völlige Unklarheit darüber, was ein Spirant eigentlich ist und weshalb auch das *h* dazu gehört, von welchem man nicht erfährt, ob es der spiritus asper oder der Laut χ sein soll, den *h* im Gothischen wahrscheinlich bezeichnet.

nauigkeit der Schreibung gelten dürfen? Dazu sind diese Fälle doch zu häufig und der Buchstabe s in ihnen zu constant. Es scheint, dass im Gothischen der harte Laut auch zwischen Vokalen wirklich vorkam.

6. Wie stand es in Betreff dieser Laute im Alt- und Mittelhochdeutschen? Die Schrift, sich auch hier an die lateinische Schreibung anlehnend, giebt darüber keinen Aufschluss und somit würde man auch bei J. Grimm vergeblich in irgend einem seiner Werke eine Aufklärung oder auch nur eine bestimmte Erwähnung dieser Verhältnisse suchen, ja man darf zweifeln, ob er überhaupt ein klares Bewusstsein von dem Vorhandensein jenes Lautpaares hatte. Die wenigen Stellen, in welchen er auf die Aussprache des S eingeht, (D. G. I². 64. 166), sind schwankend, kurz und dunkel. Das eine S wird darin ein „zusammengesetzter, trüber, krauser“ Laut genannt, das andere dagegen ein „einfacher, heller, spitzer“; aber ob unter dem Zisch-, bezüglich dem Saufe-Laute das gemeint ist, woran wir dabei denken: dies selbst ist höchst zweifelhaft. Ich will auf den Umstand, dass die betreffenden Bestimmungen zu der Natur jener Laute durchaus nicht passen, gar nicht einmal Gewicht legen, sondern ich stütze mich auf die hundertfältig erprobte Art und Weise, wie Grimm überhaupt Lautfragen zu behandeln pflegt. Seine Voraussetzungen sind selbst da, wo er den phonetischen Standpunkt einmal ausnahmsweise zu betreten scheint, von durchaus anderer Natur; er kennt in Wahrheit den lebendigen Laut gar nicht, sondern nur die todten Zeichen, die Buchstaben, und sein Bestreben auf diesem Gebiet hat niemals ein anderes Ziel als dieselben mit andern todten Zeichen früherer oder späterer Perioden zu vergleichen. Es ist, als ob Jemand emfig Ziffern ordnete, aber die ihnen zu Grunde liegenden Werte, die Zahlen, nicht konnte und darum auch kein Resultat anzugeben vermag. Wer dies einmal durchschaut hat, der wird schon im Voraus wissen, dass hier bei der Frage von hartem und weichem S, wo die Schrift den Forscher im Stich lässt, bei Grimm kein Rat

zu holen ist, und dass, wenn hie und da eine Stelle dagegen zu sprechen scheint, dieselbe bei näherer Betrachtung ebenfalls ganz gewiss auf eine historisch-etymologische Buchstabengleichung hinauslaufen wird. In der Tat ist es auch mit den obigen Aeuserungen so; es handelt sich (p. 64) um das gothische und (p. 166) um das ahd. S, und Grimm's Annahme zweier Laute bei diesem Zeichen stützt sich eigentlich nur auf jene Tatsache, dass im Gothischen auslautendes s, wenn es in den Inlaut tritt, häufig zu z wird. Was dieses letztere jedoch bedeute, ist ihm unklar, und so reißen sich ihm daran hier und im Ahd. die wunderlichsten Folgerungen und Combinationen, welche zum Teil mit der vorliegenden Frage ganz und gar nichts zu tun haben. Dabei ist ihm die Wahrheit fortwährend unter den Händen; er erwähnt sogar die englische Scheidung zwischen „*hissing*“ und „*buzzing*“ S, aber da er damit keinen bestimmten phonetischen Begriff verbindet, so entschlüpft sie ihm fortwährend und verschwindet endlich. An der Stelle, wo man vor Allem berechtigt war, eine Aufklärung über den Laut des S zu suchen, bei der Besprechung der nhd. Consonanten, wo der lebendige Laut selbst zu beobachten war, da findet sich über die fragliche Scheidung — auch nicht ein Wort! Und doch ist gerade diese heutige Aussprache auch für jene älteren Perioden das einzige Mittel über den Laut oder die Laute des Buchstabens S einigen Aufschluss sich zu verschaffen. Wir glauben, dass derselbe damals im Wesentlichen so gesprochen wurde, wie noch heute in Oberdeutschland geschieht und das überwiegende Vorkommen des harten Lautes in diesen Gegenden macht es einigermaßen erklärlich, dass die Schreibung an dieser Stelle so unvollkommen blieb.

7. Hinsichtlich dieser jetzt üblichen Aussprache des Buchstabens S in Deutschland sei Folgendes bemerkt: Anlautend wird derselbe vor Vokalen in ganz Norddeutschland als f gesprochen, also *sand*, *silber*, *sonne*, *sôn* (filius), *sauer*, *sêr* (valde). *sicher*, *suchen*; ebenso in Holland, nur dass hier der Laut auch graphisch fixirt wurde: *zand*, *zil-*

ver, zon, zoon, zuur, zeer, zeker, zoeken. In ganz Süddeutschland dagegen gilt *s*, also wie bei den Engländern und den romanischen Völkern, so dass die obigen Beispiele: *sand, silber, sonne* etc.¹ lauten. Von Consonanten kommen hinter *S* jetzt nur noch *p, t, k* vor, und vor diesen als tonlosen Lauten wird auch der Zischlaut tonlos (hart) gesprochen, also *spalt, sprung, stein, streuen, skalp, sklave*. Hätten wir die Verbindung mit *b, d, g*, dann ergäbe sich sicherlich *fb, fd, fg*, wie im Italienischen, vgl. oben unter 2; ebenso im Englischen, vgl. *sdain*, gesprochen *fdên*. In einem grossen Teile Deutschlands geht übrigens in den Verbindungen *sp, st, sk* die Alveolaris in den Cacuminallaut *ʃ* (nach deutscher Schreibung: *sch*) über, also *schprung, schtein, schkalp*. Dasselbe ist mit den im Mhd. noch vorkommenden Verbindungen *sl, sn, sm, sw* geschehen; in diesen Fällen ist die Schrift der Aussprache gefolgt, also mhd. *slâfen, snîden, smachen, swimmen*; nhd. *schlâfen, schneiden* etc. Was den Inlaut betrifft, so gilt hier vor Vokalen in Norddeutschland durchweg der milde Laut (*f*), also *Rose, leise, Hülfe, Gänse, Ferse*; der übrigens hinter *r* dialektisch gern in *f* ausweicht, also *Ferse, Hirse*; in Süddeutschland gilt vielfach auch hier der harte Laut, doch vermag ich dabei keine landschaftliche Grenze anzugeben; in manchen Teilen Mitteldeutschlands tritt ein schwankender Laut ein; vgl. § 2, 11. Vor Consonanten (*p, t*) wird inlautend im ganzen Norden und auch im Südosten reines *s* gesprochen, also *Last, Fest, ist, Kost, Brust, Haspel*,

1) Kempelen, der in Wien lebte, hatte von der weiten Verbreitung des Lautes *f* in Deutschland so wenig Kenntnis, dass er sich darüber (Mech. d. menschl. Spr. p. 339) folgendermassen ausspricht: „Manche glauben der Sprache einen besonderen Nachdruck zu geben, dass sie fast alle *S* in franz. *Z* verwandeln. Ich habe einige der geschicktesten Schauspieler auf der Bühne sagen gehört: „*Zo tief zind zie gezunken?*“ — Jene Schauspieler werden dies wol nicht aus Ziererei getan haben, sondern sie waren entweder wirklich Norddeutsche oder hatten sich die norddeutsche Weise in diesem Punkte bereits angeeignet (wie auch heute viele Süddeutsche tun), weil sie die natürlichere (vgl. 4) und darum bequemere ist.

Wispel, *Knospe*, auch wenn ein Consonant vorhergeht: *hölst*, *Kunst* etc. Im Südosten dagegen spricht man (die Gebildeten allerdings von Jahr zu Jahr weniger) hier den Laut *s*, also *Last*, *Fest*, *ist* etc., oder nach deutscher Schreibung: *Lascht*, *Fescht*, *ischt* etc. Im Auslaut endlich, gleichviel ob Vokal oder Consonant vorhergeht, gilt in ganz Deutschland, wie ja auch bei andern Lauten, so hier ebenfalls nur die Fortis (*s*), wobei sich indess mundartlich statt *s* mitunter *ʃ* einschleicht, z. B. *Vers*, mundartlich *Versʃ* (in deutscher Schreibung: *Versch*), Plur. *Verse* (vgl. oben); in *Hirsch* (statt *Hirs*, ahd. *hiruz*) ist diese Eigentümlichkeit sogar hochdeutsch und schriftmässig geworden. Ausführlicheres hierüber ist mitgeteilt D. L. p. 289 ff.

8. Auffallend ist es, dass auch in neuester Zeit und bei Sprachgelehrten, welche in der Lauttheorie den Grimm'schen Standpunkt längst überwunden haben, gerade in diesem Falle, bei der Scheidung des harten und weichen *S*, unzweifelhafte Irrtümer sich finden. So behauptet Schleicher, ein in Lautfragen so bewährter Forscher, in seiner „Litauischen Grammatik“ (1856) p. 22: der Laut des litt. flav. franz. *z* oder, wie er erklärend hinzufügt, des medialen *S*, sei dem Deutschen fremd; und in einem spätern Werke: „Deutsche Grammatik“ (1860), p. 140 wiederholt er diese Behauptung mit der Hinzufügung: „derselbe ist für die meisten Deutschen sogar schwierig zu bilden“ (d. h. sie besitzen ihn nicht und, wenn sie ihn hören, vermögen sie ihn nur schwer nachzusprechen!). Auch ein Physiologe, Merkel, Verfasser eines grossen Werkes „Anatomie und Physiologie des menschlichen Stimm- und Sprachorgans“ (1857), kennt das weiche (tönende) *S* nicht; vgl. a. a. O. p. 868. Es lässt sich dergleichen nur dadurch erklären, dass beide Männer, aus Mitteldeutschland stammend, durch jene Eigentümlichkeit dieses Landstrichs, wonach harte und weiche Laute in einen einzigen zusammenfliessen, getäuscht worden sind. Aber doch sind sie bei den andern Lautpaaren dieses Unterschiedes sich vollständig bewusst, namentlich Schleicher; worin lag gerade beim *S* die Schwierigkeit? Mir erscheint der

Unterschied zwischen deutschem s und f durchaus nicht weniger auffallend als der zwischen f und w, z und j.

9. Es ist aber wirklich, als wälte bei diesem Lautpaare ein ganz besonderes Misgeschick, denn auch in Betreff der nordischen Sprachen weichen hier die Angaben der Grammatiker, falls sie dies Verhältniß überhaupt erwähnen, wesentlich von einander ab. Rapp („Geschichte des Buchstaben S“ in der Deutschen Vierteljahrschrift, 1856, Heft 4, S. 143 ff.) giebt an, es fehlen diesen Völkern die milden Zischlaute gänzlich. Damit stimmt überein Lytt („Schwedische Grammatik“, p. 6.): „s lautet immer scharf wie deutsches sz; z. B. *se* (videre), *sitta* (sedere), *sol* (sol), *susa* (stridere) etc.“ Dagegen Sjöborg („Schwedische Grammatik“, p. 11): „Das s lautet in den meisten Fällen wie das hochdeutsche, also in *söt* (dulcis), *mysa* (fubridere) gelinde wie in *sanft*, *Rose*; dagegen in *mos* (puls), *lös* (expers) scharf wie in *los*, *hasz*; ferner gelinde in *slaf* (servus), *små* (parvus), *snö* (nix), scharf in *häst* (equus), *visma* (marcescere)“ etc. Ich bin geneigt die Angaben Sjöborg's für richtig zu halten, denn sie stimmen mit dem phonetischen Prinzip der Assimilation überein; auch lassen sich dergleichen genaue Bestimmungen, zumal von einem Nationalschweden, nicht wohl als Irrtum des Gehörs abweisen, während andererseits die Allgemeinheit der ersteren Angaben viel eher die Annahme eines Uebersehens zulässt.

10. Bemerkenswert ist die Geneigtheit der alveolaren harten Spirans zur Verbindung mit den harten Mutis. Die Lautverbindungen sp, st, sk und ps, ts, ks sind im Allgemeinen — die einzelnen Sprachen bieten darin manches Abweichende — sehr häufig, und insbesondere denen der labialen und gutturalen Spirans an Verbreitung weit überlegen. In den Verbindungen nun, worin die Spirans den zweiten Faktor bildet (ps, ts, ks), zeigt sich dabei ein phonetisches Uebergewicht derselben, so dass der erste Faktor eine Reduction erleidet und die Verbindung dadurch eine ungemein innige wird. Dies war vermutlich Ursache, dass

diese Lautverbindungen von manchen Völkern durch einfache Zeichen ausgedrückt wurden, so ps, ks bei den Griechen durch ψ , ξ ; ts bei den Deutschen durch z, bei den Polen und Böhmen durch c. Das altgriechische ζ war allerdings nicht ts, sondern df und auch dies nur etwa bis zur Zeit Christi, später wurde es zu blosem f; ganz irrig ist die hie und da zu findende Annahme, es sei fd gewesen, es war dies lediglich eine dorische Metathese, wie in diesem Dialekt auch $\sigma\pi$, $\sigma\kappa$ umgestellt wurden, z. B. $\sigma\pi\acute{\epsilon}\lambda\lambda\iota\omicron\nu$, $\sigma\kappa\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$, $\sigma\kappa\acute{\iota}\varphi\omicron\varsigma$ für $\psi\acute{\epsilon}\lambda\lambda\iota\omicron\nu$, $\xi\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$, $\xi\acute{\iota}\varphi\omicron\varsigma$, daher auch $\sigma\delta\nu\gamma\acute{\omicron}\nu$ für $\zeta\nu\gamma\acute{\omicron}\nu$ etc. In ganz Griechenland war dieser Dorismus bekannt und lächerlich, und er fiel um so mehr auf, als die Lautverbindung $\sigma\delta$ sonst fast gar nicht vorkam. In einigen Fällen fand sie sich indess doch, und dies bewirkte, dass man dieselben irrtümlich ebenfalls für Dorismen hielt und vermeiden zu müssen glaubte, also statt $\mathcal{A}\theta\acute{\eta}\nu\alpha\sigma\delta\epsilon$, $\Theta\acute{\eta}\beta\alpha\sigma\delta\epsilon$, $\beta\acute{\upsilon}\sigma\delta\eta\nu$ lieber $\mathcal{A}\theta\acute{\eta}\nu\alpha\zeta\epsilon$, $\Theta\acute{\eta}\beta\alpha\zeta\epsilon$, $\beta\acute{\upsilon}\zeta\eta\nu$ setzte; gerade so wie ungebildete Norddeutsche statt *Treppe*, *Lippe* glauben *Trepfe*, *Lipfe* sprechen zu müssen, weil sie dies für hochdeutscher halten. Vgl. Schleicher, Zur vergl. Sprachengeschichte, p. 42 ff. — Das italienische z ist teils ts (*nazione*, *condizione*), teils und häufiger df, namentlich da, wo es lateinischem d entspricht; z. B. *mezzo* (medius), *razzo* (radius). Die griechischen Laute ψ und ξ waren immer hart, wie ausdrücklich von den Alten bezeugt wird, entstanden sind sie allerdings nicht bloß aus $\pi\sigma$, $\kappa\sigma$, sondern ebenso häufig aus $\beta\sigma$, $\varphi\sigma$ und $\gamma\sigma$, $\chi\sigma$; wie ja auch beim ζ der Lautwert (df) durchaus nicht immer der etymologischen Entstehung entspricht, da es bekanntlich vielfach aus δj ($\acute{\epsilon}\zeta\omicron\mu\alpha\iota$) und γj ($\chi\rho\acute{\alpha}\zeta\omega$) erwachsen ist. Auch das lateinische und deutsche x ist durchweg hart, dagegen das französische, wenn es vor einem Vokale steht (*exemple*), weich, also gf. Man sieht, die weiche Spirans schickte sich zuweilen an, in die Fusstapfen ihrer Schwester zu treten, es blieb jedoch bei vereinzeltten Fällen. — Man pflegt jene einfachen Zeichen und die durch sie vertretenen Laute: Doppelconsonanten, consonantische Diphthonge, zusammenge-

fetzte Laute zu nennen. Dies ist vom phonetischen Standpunkte nicht zu billigen, es sind lediglich Lautverbindungen, oder da auch dies Wort missverstanden werden kann: es handelt sich bei ihnen lediglich um eine Lautfolge, d. h. ein Aufeinanderfolgen zweier Laute, deren Schreibung aber durch ein einfaches Zeichen geschieht. Ein zusammengefügter Laut dagegen im phonetischen Sinne ist ein solcher, bei welchem die Lautorgane zwei Laute zu gleicher Zeit hervorbringen, wie dies z. B. beim arabischen *Cha* und *Ghain* der Fall ist.

§ 15.

Cacuminales (Cerebrales).

1. In den indischen Sprachen giebt es eine Klasse von Lauten, welche allgemeiner Angabe zufolge so gebildet werden, dass die Zungenspitze nach oben bis hinter den Alveolarrand zurückgelegt wird, so dass sie den Palatumpunkt erreicht und hier die Explosion, bezüglich Frikation erzeugt. Man nennt sie *mûrdanya*, von *mûrdan* (caput, cacumen), also eigentlich und zwar sehr passend Gaumendachlaute (vgl. M. Müller und Lepsius); der Ausdruck *Cerebrales* beruht nur auf einer falschen Uebersetzung der englischen Grammatiker. Früher nannte man sie *Linguales*; aber abgesehen davon, dass die Zunge fast bei allen Lauten ins Spiel kommt, wird dieser Name von manchen Grammatikern auch schon für gewisse semitische Laute, jene „*Litterae emphaticae*,“ gebraucht, welche insofern denselben mit einer Art Recht tragen, als bei ihnen die Zunge ganz besonders angestrengt wird, etwas was bei den hier in Rede stehenden Cerebralen oder Cacuminalen keineswegs der Fall ist. Bopp bedient sich zur Bezeichnung derselben eines unter die gewöhnlichen Dentalen (Alveolaren) zu setzenden Punktes, also *ṭ*, *ḍ*; nur den dazu gehörigen Spiranten, dessen Laut der unseres deutschen sch sein soll, hat er auffallender Weise nicht durch

s, sondern durch š ausgedrückt.¹ Da wir zu dieser Unterbrechung der gemeinfamen Bezeichnung durchaus keinen Grund haben, überdies die Unterpunktirung dieser Lautklasse bereits allgemein angenommen ist, so wenden wir dieselbe gleichförmig, also auch für Bopp's š an.

2. Das š unfers Alphabets bezeichnet also den bekannten Laut, welcher im Deutschen mit sch, im Englischen mit sh, im Französischen mit ch, im Polnischen mit sz (unkonsequent, die Analogie des weichen Lautes, welchen die Polen ź schreiben, erforderte hier š), im Böhmischen mit š, im Russischen, Altslawischen, Sanskrit und in den semitischen Sprachen mit einem besondern Zeichen geschrieben wird und welcher meiner Meinung nach phonetisch einfach ist, obschon er historisch öfters aus zwei Lauten hervorging und ihn daher die westlichen Völker durch zusammengesetzte Zeichen ausdrücken. Beweis für seine Einfachheit in dem Sinne, dass er nicht aus einer Aufeinanderfolge von Lauten besteht, wie Viele glauben, sind allein schon die beiden Thatfachen: 1) dass man ihn continuiren kann: šššš....., etwas was keine Lautfolge zulässt; 2) dass man ihn nicht rückwärts sprechen kann, etwas was jede Lautfolge zulassen muss. Auch reicht schon eine geringe Aufmerksamkeit hin, um zu lehren, dass, während man š spricht, die Zunge in der nämlichen Lage verharret. Ob man demselben nicht in einem andern Sinne als dem hier dargelegten die Einfachheit absprechen müsse, darüber wird später (unter 5 und 6) gehandelt werden. — Die Schreibung dieses Lautes ist übrigens ausserordentlich mannigfaltig, die oben angeführten Zeichen, obschon die wichtigsten, erschöpfen die Sache noch bei Weitem nicht.

1) Vermutlich war für die Wahl dieses Zeichens der Umstand entscheidend, dass man das deutsche sch als eine Aspirata betrachtete. Das auf diese Weise frei gewordene Zeichen s benutzte Bopp später, um im Send und auch in andern Sprachen den Laut unfers f auszudrücken, natürlich als ganz willkürliches Zeichen, da dieser letztere Laut zu den Cacuminalen (Cerebralen) gar nicht gehört.

So z. B. findet er sich im Englischen, abgesehen von der normalen Schreibung sh, auch an Stellen, wo die Buchstaben ch, ce, ci, s, ss, sci, ti stehen, vgl. *bench* (zwar eigentlich = phon. *bents*, aber in der Regel nur *bens* gesprochen), *ocean*, *precious*, *pleasure*, *passion*, *conscience*, *patience*; es sind dies etymologische Schreibungen, welche einen früheren Stand der Laute ausdrücken und nun gleichsam versteinert daliegen. Ganz ähnlich im Schwedischen, wo der Laut *ş* erst in den letzten Jahrhunderten entstand und deshalb gar nicht einmal ein besonderes Zeichen mehr erlangen konnte, welches ihn im absoluten Zustande darstellt, wie es doch die Engländer in ihrem sh besitzen. Er findet sich hier in der Regel nur vor hellen Vokalen (i, y, e, ö, ä) und vertritt die Lautfolgen sk, sj, stj, skj; z. B. *skilja* (sejungere), *skyt* (tutela), *ske* (fieri), *skön* (pulcher), *skämt* (jocus), *sjelf* (ipse), *stjerna* (stella), *skjuta* (jaculari), gesprochen: *şilja*, *şyt*, *şe*, *şön*, *şämt*, *şelf*, *şerna*, *şuta*; manchmal auch vor dunkeln Vokalen, z. B. *marskalk*, *menniska* (homo), gesprochen *marşalk*, *mennişa*, in eingebürgerten Fremdwörtern folgen die Schweden der deutschen Schreibung, z. B. *kalesch*, *marsch*. Die Holländer haben diesen Laut in ihrer Sprache gar nicht, ihr sch ist = sz, in eingebürgerten Fremdwörtern geben sie ihn nach englischer Sitte durch sh. Die Italiener schreiben ihn sc (vor e und i) oder sci (vor a, o, u), also *ruscello*, *scimia* (phon. *ruşello*, *şimia*), aber *coscia*, *sciolto*, *asciulto* (phon. *koşa*, *şolto*, *aşulto*). Die Spanier haben diesen Laut nicht, in eingebürgerten Fremdwörtern schreiben sie ihn nach französischer Sitte ch (obschon dies Zeichen bei ihnen eigentlich ts bedeutet), z. B. *Chomberga* (Schomberg). Die Portugiesen geben ihn teils wie die Franzosen durch ch (*chamar*), teils durch x, z. B. *calexe* (franz. *calèche*). Im Walachischen ist er sehr häufig und wird bei der hier so schwankenden Orthographie entweder durch ş oder ş̃ (so von Diez) geschrieben. Die Magyaren geben ihn durch s, z. B. ihre Stadt *Pest* wird gesprochen *Pest̃*, wäre also nach deutscher Orthographie *Pescht* zu schreiben.

3. Ganz ebenso einfach wie die Fortis ʃ ist nach unserer Auffassung die dazu gehörige Lenis, von uns mit ʃ bezeichnet, poln. ż , böhm. ž , russ. altslaw. mit eigenem Zeichen (Ж), franz. j (vor allen Vokalen) oder g (nur vor e und i). Dem Hochdeutschen fehlt dieser Laut, doch findet er sich dialektisch und ist überhaupt für die deutsche Zunge leicht zu bilden, nur ganz Ungebildete sprechen dafür ʃ , z. B. *Schenie* (*genie*), *shaluh* (*jaloux*); auch findet er sich mundartlich gar nicht selten. Die Engländer haben diesen Laut nur in romanischen Wörtern, z. B. *mansion*, *pretension* (phon. *menʃn*, *pretenʃn*), die Italiener nur in der Lautverbindung dʃ , vgl. § 24. 1. Portugiesen und Provençalen schreiben ihn wie die Franzosen j oder g (dies letztere nur vor e und i); in der walachischen Sprache häufig und Diez schreibt ihn hier z . Bei den Magyaren zs . Die Bezeichnung der Grammatiker und Dialektforscher ist sehr verschieden. Weinhold (D. D. p. 81), welcher den harten Laut (unser ʃ) durch sch giebt, schreibt den hier in Rede stehenden weichen mit sch' . Bei Andern fanden wir den Gegensatz ausgedrückt durch sh — ʃh , sh — zh ; vermutlich weil auch hier der Gedanke an eine Aspirata im Hintergrunde lag. Interessant ist die Verlegenheit, in welcher die mhd. Handschriften sich diesem Laute gegenüber befinden, wenn er ihnen in Fremdwörtern begegnet. Da liest man *schent* (franz. *gent*), *schoie* und *zhoie* (*joie*), *salvaesche* (*salvage*), *loschieren* (*loger*), *sarjant* (*sergeant*), *tjost* (*joste*), *tjustieren* (*jouster*) etc.

4. Alle die wunderlichen Meinungen anzuführen und zu widerlegen, welche über die beiden zuletzt besprochenen Laute, besonders das ʃ als den bekannteren, zu finden sind, ist kaum möglich und in der Tat heut zu Tage auch nicht mehr nötig. Die Einen sahen darin einen Diphthongen, weil es etymologisch gewöhnlich aus sk hervorgegangen ist, Andere gar einen Triphthongen, wegen der deutschen Schreibung sch . Ja, selbst Heyse noch setzt Syst. d. Sprachw. p. 269 unser $\text{ʃ} = \text{s} + \text{x}$ und das $\text{ʃ} = \text{f} + \text{j}$, widerruft dies jedoch im Wesentlichen p. 275, indem er hiebei „mehr

eine Annäherung als Mischung“ annimmt. Wir unfreifeits läugnen jegliche Berechtigung eines Additions-Zeichens bei den Lauten *ʃ* und *ʒ*; es sind eben bloß Zwischenlaute zwischen *s*, *f* einerseits und *ʒ*, *j*, genauer *ʒ'*, *j'* andererseits. Auf einer Verwechslung des graphischen und phonetischen Prinzips beruht endlich auch die selbst jetzt noch ganz gewöhnliche, selbst in Sprachwerken höchsten Ranges sich findende Annahme, der Laut *ʃ* sei eine Aspirata. Es wird nicht immer klar, ob Die, welche ihn so nennen, mit diesem letzteren Worte wirklich einen bestimmten Begriff verbinden, denn die Verwirrung ist hier groß (vgl. § 21), so viel jedoch steht fest, dass der Laut *ʃ* mit einer Aspirata im phonetischen Sinne, d. h. einer Lautverbindung von Muta + Spiritus asper gar nichts gemein hat, als den rein äusserlichen Umstand, dass Engländer, Franzosen und Deutsche bei seiner Schreibung ein *h* mitverwenden. Wem dieser Umstand genügt, um jenen Ausdruck festzuhalten, mit dem können wir nicht weiter rechten. Wir wenden uns lieber noch einmal zu der Frage über die Einfachheit dieses Lautes zurück, von deren Entscheidung zugleich die über die entsprechende Natur seines Genossen *ʒ* abhängt.

5. Der einzige beachtungswerte Einwand, welcher gegen die Einfachheit dieser Laute erhoben worden ist, stammt von Brücke. Dabei ist nun aber vor Allem zu bemerken, dass dieser Forscher den Begriff eines zusammengesetzten Lautes anders fasst, als derselbe gewöhnlich genommen wird. Er versteht darunter einen solchen, bei dem die Mundteile gleichzeitig für zwei verschiedene Consonanten eingerichtet sind. Bei dem *ʃ* nun soll die Stellung der Organe zugleich wie beim *s* und beim *ʒ* sein. B. fährt dann fort: „Ich weis, dass alle neuern Schriftsteller, welche von der Physiologie der Sprache handeln, das *sch* für einen einfachen Laut halten, aber ihre Angaben über dasselbe finde ich nirgends vollständig und genau. Nach der gewöhnlichen Nomenclatur, welche *x* und *z* zusammengesetzte Consonanten nennt, ist *sch* allerdings einfach; aber *x* und *z* sind keine zusammengesetzte, son-

dern lediglich zwei aufeinanderfolgende Consonanten, die der Bequemlichkeit halber mit einem Zeichen geschrieben werden, und ich hielt es nicht für rätlich, mich an eine Nomenclatur zu binden, die sich an einen Brauch knüpft, der Nutzen für Copisten und Setzer, aber keinen für die Lautlehre hat. Zieht man es jedoch vor, den Namen *Compositae* für diese Lautzeichen beizubehalten, so mag man meine zusammengesetzten gemischte oder *Concretae*, oder wie man sonst will, nennen; als *Consonantes simplices* aber darf man sie nicht bezeichnen, weil sie von diesen wesentlich verschieden sind. Für die Ansicht, dass sch ein einfacher Laut sei, kann zwar geltend gemacht werden, dass man in ihm weder ein reines s noch ein reines χ hört, und dass, wenn Einer ein s und ein Anderer ein χ spricht, daraus noch kein sch wird. Dies ist aber in Rücksicht auf die Definition, welche ich von zusammengesetzten Consonanten gegeben habe, nicht nötig, sondern diese verlangt nur, dass bei ihrer Bildung die Anordnung der Mundteile gleichzeitig verschiedenen Consonanten entsprechen soll, und dies ist beim sch allerdings der Fall. Man bringe nur zuerst ein χ hervor und beuge dann, ohne irgend etwas anderes zu verändern, den vorderen Teil der Zunge so weit nach aufwärts, dass er sich zum s stellt, so wird in demselben Augenblicke das χ in sch verwandelt werden. Um sich noch sicherer von der Stellung der Mundteile zu überzeugen, lege man sich eine Bleikugel auf die Zunge und bringe sch continuirlich hervor. So lange man den Kopf gerade hält, wird die Kugel, wenn sie nicht zu gros ist, frei auf der Zunge liegen; wenn man den Kopf stark vorn überneigt, so rollt sie gegen ein Hindernis, die Enge für das s, und wenn man den Kopf stark hinunter (nach hinten) beugt, so rollt sie ebenfalls gegen ein Hindernis, die Enge für das χ.“

6. Hierauf erlaube ich mir zu erwidern: Was zunächst das Aeuserliche (die Nomenclatur) betrifft, so unterschreibe ich Alles, was Brücke über den Begriff eines zusammengesetzten Lautes sagt, vollständig und ich würde keinen Augenblick Bedenken tragen, unser s als einen solchen zusammen-

gesetzten oder gemischten Laut zu betrachten, sobald ich mich nur überzeugen könnte, dass bei ihm die Organe wirklich die Lage von *s* und *ʒ* zu gleicher Zeit inne hätten. Wie ungern ich nun Herrn Prof. Brücke auf einem Felde widerspreche, auf welchem er so sehr Meister ist, so kann ich doch um der Sache selbst willen nicht umhin, meine der feinigen entgegengesetzte Wahrnehmung wenigstens darzulegen. Alle Prüfungen der Sache führten mich immer wieder zu dem Ergebnis, dass hier nicht eine Gleichzeitigkeit oder Verbindung zweier Stellungen, sondern im Wesentlichen die bloße *Cacuminalstellung* der Zunge obwaltet. Meine Gründe sind folgende:

a) Man continue *ssss....* und unmittelbar darauf ohne eine Pause eintreten zu lassen *ʒʒʒʒ....*, so findet man, dass die Zungenspitze beim Uebergange in den letzteren Laut etwas zurücktritt. Oder umgekehrt: man continue *ʒʒʒʒ....* und unmittelbar darauf *ssss....*, so wird die Zungenspitze vorwärts rücken. Ueber beide Tatsachen ist eine Täuschung nicht wohl möglich; ich habe die Erscheinung nicht bloß an mir selbst, sondern auch an Andern erprobt, desgleichen haben noch Andere ihrerseits sie bestätigt, z. B. auch R. v. Raumer's gewichtige Stimme (*Gesammelte sprachw. Schr.* p. 373). Zugegeben also, dass *ʒ* ein zusammengesetzter Laut sei, so wäre wenigstens in ihm nicht *alveolares s* enthalten. Und doch meint Brücke eben nur dieses, denn er weist in der Stelle, wo vom *alveolaren s* die Rede ist (*Grundz.* p. 38) auf den hier in Rede stehenden Zischlaut (unser *ʒ*) im Voraus hin und bezeichnet ihn dann durch [*s¹ ʒ²*]; die *Alveolaren* haben bei ihm den Index 1.

b) Continue ich das *velare ʒ*, also *ʒʒʒʒ....* und unmittelbar darauf ohne eine Pause eintreten zu lassen *ssss....*, so fühle ich, dass beim Uebergange in den letzteren Laut die leise Berührung der Zunge mit dem Gaumen, welche das *ʒ* hervorbrachte, sich löst. Umgekehrt: continue ich erst *ʒ* und dann *s*, so fühle ich deutlich, dass beim letzten Laute nicht bloß die vordere Berührung sich

löst, sondern hinten noch eine andere eintritt, welche vorher nicht vorhanden war. Dies könnte aber doch nicht stattfinden, wenn im ṣ wirkliches ç vorhanden wäre.

c) Besteht der Laut ṣ wirklich aus $\text{s} + \text{ç}$ (das Zeichen $+$ natürlich immer im Sinne Brücke's gemeint), so müssten denn doch beide Laute darin gehört werden; mir erscheint aber das Reibungsgeräusch des ṣ als ein von beiden andern Lauten durchaus verschiedenes und zugleich in sich einfaches. — Umgekehrt dagegen: befolge ich Herrn Prof. Brücke's Weisung (Grundz. p. 64) bei der Bildung des Lautes ṣ , nämlich: spreche ich ç und beuge dann, ohne irgend etwas anderes zu verändern, den vordern Teil der Zunge so weit nach aufwärts, dass er sich zum s stellt, so erhalte ich meinerseits durchaus nicht den Laut ṣ , sondern einen diesmal auch für mein Ohr wirklich zusammengesetzten Laut, der etwas mühsam herauskommt und ganz deutlich $\text{ç} + \text{s}$ hören lässt; vom ṣ aber ist derselbe wesentlich verschieden.

d) Wenn ich die Zunge in die cacuminale Stellung bringe und die Frikation eintreten lasse, so erhalte ich meinerseits eben nur ṣ , d. h. einen Laut, welchen Jeder, der ihn hört, für ein ṣ erklärt, obschon ich nicht läugnen will, dass beim gewöhnlichen deutschen ṣ , wie ich es sonst spreche, die Zungenspitze ein wenig mehr nach vorn liegt (aber doch nicht so weit wie beim s). Ob dies bei dem indischen ṣ eben so war oder ob dies rein cacuminal gesprochen wurde, bezüglich gesprochen wird, weis ich nicht. Im letzteren Falle würde das indische ṣ eben nur eine kleine Abweichung von dem deutschen bieten, wie sie auch bei andern Lauten vielfach, selbst unter ganz nahe stehenden Personen vorkommt, ohne dass man deshalb die Identität der betreffenden Laute läugnet. Mit andern Worten: das deutsche ṣ hat sich, weil wir sonst keine Cacuminalen besitzen, den Alveolaren etwas genähert, ohne doch darum seine eigentliche Natur aufzugeben. Ausserdem scheint mir, dass beim deutschen sch und ebenso bei dem dazu gehörigen weichen Laute (franz. j) auch seitlich etwas Luft abfließt und vielleicht ist der letztere Umstand gerade das, was diesen Lauten ihre

eigentümliche Färbung verleiht. Auch Brücke übrigens erwähnt dieser Erscheinung, allerdings erst in einer spätern Schrift (Phon. Transscr. p. 28) und wie es scheint, ohne derselben einen Einfluss auf die von ihm in den Grundzügen aufgestellte Theorie dieser Zischlaute einzuräumen.

Den von Herrn Prof. Brücke empfohlenen Versuch mit der Kugel habe ich angestellt; er hat mich aber nicht überführt. Die Enge, welche die Kugel am Hinuntergleiten in den Schlund hinderte, war allerdings da, aber meiner Uezeugung nach bildete sich dieselbe immer erst dann, wenn die Kugel hinabgleiten wollte. Der Reiz, welchen diese letztere auf die hinteren Mundtheile ausübte, war so stark und das Hinabgleiten selbst so widrig, dass die Organe (Gaumensegel und Zunge) sich jedesmal unwillkürlich verengten, um die Kugel aufzuhalten. — Hienach kann ich nicht anders als einstweilen noch die ältere Meinung von der Einfachheit der Laute *ʃ* und *ʒ* festhalten. Dieselben sind, meiner Auffassung nach, um es hier zum Schluss noch einmal in aller Kürze hinzustellen, im Wesentlichen = cacuminalem *s*, bezüglich *f*; gewisse Abweichungen von der völligen Strenge der letztgenannten Lautbildung sind theils zu unbedeutend und schwankend, als dass sie graphisch zu fixiren wären, theils beruhen sie gar nicht mehr auf einer Verschiedenheit der Artikulationsstelle, sondern auf einem eigentümlichen, sonst fehlenden Moment der Lautbildung, welches einstweilen keiner graphischen Fixirung bedarf.

§ 16.

Denti-Palatales oder Dorfales.

1. Die Bildung der hier in Rede stehenden Laute geschieht so, dass man mit dem vorderen, convex gemachten Teile des Zungenrückens den vorderen Teil des Gaumens berührt, während die Zungenspitze nach vorwärts gebogen und gegen die unteren Schneidezähne gestemmt ist. Diese Zungenlage scheint für Deutsche ungemein schwer; es fehlen nicht

nur sämmtliche auf diese Weise gebildeten Laute der deutschen Sprache gänzlich, sondern auch ihre Nachahmung macht jedem Deutschen grose Mühe und gelingt in rechter Weise Vielen fogar niemals. Die Mutae dieser Klasse finden sich meines Wissens nur in den slawischen Sprachen, werden im Russischen durch *d*, *t* mit einem folgenden *Jer* bezeichnet und heissen deshalb *jerirte* Laute, auch wol, besonders in der polnischen Grammatik, *gequetschte* Laute.

2. Das *ś* und *ś'* unfers Alphabets bedeuten die Laute, welche im Polnischen *ś* und *ź* geschrieben werden, z. B. in *pierś* (pectus), *wieś* (vicus), *świt* (diluculum), *rażno* (commode), *źródło* (fons), *gałąź* (ramus), *paź* (puer). So wenigstens vor Consonanten und im Auslaut. Vor Vokalen dagegen schreibt man *si*, *zi*, z. B. *się* (sibi, se), *mosiądz* (aurichalcum), *ziola* (herba), *ziemia* (terra), nicht *śę*, *mośadz*, *źola*, *źemia*, obschon dies phonetisch ganz dieselbe Wirkung hätte. Recht deutlich tritt dieser Unterschied der Beziehung in der Flexion hervor, z. B. *strus* (struthio), Gen. *strusia* (nicht *struśa*); *paź* (puer), Gen. *pazia* (nicht *paźa*). Ist aber der dem *ś*, *ź* folgende Vokal gar ein *i*, so hat dieses selber erweichende Kraft, also *prosi* (rogat), *zima* (hiems) phonetisch = *prośi*, *źima*. Es könnte hienach scheinen, dass die Polen gar nicht im Stande wären, phonetisch *si*, *fi* durch ihre Orthographie auszudrücken, da ja, wie wir eben gesehen, ihr *si*, *zi* etwas ganz Anderes, nämlich *śi*, *ś'i* bedeutet. Sie helfen sich indess dadurch, dass sie in jenem Falle statt *i* ein *y* setzen, also *sy*, *zy*. — Auch im Litauischen finden sich diese Laute, fehlen aber gänzlich den germanischen und romanischen Sprachen. Dieser Mangel ist denn auch die Ursache, dass jene Laute den französischen, englischen und selbst den deutschen Sprachforschern zum grösten Teil völlig unbekannt bleiben, d. h. sie kennen gar wol die Zeichen *ś* und *ź* und deren etymologische Geltung, wissen aber nicht, was sie bedeuten, ja es giebt Deutsche, welche des Polnischen vollkommen kundig zu sein behaupten, fogar darin unterrichten, und doch diese

Laute nicht nur nicht aussprechen können (dies würde weniger schaden), sondern auch von ihrer Natur nichts wissen und von ihnen halbwahre oder geradezu falsche Angaben machen. Aehnliches geschieht in Schriften; so wird z. B. auf der trefflichen und mit Recht weit verbreiteten „Völker- und Sprachenkarte von Oesterreich“ von Kiepert das polnische *ż* durch böhmisches *ž*, magyarisches *zs* und deutsches weiches *sh* (franz. *j* ist gemeint!) erklärt, also mit *z* verwechselt.

3. Ich glaube hier nochmals ausdrücklich anführen zu müssen, dass die Laute des polnischen *ś* und *ź* mir im Deutschen, auch nur dialektisch, niemals begegnet sind; namentlich war es mir interessant, dieselben sogar in denjenigen Gegenden Schlesiens nicht zu finden, welche dem slawischen Gebiet dicht anliegen und zum Teil bereits von slawischen Gängen durchkreuzt werden, während doch andere slawische Laute, z. B. das polnische *ł*, hier bereits vielfach gehört werden, z. B. im Militscher Kreise, wo die Landleute häufig *Geld*, *Milch* sprechen. Ja viele Polen selbst sprechen jene Laute nicht richtig aus, z. B. in Oberschlesien die sogenannten Wasserpolen; welche dafür ganz wie es ein Deutscher tun würde, *ş* und *f* hören lassen. Erst im innern Polen, besonders um Warschau, erlangen sie ihre volle Reinheit und gelten dort als ein Schibolet zwischen Polen und Deutschen, da die letzteren auch nach jahrelangem Aufenthalte sie in der Regel noch immer sehr schlecht hervorbringen. Um so befremdlicher war es mir, bei Rapp („Geschichte des Buchstabens S“) die Aeuserung zu finden, man könne den Laut *ś* — nur dieser nämlich kann dem Zusammenhange nach gemeint sein — in Schwaben alle Tage hören, nämlich dann, wenn die Volkssprache ihr *sch* anfängt in hochdeutsch *s* zu erheben, z. B. *ischt* in *ist*, wo dann häufig ein Mittelglied *ist* gehört werde. Ich wage darüber nicht zu entscheiden; mein Aufenthalt in Schwaben war viel zu kurz, um darauf Gewicht zu legen, dass mir selbst jene Erscheinung niemals begegnet ist. Aber auch an hier in Schlefien weilenden Württembergern habe ich nichts davon bemerkt. Wenn sie einen Mittellaut zwischen *ischt* und

ist hören liesen, so war dieser darum noch lange kein *ś*, sondern er entstand dadurch, dass die Zungenspitze etwas weiter nach vorn lag als beim *sch*, aber noch nicht ganz an der Stelle des *s*. Dadurch entsteht noch kein *ś*; es muss bei diesem vielmehr der mittlere Teil der Zunge gehoben werden.

4. Der zu dieser Klasse gehörige Nafal ist der Laut des franz. ital. *gn* (*Champagne, Bologna*), poln. *ń*, vor Vokalen *ni*, z. B. *koń* (*equus*), Gen. *konia*. Die Spanier geben ihn durch *ñ* (*n* con tilde), früher auch durch Geminatio (*Espanna, España*); die Portugiesen schreiben *nh* (*Saldanha*), die Provençalen schwanken zwischen *nn* und *nh*, die Catalonier setzen *ny* (*banya*). Den Deutschen ist der Gebrauch dieses Lautes, weil er auch in romanischen Sprachen vorkommt, praktisch viel näher gelegt als der der übrigen bisher besprochenen Denti-Palatalen (*t', d', ś, f'*); gleichwol vermochten sie nicht feiner völlig Herr zu werden; selbst Gebildete setzen dafür gewöhnlich *nj*, Ungebildete wohl gar *nx*, namentlich im Auslaut, z. B. *Champagne* wird von den Meisten gesprochen *šampanj, šampanx*; beides ist falsch.

5. Der zu dieser Klasse gehörige L-Laut ist das franz. *ll* (*famille, merveille*), ital. *gli* (*famiglia, maraviglia*), span. *ll* (*batalla, maravilla*) und hier auch im Anlaut: *llave* (*clavis*), *llaga* (*plaga*), *llama* (*flamma*), port. *lh* (*batalha*), anlautend nur in *lhama* (ein Stoff), *lhano, lhe* (Pron.); die Provençalen schwanken auch hier, wie beim *n*, zwischen *ll* und *lh*. Nach Brücke, der sich hiebei auf Miklosich stützt, wäre auch der Laut des polnischen (ungestrichenen) *l* mit dem hier besprochenen romanischen Laute identisch. Die Deutschen begehen hier ganz denselben Fehler wie beim Nafal, sie sprechen *lj, lx*. — Hinsichtlich der französischen Aussprache sowol des *gn* als des *ll* ist übrigens zu bemerken, dass man vielfach die Zunge nicht ganz bis zum Gaumen hebt, sondern sie ihm nur nähert, so dass beide Laute sich immer mehr in ein bloßes phonetisches *j* (franz. *y*) auflösen, also *agneau, fouillé* klingt so ziemlich wie *ayeau, foyé*.

6. Die eben beschriebenen Laute unsers *n'* und *l'* führen bekanntlich in der französischen Grammatik den Namen *mouillirte* und diese Bezeichnung hat sich für diese beiden auch in der allgemeinen Grammatik bereits so eingebürgert, dass man sie nicht mehr füglich daraus entfernen kann. Es ist aber alsdann nötig, dass dieser Name auch auf die übrigen Denti-Palatalen ausgedehnt werde, welche physiologisch diesen beiden durchaus gleichstehen. Ebenso, wenn man aus der russischen (slawischen) Grammatik die Bezeichnung *jerirte* Laute in die allgemeine Grammatik einführen will, so muss derselbe consequenter Weise durchaus auf alle Denti-Palatalen angewendet werden. Man gewöhne sich also an Ausdrücke wie: „Das russische *Jer* zeigt an, dass der davor stehende Consonant *mouillirt* werden soll,“ oder: „Das französische *ll*, *gn* ist nichts als *jerirtes l*, *n*.“

7. In Betreff der hier in Rede stehenden Lautklasse weicht unsere Auffassung wiederum von der Brücke'schen wesentlich ab und schließt sich an die von Kempelen und einiger Andern. Herr Prof. Brücke betrachtet nämlich die *mouillirten* (*jerirten*) Laute der romanischen und slawischen Grammatik nicht wie wir als identisch mit den Denti-Palatalen oder nach seiner Terminologie: mit den Dorfalen, sondern er setzt jene im Allgemeinen = Dentalis + *j*, wobei diesmal das Zeichen + nicht Gleichzeitigkeit, sondern Aufeinanderfolge ausdrückt (Grundz. p. 71. 72); ausserdem wird bemerkt, dass die Dentalis allerdings in der Regel eine Dorfalis sei, weil bei dieser die Zunge nur eine äusserst geringe Bewegung zu machen braucht, um aus der Stellung des betreffenden Dentals in die des *j* überzugehen; am schwersten dagegen eignen sich die Cacuminalen zur *Mouillirung* (p. 73. 74). Das zur *Mouillirung* dienende *j* sei immer das palatale; je weiter man das *Jot* nach vorn schiebt, um so eleganter wird der *mouillirte* Laut (p. 73). Ist übrigens der zu *mouillirende* Laut eine Fortis („ein tonloser Verschlusslaut“), so tritt nach dem Gesetz homogener Assimilation statt des palatalen *j* gewöhnlich das palatale *ç* ein (p. 74).

8. Für diese Auffassung wird als Hauptbeweis aufgestellt, dass man die mouillirten Laute nicht continuiren könne. Wolle man z. B. in *campagne* eine solche Continuirung versuchen, so höre man immer nur entweder *campannnnnn*.... oder *campajjjj*.... Vgl. Grundz. p. 71 ff. und gegen Kudelka p. 17 f. Ich möchte jedoch zunächst daran erinnern, dass jener von Herrn Prof. Brücke befragte Pole (Piotrowski) in diese Theorie sofort dadurch eine Lücke brachte, dass er einen, nach aller physiologischen und grammatischen Analogie zu den mouillirten gehörigen Laut, nämlich das polnische *ś* (und natürlich auch das *ź*), sehr gut zu continuiren vermochte. In Folge dessen erklärt nun Brücke (p. 65) das *ś* für zusammengesetzt im Sinne des *ʃ*; dieses letztere ist ihm alveolares *s* verbunden mit χ^2 , das *ś* dagegen dorfales *s* verbunden mit χ^1 . Ich meinerseits glaube so wenig an die Zusammensetzung des *ś* als des *ʃ* und habe, weil ich beim *ś* mich auf meine Erfahrung allein nicht verlassen mochte, ebenfalls mehrfach Polen zu Rate gezogen; sie stimmten alle darin überein, dass aus *s*, wenn es mit χ (auch noch so weit nach vorn gelegenem) zusammengesprochen werde, doch nimmermehr ein *ś* entstehe. — Und wie, wenn das, was Herr Piotrowski vom *ś* nachwies, nicht blos von diesem, sondern von allen mouillirten Continuis (denn von diesen kann doch überhaupt nur die Rede sein) gälte? mit andern Worten: wenn es Personen gäbe, die auch *l'*, *ń* zu continuiren vermöchten? Natürlich nicht nach der bereits in Entartung begriffenen französischen Aussprache, wonach freilich nur ein *jjjj*.... herauskommen könnte, sondern nach der streng systematischen, wie sie Brücke bei seinen Dorfal-Lauten voraussetzt. Und da kann ich denn die Versicherung geben, dass mir allerdings mehr als einmal Gelegenheit wurde, das *ń* (z. B. im polnischen *kon'*) continuirt zu hören und zwar so, dass ich an eine Täuschung des Ohrs nicht zu glauben vermochte; es war der continuirte Laut sicherlich kein *n* und kein *j*, auch kein $[n + j]$, sondern eben jenes dünne, dem deutschen Ohr so fremdklingende, ich möchte sagen: jenes mit

i getränkte n, welches hier unausgesetzt zu vernehmen war. Was aber vom $\acute{n}$ gilt, wird wol auch vom $\acute{l}$ gelten. Herr Prof. Kudelka behauptet ausdrücklich, alle mouillirten Dauerlaute continuiren zu können.

§ 17.

Palatales, Velares, Faucales.

1. Das k, g, χ oder bei Bezeichnung durch Indices das k^2 , g^2 , χ^2 unsers Alphabets entspricht dem deutschen k, g, ch neben dunkeln Vokalen (a, o, u), also z. B. in *Kamm*, *Gast*, *ach*; *wacker*, *Tage*, *lachen*; und wir nennen dieselben Velar-Laute. — Dass im Deutschen für den einfachen Laut χ ein zusammengesetztes Zeichen gebraucht wird, ist, wie später gezeigt werden wird, historisch sehr wol erklärlich, nichts desto weniger aber zu beklagen. Die Polen und Böhmen haben sich von den Deutschen dieses leidige *ch* aufdrängen lassen; im Russischen und Altslawischen schreibt man den Laut mit dem Zeichen χ und wir wünschten mit Lepsius, dass dieses auch von Volney (*L'alphabet Européen appliqué aux langues Asiatiques*. 1818), Joh. Müller (*Handb. d. Physiologie*. 1837. Band II. p. 237. 238), Rapp (*Physiologie der Sprache*, p. 65), Bunfen (*Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte*. Bd. I) u. A. benutzte Zeichen durchdränge, statt des von Michaelis vorgeschlagenen umgekehrten c (c), obschon dieses letztere sich dadurch empfiehlt, dass es in allen Officinen gleich vorrätig wäre.

2. Das j^2 unseres Alphabets dagegen findet sich in Deutschland nur dialektisch, z. B. in dem Worte *sagen*, wie es von einem echten Berliner, überhaupt von einem Niederdeutschen gesprochen wird; es ist der Laut, welchen Merkel nicht eben glücklich als *G mollis* bezeichnet, er verhält sich zu ch in *ach* wie unser gewöhnliches deutsches j zu dem ch in *ich*; Raumer (*A. u. L.* p. 17) giebt ihn (im Jahre 1837) durch hh, sein jj dagegen ist unser χ^1 . Genau unserm j^2 entspricht das neugriechische γ vor den Vokalen α , o, ω , das plattdeutsche und im Wesentlichen auch das

Holländische g. Dieses letztere wird nämlich nicht mit tönender oder flüsternder, sondern mit halboffener Stimmritze gesprochen, wodurch es eine Annäherung an das χ erlangt; es verhält sich zu diesem letzteren wie holländisches v zu f; nach einer (brieflichen) Mitteilung Brücke's wird beim holländischen g auch zuweilen noch uvulares r gehört. Die Ratlosigkeit der holl. plattd. neugr. Spezialgrammatiken bei Beschreibung dieses Lautes ist gros; die Einen nennen ihn „ungefähr dem deutschen g gleich, nur weicher,“ Andere sprechen von „sehr mildem ch,“ noch Andere von g „mit einem gelinden Hauche,“ und Aehnliches.

3. Rückt man die eben beschriebenen Velarlaute weiter nach vorn, an eine Stelle, welche zwischen dem Velar- und Cacuminalpunkte liegt, so entstehen die Palatalen, welche wir mit k^1 , g^1 , χ^1 , j^1 oder k' , g' , χ' , j' bezeichnen. Schon im Deutschen sind sie annähernd vorhanden, da die Gutturalen vor und hinter den hellen Vokalen eine ganz andere Aussprache haben als sonst; man vergleiche *Kamm*, *Kind*; *Hacke*, *Wicke*; *ach*, *ich*; nur das j ist in der deutschen Gemeinsprache wie es scheint immer palatal, das g bewegt sich in engeren Grenzen als k und ch, d. h. es wird niemals weder so velar wie jenes, noch so palatal wie dieses. Stehen k, g, ch zwischen dunkeln und hellen Vokalen, so entscheidet, für uns Deutsche wenigstens, der vorhergehende, also *Sache*, *Loche*, *Buche* werden mit velarem; *Recha*, *στίχος*, *λείχω* mit palatalem Laut gesprochen; vgl. dagegen im folgenden Abschnitt das neugr. *γίγας*! Recht auffallend wird der Gegensatz beider Lautarten empfunden, wenn in einzelnen Fällen der palatale Laut ausnahmsweise einmal auch hinter dunkle Vokale tritt, wie dies in den Deminutiven geschieht. Das χ in *Aachen*, *rauchen*, *Kuchen* (placenta) ist ein ganz anderes als das in *Mamachen*, *Frauchen*, *Kuhchen* (vaccula), nämlich jenes velar, dieses palatal, wobei man deutlich spürt, wie im letzteren Falle die Zunge nach dem Vokale, besonders nach dem a, sich vorwärts bewegt, während sie im ersteren Falle am hintern Gaumen bleibt. — Wirkliche Velarlaute hinter hellen Vokalen zu sprechen,

vermögen Norddeutsche nur nach langer Uebung; wol aber tun es regelmässig die Schweizer (man denke an ihr *ich, Milch!*), deren Idiom dadurch sofort eine eigentümliche Färbung erhält.

4. Im Neugriechischen hat das γ , wie bereits erwähnt, vor dunklen Vokalen den Laut j^2 , vor hellen den Laut j^1 ; folgt auf das γ noch ein Consonant (der Fall $\gamma\gamma$ gehört natürlich nicht hierher), so entscheidet immer erst der Vokal, ob dasselbe velar oder palatal sein soll. Beispiele: $\gamma\acute{\alpha}\mu\omicron\varsigma = j^2amos$ (Hochzeit), $\gamma\acute{\epsilon}\lambda\omega\varsigma = j^1elos$ (Lachen), $\gamma\epsilon\tilde{\upsilon}\mu\alpha = jewma$ (Mittagessen), $\gamma\acute{\iota}\gamma\alpha\varsigma = j^1ij^2as$ (Riefe), $\gamma\lambda\acute{\upsilon}\phi\omega = j^1liff\phi$ (ich schnitze), $\gamma\rho\acute{\alpha}\phi\omega = j^2raff\phi$ (ich schreibe). In allen mir bekannten neugriechischen Grammatiken sind diese Verhältnisse entweder gar nicht erwähnt oder äusserst verworren dargestellt, hauptsächlich wie es scheint darum, weil den Verfassern der Unterschied zwischen velaren und palatalen Lauten unbekannt oder unklar war.

5. Der gutturale Nasal ist der Laut des deutschen n vor g und k; und er nimmt an der Scheidung zwischen velarer und palataler Bildung Teil. Im ersteren Falle steht er hinter dunkeln Vokalen, z. B. *Anker, Wange, Onkel, Ronge, Trunk, Schwunge*; im letztern Falle hinter hellen Vokalen, z. B. *Enkel, Enge, Winkel, Dinge*. Dieser letzterwähnte palatale Nasal ist also nicht etwa gleich dem denti-palatalen (dorsalen) n, wie bei Bopp, Lepsius und vielen Andern angegeben wird, welche hiebei durch die indische Grammatik irre geführt wurden. — Die Existenz des gutturalen Nasals (gleichviel ob velaren oder palatalen) ist übrigens den Meisten unbekannt, weil sie sich hier wie so oft von der Schrift täuschen lassen; wie viel Deutsche haben denn eine Ahnung davon, dass das n in *Anker, Wange* ein ganz anderer Laut ist als das n in *Kante, Bande*? Auch die Römer schrieben diesen Laut mit n, doch erkannten wenigstens die Grammatiker die Wechsellatur des betreffenden Buchstabens (*n verum et adulterinum*); die Griechen geben ihn bekanntlich durch γ ($\acute{\alpha}\gamma\kappa\upsilon\omicron\alpha$, $\acute{\alpha}\gamma\gamma\epsilon\lambda\omicron\varsigma$), die Inder allein durch ein eigenes Zeichen. Bopp schrieb diesen Laut

früher ñ; später, in der 2. Ausgabe der Vergl. Gramm., wo er das Zeichen ñ für Anusvâra (d. h. die Nasalirung der Vokale) verwendet, giebt er ihn durch ñ. Wir unsererseits müssen, unserem Prinzip gemäs zunächst im griechischen Alphabete Aushilfe zu suchen, ihn durch γ ausdrücken.

6. Sehr scharf tritt der Unterschied zwischen Velaren und Palatalen im Slawischen auf, wo namentlich das k in den Verbindungen *ke*, *ki* etwas eigentümlich Dünnes hat, so dass dort die Bezeichnung „gequetschter Laut“ entstehen konnte. Die deutschen Palatalen stehen zwischen diesen und den Velaren in der Mitte. Was die sanskritischen Palatalen betrifft, deren Laute jetzt bekanntlich = ts, dʃ gesetzt werden, so stimmen wir vollkommen mit Raumer und Schleicher überein, dass diese Aussprache unmöglich die ursprüngliche gewesen sein kann, sondern auf Assibilation (bei Schleicher „Zetacismus“ genannt) beruht, eine Entartung, welche fast in allen Sprachen eine bedeutende Rolle spielt. Ursprünglich waren gewiss auch die Palatalen des Sanskrit einfache Laute, entweder völlig identisch mit unsern, bezüglich den slawischen Palatalen, oder doch denselben sehr nahe. Das palatale n (Bopp's *ñ*) dürfte also ursprünglich wol auch nur unser γ¹ gewesen sein und erst später den Laut des mouillirten n (franz. *gn*, span. *ñ*) erhalten haben. Ganz die nämliche Assibilation wie die sanskr. Palatalen zeigt der arabische Laut *Dschim*, welcher jetzt = dʃ ist, ursprünglich aber, wie alte Transscriptionen beweisen, nichts weiter als ein G war, welcher Laut nunmehr dem Arabischen fehlt; damit stimmt auch sein Name (*Dschim* aus *Gim*, hebr. *Gimel*, syr. *Gomal*) und seine Stelle im Alphabet, auch wird er in Aegypten heute noch so gesprochen. Es scheint jedoch, dass nur das palatale *Gim* diese Assibilation erlitt, das velare rückte noch weiter zurück und gestaltete sich allmählig zu *Ghain* (vgl. unten), welcher letztere Laut denjenigen semitischen Sprachen fehlt, die den Laut g bewahrt haben. Im Italienischen hat das palatale (d. h. vor e und i stehende) g genau dieselbe Aenderung erlitten, d. h. ist zu dʃ geworden; vgl. § 24.

7. Es findet sich aber auch noch hinter dem Punkte, an welchem die deutschen Velar-Laute gebildet werden, eine Artikulationsstelle und wir nennen dieselbe die faukale, weil sie bereits im Schlunde liegt; die vermittelt der selben entstehenden Laute also Faucales. Der zu diesen gehörige harte Verschlusslaut, unser *k*, ist das *Kaf* der Araber und Perfer, der weiche Verschlusslaut, unser *g*, ist demnach leicht zu bilden. Der harte Reibungslaut, unser *χ*, ist in dem *Cha* der Araber enthalten, indem dabei nur noch das Zäpfchen zu vibrieren, d. h. gutturales (uvulares) *r* gebildet zu werden braucht; der weiche Reibungslaut, unser *j*, ist im arabischen *Ghain* enthalten, indem dabei wiederum uvulares *r*, jedoch tönend, gebildet werden muss. Bei den Perfern ist sogar *Cha* geradezu = *χ* und *Ghain* geradezu = *j*, und dies ist der Grund, weshalb das letztere von Abendländern, freilich sehr unvollkommen, zuweilen durch *g* umschrieben wird, z. B. in dem Worte *Bagdad*; während andererseits der bei den Arabern mit jenen Gutturalen verbundene Zitterlaut es erklärlich macht, weshalb dieselben oft, namentlich von den Franzosen, denen alle gutturalen Spiranten schwer fallen, geradezu durch *r* umschrieben werden, z. B. in dem Worte *razzia*, welches im Arabischen keineswegs mit *Ra*, sondern mit *Ghain* anlautet.

§ 18.

Einige Besonderheiten in der Aussprache und Bezeichnung der Gutturalen.

1. Nachdem nunmehr die Sonderung der Gutturales in die drei Gruppen der Palatales, Velares und Faucales genügend festgestellt ist, blicken wir nochmals auf das betreffende Artikulationsgebiet im Allgemeinen zurück, um einige Bemerkungen nachzutragen, welche sich auf die Aussprache und Bezeichnung namentlich der Palatales und Velares im Deutschen und in den romanischen Sprachen beziehen. Eine Sonderung der zwei eben genannten Artikulationsstellen ist

dabei nicht nötig, die betreffenden Tatsachen durchkreuzen sich aufs mannigfachste.

2. Hier ist nun zunächst die Verschiedenheit in der Aussprache zu erwähnen, welcher das g im Deutschen, mehr als irgend ein anderer Buchstabe, ausgesetzt ist. An- und inlautend nämlich spricht man dasselbe in einem grossen Teile Norddeutschlands wie j und zwar vor hellen Vokalen (e, i) als palatales, vor dunkeln (a, o, u) als velares. In Schlefien wird es fast durchweg rein gesprochen, nur in einzelnen Fällen hört man j, z. B. *Jeneral*, *Jicht*, *Könije*, *wenije*; vor dunkeln Vokalen kenne ich anlautend kein Beispiel von dieser Entstellung des g, inlautend nur das einzige *Bräutijam*, wobei das j übrigens nicht velar, sondern ebenfalls palatal gesprochen wird. Im übrigen Mitteldeutschland, namentlich in Sachsen, Thüringen, am Niederrhein gilt vielfach, obschon nicht durchgängig, die Aussprache χ, am entschiedensten zwischen hellen Vokalen, so dass man *Reigen* (chorea), *Teigen* (mulsis), *zeigen* (demonstrare) von *reichen* (praeberere), *Teichen* (stagnis), *Zeichen* (signum) lautlich nicht zu scheiden vermag, ja selbst im ABC und in der Musik wird der betreffende Buchstabe nicht ge, sondern χe genannt. In Franken, Hessen, Nassau, Frankfurt schwankt die Aussprache zwischen g und χ, z. B. *χegeben*, *χegangen*, *Auxuste*, *rexieren*. In Oberdeutschland endlich herrscht durchweg der reine Laut g. Was das auslautende g betrifft, so wird dasselbe im Allgemeinen als k, in Norddeutschland als χ gesprochen, also im letzteren Falle *Tax*, *trux*, *zox*, *Wex*, *gütix*, *Balχ*, *Werχ*, durch Flexion in den Inlaut tendend wird es zu j, also *Tajes*, *trujen*, *Wejes*, *Berjes* etc. die beiden ersten mit velarem, die beiden letzten mit palatalem j. Schlefien spricht wie der Süden: *Tak*, *truk*, *zok*, *Wek*, *Balk*, *Berk*, nur hinter i wie der Norden: *Könix*, *wenix*, *gütix*, *ewix*, inlautend *Könije* etc.

3. Wie sollen sich unter den obwaltenden Verhältnissen dieses Lautes die Dichter verhalten? Bürger in seinem *Hübnerus redivivus* verteidigt Reime wie *weich*: *Zweig*, *zeigt*: *reicht*, *borgt*: *horcht*, *durch*: *Burg*, *Tag*: *sprach*,

Pflug: Buch, und dergleichen begegnen auch gar nicht selten in den Schriften nord- und mitteldeutscher Dichter, z. B. in den bekannten Schlussworten zu Goethe's Faust II. Teil:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis,
Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.“

In Frankfurt a. M. ist die Aussprache *Ereixnis* noch keineswegs unerhört und möglich ist's, dass Goethe dieselbe theilte. Aber auch ein anderer Fall ist denkbar. Vielleicht diktirte Goethe *Erreixnis* (von *erreichen*) und der (sächsische) Schreiber, dieses neugebildete Wort nicht verstehend, glaubte darin das wolbekannte und ihm völlig gleichklingende *Ereignis* zu hören. Der Sinn der Stelle verträgt beide Auffassungen. — Im Allgemeinen jedoch darf die süddeutsche Aussprache als die für Poesie maßgebende betrachtet werden und heut zu Tage gelten Reime wie die oben angeführten als unreine.

4. Eigentümlich verhält es sich mit dem Zeichen *ng* im Auslaut. Dass in diesem Falle das *n*, wie stets vor gutturaler Muta, den Laut γ hat, versteht sich von selbst. Was aber den Laut des Zeichens *g* dabei betrifft, so wird dasselbe in Norddeutschland, auch in Schlesien, als *k* gesprochen, demnach *Gesayk*, *Riyk*, *juyk*; inlautend jedoch dann *Gesayyes*, *Riyyes*, *juyyen*. Am Niederrhein dagegen wird das auslautende *ng* als bloßes γ gesprochen, also *Gesay*, *Riy*, *juy*, inlautend wie vorhin: *Gesayyes* etc. Dasselbe geschieht in Schwaben, wobei zu verwundern ist, dass die mittelhochdeutschen Dichter gleichwol *lanc*, *klanc* schrieben und diese Wörter auf *danc*, *kranc* reimten. Wie wäre das bei der Aussprache γ möglich gewesen! Es muss sich dieselbe in jener Landschaft seitdem verändert haben. Die Schweizer und auch die Oesterreicher sprechen wie die Norddeutschen: γk . — Die Lautverbindung γg kommt in Norddeutschland gar nicht vor, dagegen hörte ich sie oft in Oesterreich, besonders fiel sie mir in dem Worte *Ungarn* immer sehr auf. Wir Alle hier sprechen dasselbe natürlich *Uyyarn*, also ganz wie *Gesayyes* etc.; in Oesterreich hörte ich durchweg *Uygarn* und meistens auch *Gesayges*, *layger*,

riygen, juygen. Ob diese Eigentümlichkeit auch sonst im Süden Deutschlands stattfindet, kann ich nicht sagen.

5. Durch die letzte Betrachtung werden wir noch einmal auf das lateinische „*n adulterinum*“ geführt. Dass die Aussprache des lateinischen *n* vor Gutturalen den Laut γ unserer Bezeichnung hatte, ist unzweifelhaft; vgl. Priscian I, 39. Gellius XIX. 4. 7. Es fragt sich nur, ob der Laut γ nicht auch noch in einem gewissen andern Falle gegolten hat, nämlich für *g*, wenn *n* folgt und ein Vokal vorhergeht. Schneider (Lat. Gramm. I. 272 f.) schließt aus der zuweilen begegnenden Schreibweise *singnum*, dass auch in *agnus*, *magnus*, *segnis*, *ignis*, *gigno*, *pugna*, etc. ein gutturaler Nasal gehört worden sei. Diese Vermutung nun soll nach Corssen I. 106 widerlegt werden durch das Italienische, Französische und andere Romanische Sprachen, die lateinisch *gn* wie *nj* aussprechen, vermöge einer Erweichung des *g* und Lautumstellung. Aus jener Schreibweise *singnum* könne man daher höchstens schliesen, dass die Romanische Aussprache jener Wörter schon in der Volkssprache der spätern Römischen Kaiserzeit anfang, und daher jene fehlerhafte Schreibweise entstand, die das *n* vor das *g* stellte, wie die Romanischen Sprachen es hören lesen, aber es auch hinter dem *g* beibehielt, wie die alte Schreibung war. Wenn die Grammatiker über eine Lauteigentümlichkeit schweigen, so folge daraus zwar keineswegs immer, dass dieselbe nicht vorhanden gewesen ist, aber an den Stellen, wo sie so bestimmt und eingehend über das *n adulterinum* handeln, würden sie auch eines der Wörter wie *signum*, *agnus* etc. angeführt haben, wenn sie mit diesem Laute gesprochen worden wären.

6. Sollte diese Auffassung Corssen's wohl richtig sein? Wir wollen davon absehen, dass dabei von Corssen das franz. ital. *gn* (unser *n*) ohne Weiteres = *nj* gesetzt wird (vgl. § 16, 4); aber es leuchtet uns auch gar nicht ein, dass die Bezeichnung dieses romanischen Lautes jemals durch *ngn* versucht worden sei, eine Zusammenstellung, womit derselbe phonetisch schlechterdings gar keine Aehnlichkeit hat.

Corssen fieht nun freilich darin ein Schwanken zwischen phonetischer und etymologischer Schreibweise. Aber ein folches Schwanken, oder vielmehr eine folche Verbindung beider Prinzipie von einer und derfelben Hand in einem und demfelben Falle ift doch fehr unwahrfcheinlich. Wer einmal fih anschickt phonetifch zu fchreiben, entfagt damit, wenigftens für den concreten Fall, jeder andern Rückficht. Der fchreiber wollte die Lautverbindung *sin-jum* (nach Corssen) bezeichnen, er fetzt alfo richtig zunächft *sin-*, was ift natürlicher, als daff er nun feinem Ohr weiter folgt und ruhig *jum* oder *ium* daranknüpft. Aber nein, daran foll ihn nach C. der Skrupel gehindert haben, daff man ja fonft in diefem Worte ein *gn* zu fchreiben pflege; er kümmert fih alfo nicht weiter um den Laut, den er bisher zu fixiren fuchte, fondern fetzt mechanifch *gn*. Das fcheint mir unpsychologifch und nur im höchften Notfalle als Erklärung zuzulaffen. Hier aber dürfte es doch eine andere geben. Ich glaube nämlich, daff Schneider (f. oben) fchon Recht hatte, in jenem *signum* einen Beweis zu fehen, daff der Laut *g* vor *n* zu unferm γ (Bopp's $\ddot{u}$) wurde, nur gefchah es vielleicht nicht fo ausschließlih, wie Schneider anzunehmen fcheint, fondern hielt fih mehr in individueller Sphäre. Diefer Uebergang nämlich ift ein phonetifches Bedürfnis, er beruht auf dem Gefetz homogener Anähnlichung, wonach z. B. im Sanskrit aus *vag mama* zwar nicht notwendig, aber doch oft *vay mama* wird; vgl. auch $\sigma\epsilon\upsilon\nu\acute{o}\varsigma$ (für $\sigma\epsilon\beta\nu\acute{o}\varsigma$), *somnus* (aus *sopnus*) u. A. Wie tief diefes Gefetz begründet ift, geht daraus hervor, daff in Deutschland mindedeftens die Hälfte aller Lateinredenden nicht *signum*, *gigno* etc., fondern *siynum*, *giyno* fpricht, ohne daff ihnen dies jemals fo gelehrt worden wäre, ja in der Regel ohne daff es ihnen auch nur recht zum Bewußtfein kommt. Hierin endlich liegt auch der Grund, weshalb die Lateinifchen Grammatiker der Sache keine Erwähnung thun. Der Vorgang war erftens zu ihrer Zeit vielleicht nicht allgemein genug, fodann aber, wenn er auch weit verbreitet war, fo wurde er gerade wegen feiner Natürlichkeit nicht beachtet. Wie leicht man in der

Grammatik früher und bis auf unsere Tage die phonetischen Fragen zu nehmen geneigt ist, davon liegen ja auch sonst die Beispiele allenthalben vor Augen.

7. Interessant ist die Bezeichnung der Gutturalen in den romanischen Sprachen wegen der hier herrschenden Mannigfaltigkeit.

I. Der Laut k wird in allen romanischen Sprachen vor dunkeln Vokalen (*a, o, u*) und vor Consonanten durch *c* ausgedrückt. Vor hellen Vokalen (*e, i*) schreiben ihn die Italiener *ch*; die Franzosen, Spanier, Portugiesen und Provençalen aber setzen *qu*.

II. Der Laut g wird in allen romanischen Sprachen vor dunkeln Vokalen und vor Consonanten durch *g* ausgedrückt. Vor hellen Vokalen schreiben ihn die Italiener *gh* (*ghirlanda*), die Uebrigen *gu*, z. B. französisch *guirlande*. Soll in diesem Falle das *u* nicht bloß Lesezeichen, sondern wirklicher Laut sein, so setzt man das Trema, z. B. spanisch *agüero, argüir*.

III. Der Laut *χ* findet sich unter den romanischen Völkern nur bei den Spaniern. Auch diese aber waren sichtlich in Verlegenheit, wie sie ihn schreiben sollten und haben ihre sonst einfache und consequente Orthographie gerade an diesem Punkte hässlich entstellt. Sie bezeichnen diesen Laut nämlich (nach dem von der königlichen Akademie zu Madrid aufgestellten, im Jahre 1815 abgeschlossenen orthographischen Systeme, welches von der Regierung unterstützt und zur allgemeinen Annahme empfohlen wurde) auf dreifache Art:

A. Durch *g*. Dies geschieht:

a) in allen den Fällen, wo die Grundsprache das Zeichen *g* hat: *gente, gigante, regir* (phon. *χente, χixante, rexir*);

b) statt des ursprünglichen *x* vor *e* und *i*: *egemplo, egercito, egecutar, Gerges* (phon. *exemplo* etc.) Vgl. B. b).

B. Durch *j*. Dies geschieht:

a) in allen Fällen, wo die Grundsprache *j* (*i*) hat: *jamás, Jesus, justo* (phon. *χamas* etc.)

b) statt des ursprünglichen x vor a, o, u, als *Alejandro, dejar, Quijote, enjuto* (phon. *Alexandro, etc.*); manchmal auch vor hellen Vokalen, teils mit g wechselnd, z. B. *Gerges* und *Jerjes* (phon. *xerxes*, lat. *Xerxes*), teils dasselbe ganz verdrängend, z. B. in *projimo, Mejico*.

C. Durch x. Nur im Auslaut, z. B. *relox*, phon. *relox* (horologium).

IV. Der Laut j fehlt den romanischen Sprachen; das französische y, z. B. in *Mayence*, welches zuweilen damit verglichen wird, ist entweder bloßes i oder eine Verschmelzung von i und j, genauer: ein reducirtes i + einem unvollkommen gebildeten j. Dasselbe gilt auch von dem italienischen j, z. B. in *jeri, noja, buja*.

§ 19.

Laryngales oder Kehlkopflaute.

1. Wir bezeichnen mit diesem Namen die unmittelbar durch Vorgänge am Kehlkopfe selbst entstehenden Laute und rechnen hierher den Spiritus lenis der Griechen, mit welchem das arabische Hamze identisch ist; und den Spiritus asper der Griechen. Mit diesem letzteren identisch oder nahe verwandt sind die verschiedenen Modificationen des H der modernen Völker; die äussersten Grenzen dieser H-Reihe bildet einerseits das arabische *Hé*, andererseits das arabische *Hha*. Endlich gehören hierher der Zitterlaut des Kehlkopfs („das niederdeutsche r“) und das ihm nah verwandte arabische Ain. Als wahre Consonanten können die Kehlkopflaute nicht mehr betrachtet werden, da sie durch keine der Bedingungen entstehen, welche alle übrigen Consonanten hervorbringen, weshalb sie auch in einer systematischen Tabelle der Consonanten besser ausgeschlossen bleiben. Dagegen können sie etymologisch und grammatisch allerdings manche echte Consonanten vertreten. — Hin-

sichtlich der arabischen Laute bemerke ich im Voraus, dass ich dieselben nicht aus eigener Beobachtung, sondern nur aus Beschreibungen kenne, hauptsächlich aus denen von Brücke, der aber seinerseits aus bester Quelle schöpfte, indem ein wissenschaftlich gebildeter Orientale (Herr Prof. Hassan) ihm bei seinen Arbeiten hierin zur Seite stand.

2. Wenn wir den Kehlkopf (die Stimmritze) schliesen und dann zur Aussprache eines Vokals öffnen, so erhalten wir einen schwachen explosiven Laut, der in den orientalischen Sprachen besonders bezeichnet wird, in den europäischen aber, ausser der griechischen, nicht. Es ist derselbe ein leises Schnappen am Kehlkopf; wir vernehmen ihn am besten zwischen zwei aufeinanderfolgenden und getrennt gesprochenen Vokalen, wie im Italienischen *sara a casa*, englisch *no order*, deutsch *See-adler*, oder auch nach Consonanten, wenn wir *mein Eid* recht deutlich unterscheiden wollen von *Meineid* oder *Fisch Art* von *Fischart* (Lepsius); besonders wenn wir die Versuche mit Flüsterstimme vornehmen. Die Araber nennen diesen Laut Hamze, d. h. Kehlkopfverschluss; ganz passend, denn er wird gebildet durch festen Schluss der Stimmritze und darauf folgendes Aufspringen derselben. Nach Czermak's Untersuchungen mit dem Kehlkopfspiegel wird bei dem möglichst vollkommen erzeugten Hamze nicht blos die Stimmritze durch die bis zur Berührung genäherten Stimmbänder geschlossen, sondern auch der Kehldeckel mit zur Verstärkung des Verschlusses fest darauf gedrückt. — Ein Hamze zwischen zwei Vokalen bedeutet mehr als ein bloßes Zeichen des Hiatus, denn dieser letztere ist auch ohne Schliesung der Stimmritze möglich durch die bloße Unterbrechung der tonerregenden Expirationsbewegung, ohne Unterbrechung des Luftstroms selber.

3. Sind bei vollkommener Oeffnung aller Mundorgane auch noch die Stimmbänder so weit von einander entfernt, dass sich zwischen ihnen eine Oeffnung befindet, aus der die Luft geräuschlos hervorströmt, so bringt diese letztere immer noch durch ihren Anprall an der Rachenhöhle ein gewisses

mehr oder weniger deutliches Geräusch hervor und dieses wurde von den Griechen durch den Spiritus asper über dem folgenden Vokal, von den Neueren durch einen besonderen Buchstaben, das *h*, bezeichnet. Dieses *h* ist der einzige Kehlkopflaut, welchen die historische Grammatik bisher in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen hat. Man hat ihn von diesem Standpunkte aus unter die Gutturalen gestellt, obschon das Kriterium derselben, die Berührung zwischen Gaumen und Zungenwurzel hier doch offenbar nicht vorhanden ist. Dass die Gutturalen, namentlich durch einige slawische und semitische Laute, sich dem Spiritus asper ungemein nähern, so wie dass anderseits die historische Grammatik unläugbare Uebergänge der Gutturalen in den Spiritus asper nachweist, ist kein Beweis dagegen, sondern beruht auf einem Wechsel der qualitativen Reihen, wie er sich auch bei andern Lauten findet.

4. Das Gefühl dieser Ungehörigkeit des *h* zu den übrigen Lautreihen mag es denn auch gewesen sein, welches die bekannte vielbesprochene Frage veranlasst hat: „Ob denn das *h* ein wirklicher Buchstabe sei?“ In dieser seltsamen Form, welche die früher und zum Teil heut noch herrschende Verwirrung der lautwissenschaftlichen Standpunkte abspiegelt, müsste sie freilich die neckende Antwort erhalten: „Ja! Warum denn nicht? Das *h* ist so gut ein Buchstabe wie jedes andere Lautzeichen des Alphabets.“ Bringen wir indess dieselbe auf ihre wahre Bedeutung, so wird sie wol so gestellt werden müssen: „Ist der Spiritus asper¹ ein echter Sprachlaut so gut wie die übrigen, namentlich die historisch ihm so nahe stehenden *χ*, *k* etc.“ — Hinsichtlich der Ant-

1) Das Zeichen *h* bedeutet keineswegs immer den Spiritus asper. Im Gothischen und Althochdeutschen drückt es vielleicht stets, gewiss aber öfters die Spirans *χ* oder doch wenigstens einen Mittellaut zwischen ihr und dem Spiritus asper aus, ähnlich dem polnischen *h*. So wären auch im Lateinischen Bildungen wie *veho*, *vexi*; *traho*, *traxi* nicht entstanden, wenn das *h* reiner Spiritus asper gewesen wäre. Vgl. auch umbrisch *rechte* (*recte*), *uhtur* (*auctor*), *frehtu* (*frictum*); dazu Corssen, p. 47.

wort hierauf vgl. Raumer (A. u. L. § 24) und im Gegensatz dazu Schleicher (Zet. p. 140).

5. Wir unferseits hätten etwa Folgendes dabei zu bemerken: Dass das *h* kein Laut wie das *χ*, *k* etc. ist, geht schon daraus hervor, dass es kein Gaumen-, sondern ein Kehlkopflaut ist; und da unsere europäischen Alphabete sonst keine Kehlkopflaute kennen, so würde das *h* schon darum eine völlig isolirte Stellung verdienen. Es fragt sich nur, ob man nicht noch weiter gehen muss und das *h* nicht einmal im Sinn der übrigen Kehlkopflaute mehr als Sprachlaut betrachten darf. Man hat gesagt, dass dem *h* die wesentliche Bedingung eines Sprachlauts, die Artikulation, gänzlich fehle, ja dass sein Wesen gerade in dem Mangel derselben bestehe. Stimmritze, Rachenhöhle, Mundhöhle und Lippenpalte stehen weit offen, die Zunge drückt sich abwärts, um so viel Luft als möglich ausströmen zu lassen. Ein solches Ausströmen von Luft sei aber wesentlich ein bloßer Naturlaut, ein bloßes Ausathmen, und dass dieses von manchen Völkern zur Sprache mitverwandt werde, ändere in der Hauptsache nichts. So sagt denn schon Heyse (Syst. d. Spr. p. 270): „Das *h*, als formloser, elementarer Lautstoff kann natürlich in einem System der Consonanten keine Stelle finden.“ — Indess ist dagegen geltend zu machen, dass jenes leise Reibungsgeräusch, welches diesen Laut begleitet, selbst da, wo er am zartesten auftritt, wie im französischen (noch hörbaren) *h* oder im arabischen *Hé*, denn doch eine gewisse Artikulation voraussetzt, die Stimmbänder selbst bilden sie; und dieses Reibungsgeräusch kann durch Verengung der Stimmbänder und der Rachenhöhle immer mehr gesteigert werden, so dass der reine Spiritus asper in unzähligen Abstufungen einerseits (durch Verengung der Stimmbänder) in das arabische *Hha*,¹ anderseits (durch Verengung der Rachenhöhle

1) Das arabische *Hha* ist durch die oben angegebene Bestimmung nur unvollkommen erklärt. Es erfordert dieser Laut, abgesehen von der Annäherung der Stimmbänder, auch noch eine eigentümliche Stellung des Kehlkopfes, so dass „die Stimmfortsätze der Giesbeckenknor-

und mit Hilfe des weichen Gaumens) in den Laut χ übergeht. Das polnische *h*, z. B. in *hrabia* (comes) wird zwischen Spiritus asper und dem Laute χ ungefähr die Mitte halten.

6. Den Zitterlaut des Kehlkopfs (das „niederdeutsche *r*“) beschreibt Brücke, ein geborener Norddeutscher und des Plattdeutschen vollkommen kundig, folgendermaßen: „Wenn man einen immer tiefern und tiefern Ton zu fingen sucht und dabei vermöge der wachsenden Abspannung seiner Stimmbänder zuletzt die untere Grenze seines Stimmumfangs überschreitet, so wird man bemerken, dass die Stimmbänder nicht mehr in der gehörigen Weise tönen, sondern in einzelnen wahrnehmbaren Stößen zittern und dadurch ein Geräusch hervorbringen, welches, wenn man es mit der Vokalfolge *oa, oa, oa* verbindet, dem Quaken der Frösche nicht unähnlich ist. Dieser Laut, obschon nicht zu den wahren Consonanten gehörig, kann dennoch einen der Consonanten, nämlich das *r*, vertreten; z. B. in den Wörtern *ôrt* (Ort), *wûrt* (Wort), *Dürt* (Dorothea) u. a. m.“ Er findet sich auch im Dänischen, z. B. *har* (habeo) wird in schneller Rede häufig statt mit dem eigentlichen (alveolaren) *r* mit jenem Zitterlaut des Kehlkopfes gesprochen. Wie soll ihn das allgemeine Lautsystem bezeichnen? Es fehlt dafür, wie überhaupt bei den Kehlkopflauten (mit Ausnahme des *h*), jeder Anhalt und ein ganz willkürliches Zeichen vorzuschlagen, widerstrebt dem Organismus unseres § 4 aufgestellten Zeichensystems. Man fühlt hier eben recht deutlich das Unzureichende der ganzen bisherigen Buchstabenschrift für allgemein phonetische Zwecke. Einstweilen werde ich den hier besprochenen Laut wegen seiner nur schwach hervortretenden akustischen Wirkung mit einem kleinen *r* über der Linie bezeichnen, also *o^rt*, *wu^rt*, *Dü^rt*, *ha^r*. Ueber eine bessere Art der Bezeichnung vgl. § 25.

7. Geht man bei Hervorbringung des eben beschriebenen Lautes mit dem Ton der Stimme in die Höhe, sucht

pel ecksteinartig in die geöffnete Stimmritze hineinragen.“ Brücke, Phon. Transscr. p. 19.

aber das Zittern der Stimmbänder beizubehalten, so erzeugt man, unter dem Gefühl eines leichten Druckes in der Kehle, einen harten, knarrenden Ton, fast wie das Knarren einer Thür oder eines Stiefels; dies ist das *Ain* der Araber. Den genaueren physiologischen Hergang bei Erzeugung dieses Lautes hat Czermak mittelst des Kehlkopfspiegels untersucht, vergleiche darüber Brücke, Phon. Transscr. p. 31. Nach Wallin (Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellschaft, IX, p. 1) ist das *Ain* nichts weiter als der tönende Laut zum *Hha*, d. h. der Laut des *Ain* tritt ein, wenn man bei der Stellung des Kehlkopfes, welche derselbe beim *Hha* einnimmt, die Stimmbänder schwingen lässt; vgl. dazu Brücke Grundz., p. 100. In Deutschland soll, wie Brücke (Grundz. p. 11) versichert, das *Ain* gar nicht selten bei vokalischem Anlaut gehört werden, theils von Personen, die in ihrer Aussprache affectiren, theils von solchen, die auf dem Katheder oder auf der Bühne durch Verhärtung des Timbre ihrer Stimme eine grössere Tragweite zu geben suchen. — Was das dem arabischen *Ain* entsprechende hebräische *Ajin* betrifft, so ist es wol keinem Zweifel unterworfen, dass dasselbe ursprünglich ebenso gesprochen wurde, wie die Araber noch heut ihr *Ain* bilden, wie denn auch in Yemen, wo die Juden neben der arabischen noch die hebräische Sprache in lebendigem Gebrauch haben, beide Laute völlig gleich behandelt werden. Die europäischen Juden haben den Laut aufgegeben und sein Zeichen ist phonetisch bedeutungslos, ganz wie das *Aleph*, geworden.

Anmerkung. Ueberträgt man das Verhältniss der eben besprochenen Kehlkopflaute auf die Lippenlaute, deren Bildung man am leichtesten zu unmittelbarer Anschauung bringen kann, so entspricht *Hamze* dem *p*, die verschiedenen *H*-Laute im Allgemeinen einem Blasen durch die mehr oder weniger verengten Lippen, das *Hha* insbesondere einem kräftigen rein labialen *f*; das niederfächssische *r* entspricht dem gewöhnlichen Zitterlaute der Lippen und das *Ain* der Modifikation desselben, die man erhält, wenn man die Lippen stärker an einander presst, so dass ein „Prusten“ entsteht.

§ 20.

Dauer der Consonanten.

1. Während die Bezeichnung kurzer und langer Vokale in der Grammatik eine althergebrachte ist, war man bisher wenig geneigt, von kurzen und langen Consonanten zu sprechen, und doch ist das wesentliche Verhältniß in beiden Fällen ganz das nämliche. Jeder Laut, gleichviel ob Vokal oder Consonant, kann bis zu einem gewissen Grade beliebig lange angehalten werden. Von Vokalen und gewissen Consonantengruppen, nämlich von Halbvokalen (*l, r*), Nasalen (*m, n, γ*) und Spiranten (*w, f, j, s, χ*) bezweifelt dies ja auch Niemand; dagegen wird es von den Mutis, wie es scheint, allgemein in Abrede gestellt; diese sollen durchaus nur einen Augenblick dauern können, daher auch ihr Name Schlaglaute (Explosivae). Man fasst dabei wol den Begriff der Dauer etwas zu eng, indem man dieselbe lediglich nach dem Verhalten des Lautes im isolirten Zustande bemisst. Es ist wahr, unter solcher Voraussetzung wird bei den harten Mutis (*p, t, k*) die Wirkung auf das Ohr nur einen Augenblick dauern, sie beginnt und endet nämlich mit der Wiederöffnung der Organe, der sogenannten Explosion, die freilich etwas Momentanes ist. Anders schon ist es bei den weichen Mutis (*b, d, g*), wenn man sich bei ihrer Erzeugung einerseits des Purkinje'schen Blählautes, d. h. eines langsamen Einpressens des Luftstromes in die nach vorn abgesperrte Mundhöhle, andererseits der entschiedenen Mithilfe der Stimme, d. h. des wirklichen Tönens derselben, nicht des bloßen Flüstergeräusches, bedient. Alsdann ist eine Continuirung der betreffenden Laute dem Ohre gar wol vernehmbar, wenngleich dieselbe weder so lange dauern, noch der Laut selbst so entschieden hervortreten kann, wie bei denjenigen Consonantengruppen, wo die Organe nicht völlig geschlossen sind, also der Luftstrom nach ausen entweichen kann. Aber warum will man denn überhaupt die Dauer eines Lautes gerade nur in Bezug auf dessen isolirten Zustand als Masstab hierbei gelten lassen? Hinter andern

Lauten, insbesondere zwischen Vokalen, werden auch die harten Mutae (denn um diese allein handelt es sich ja eigentlich nur noch) ihre kürzere oder längere Dauer gar wol vernehmbar machen. Sie werden nämlich sofort erkannt, wenn der Verschluss der Organe eintritt, dauern, obschon nunmehr verstummend, doch virtuell, d. h. für die Auffassung des Hörenden, fort, so lange der Verschluss währt, und enden mit der Wiederöffnung der Organe (der Explosion), welche letztere dem Ohre deutlich vernehmbar ist. Es ist ein Irrtum, dass die Explosion allein die (harten) Mutae vernehmbar mache; dies ist höchstens im Anlaut der Fall, im Auslaut bedarf man ihrer dazu keineswegs; man kann *ap* sagen und beim *p* die Lippen geschlossen lassen, der Laut wird trotz dessen deutlich erkannt werden, und zwar in demselben Augenblick, wo sich dieselben berühren; ganz ebenso ist es natürlich mit *at* und *ak* in Bezug auf die zugehörigen Organe; von *ab*, *ad*, *ag* versteht es sich nach dem Obengesagten von selbst. Am entschiedensten endlich tritt die Dauer einer Muta beim Inlaut hervor, besonders zwischen Vokalen; es ist ein groser Unterschied, ob man *abd* oder *abbbd*, *apt* oder *apppt*; noch mehr, ob man *aba* oder *abbba*, *apa* oder *apppa* spricht; die betreffende Muta wird auch hier sofort erkannt, sobald sich die Lippen schließen (Beginn des Lautes), sie dauert für den Eindruck der Rede fort so lange dieselben geschlossen bleiben; sie endet, sobald dieselben sich öffnen, um in die neue Lage überzugehen. Die gewöhnliche Erklärung: Ein Laut dauert so lange, als man ihn hört, würde demnach für diesen Standpunkt in folgende verwandelt werden müssen: Ein Laut dauert so lange als die betreffenden Organe in der zur Erzeugung desselben nötigen Stellung verharren.

2. Ein langer Consonant hat in der Regel die Dauer von zwei kurzen, ganz wie bei den Vokalen, und man bezeichnet ihn auch so, wie in den ältesten Denkmälern des Ahd. die langen Vokale bezeichnet werden, nämlich durch Verdoppelung. Diese Methode ist eben nicht die beste, sie

erweckt die Vorstellung, als würden hiebei zwei Laute wirklich gesprochen, wie ja auch die fast allgemein herrschende Meinung darüber ist. Dem ist aber nicht so; so wenig wie in *â* das *a* zwei gefonderte Male hinter einander gesprochen wird, so wenig geschieht es in Fällen wie *alla*, *abba*, *appa*, *assa* u. f. w. mit den betreffenden Consonanten; sondern es wird, wenigstens in gewöhnlicher Rede, nur einer gesprochen, dieser aber hat eine doppelte Dauer. Die gefonderte Aussprache, welche ja auch leicht ausführbar ist, würde eine völlig verschiedene akustische Wirkung machen; es würde ungefähr so klingen, als wollte man Jemandem die einzelnen Silben nicht etwa bloß mit langer Trennungspause, sondern als zwei völlig getrennte Worte dictiren; oder als wollte man den Unterschied zwischen *Mittags Anfang* und *mit Tag's Anfang* auch abgesehen von der verschiedenen Betonung recht scharf hervorheben. In *âla*, *âba* u. f. w. dauert der Verschluss nebst der Explosion nur einen Moment und gehört zur zweiten Silbe; in *alla*, *abba* u. f. w. dauert er zwei Momente, von denen der eine noch zur ersten Silbe gezogen wird, der andere mit der Explosion zur zweiten. Man kann aber den Verschluss auch noch länger dauern lassen, dann haftet er in der Regel mit Ausnahme des letzten Moments an der ersten Silbe. Will man diese höheren Längengrade ebenfalls nach dem Prinzip der graphischen Geminatio bezeichnen, so würde man also z. B. eine Länge zweiten Grades durch *allla*, *abbba* u. f. w. ausdrücken, wie auch im Vorhergehenden bereits mehrfach geschehen ist.

3. Im Deutschen kommen in gewöhnlicher Rede höchstens Consonanten von dreifacher Dauer, also Längen des zweiten Grades vor; und auch diese meist nur in Folge von Synkope. So wird z. B. die Endsilbe *nen* in der gewöhnlichen Umgangssprache Norddeutschlands häufig zu einem *n* von dreifacher Dauer zusammengezogen, z. B. bei *nennen*, *drinnen*, wo man in bequemer Rede bloß *nennnn*, *drinnnn* spricht. Die Schrift pflegt dergleichen längere Dehnungen gänzlich unberücksichtigt zu lassen; ein solches tieferes Eingehen in die Phonetik liegt dem allgemeinen Bewusstsein noch viel

zu fern. Es würden zwar Manche in solchen Fällen nicht abgeneigt sein *nenn'n*, *drinn'n* zu schreiben, was scheinbar unserer Auffassung sehr nahe käme, in Wahrheit aber grundverschieden von ihr ist, denn sie würden mit dem dreifachen Zeichen durchaus nicht ein n von dreifacher Dauer meinen, sondern sie hätten dabei lediglich die drei betreffenden Buchstaben der vollen Form bezeichnen wollen; es ist, um den Gegensatz ganz scharf hervorzuheben, nicht phonetische sondern etymologische Gewissenhaftigkeit, was jene Schreibung veranlasst, wie ja auch schon der Apostroph genugsam andeutet. So giebt es auch Viele, ja es sind vielleicht die Meisten, welche schreiben *Schiffârt*, *Schnellläufer*, *Kammacher*, *Bettuch* u. f. w., aber man würde sich sehr irren, wenn man darin ein phonetisches Prinzip finden wollte; es wäre hier auch gar nicht der Ort dazu, denn man spricht in gewöhnlicher Rede solche Zusammensetzungen durchaus nicht anders als die einfachen Wörter *Schiffer*, *schneller*, *Kammes*, *Bettes*, mit andern Worten: der betreffende Consonant hat blos eine zweifache, nicht eine dreifache Dauer. Aber die etymologische Gewissenhaftigkeit oder richtiger Pedanterie verlangt das dreifache Zeichen, weil ja schon das erste Wort mit Doppelconsonant im Auslaut geschrieben wird; nun kommt noch einer hinzu, macht zusammen drei. Sie wissen oder überlegen nicht, dass jener auslautende Doppelconsonant selber eine orthographische Grille ist, von welcher z. B. unsere ältere Sprache noch nichts wusste und über welche Ausländer lachen. — Dabei wollen wir indess nicht unerwähnt lassen, dass dergleichen Wörter in gehobener Rede wirklich zuweilen mit Consonanz von dreifacher Dauer gesprochen werden; ich habe z. B. auf der Bühne und der Kanzel mehrfach *Schiffârt*, *Hoffârt* gehört; dann wäre also jene Schreibung — ihren Schreibern freilich ganz unbewusst — auch phonetisch richtig; aber wohlge-merkt, auch nur dann!

4. Es giebt umgekehrt auch Consonanten, welche nicht einmal auf die gewöhnliche Dauer eines kurzen kommen. So wird mit dem polnischen Zeichen rz, böhmisch ř, ein

Laut angedeutet, welcher das *f* unserer Tabelle ist, nur dass ihm ganz kurz und leicht ein Zitterlaut vorangeht, gleichsam ein halbes *r*, ähnlich wie bei den Halbdiphthongen, z. B. beim französischen *oi* oder beim deutschen *ui* der erste Laut nur ein ganz kurzer Vorschlag ist. Ich schreibe also nach der in meiner D. L. befolgten Methode jenen slawischen Laut *r̥f*. Aber auch die andern Consonanten, sowol die Spiranten als die Mutae, sind der Reduction unterworfen. So z. B., um ein naheliegendes Beispiel anzuführen, wird das deutsche *pf* und *z* im Anlaut keineswegs als die Verbindung zweier gleichwertiger Lautfactoren gesprochen, sondern man spricht *p̣f* und *ṭs*. So tun selbst die Gebildetsten in feierlicher Rede, ein wirkliches *p + f*, *t + s*, welche ja ebenfalls leicht zu sprechen sind, würde sofort dem Ohre auffallen. Das Volk und bei schneller Rede selbst viele Gebildete pflegen die Reduction noch weiter, oft bis zur völligen Tilgung der Muta fortzusetzen und man hört alsdann *fund* (*libra*), *ferd* (*equus*), *feifen* (*sibilare*), *sâl* (*numerus*), *sîn* (*trahere*), *seizen* (*signum*).¹ An den drei ersten Fällen wird Niemand zweifeln, die Sache ist allbekannt; hinsichtlich der drei letzten, bei denen vielleicht mancher Leser stutzen wird, bemerke ich, dass dieselben nicht etwa von mir der Analogie wegen erfunden sind, sondern auf ganz bestimmter Wahrnehmung beruhen; am häufigsten habe ich sie im jüdischen Jargon beobachtet, keineswegs aber dort allein angetroffen, ja die Erscheinung bleibt gar nicht in der individuellen Sphäre, sondern greift in die dialektische und nationale über, vgl. z. B. hochd. *Zabern* (aus *Taverna*), franz. *Savern*. Ferner: der sogenannte Affrikationsprozess, nach welchem im Laufe des Sprachlebens die Mutae und Aspiraten in Doppelconsonanten und Spiranten übergehen, ist nur durch die Annahme solcher reducirter Consonanten erklärlich, ja wir lernen daraus, dass es ganz wie bei der Dehnung auch bei

1) Aus Vorficht füge ich die drei letzten Beispiele lieber auch noch mit gewöhnlicher Schrift bei: *szâl*, *szîn*, *szeichen*; damit nicht etwa Jemand trotz der am Anfang stehenden Lauttabelle das *s* als *f* lese.

der Reduction der Laute mehrere Stufen giebt, obschon die Bezeichnung einer Stufe in der Regel für die praktische Anwendung ausreichen wird. Ueber diese Bezeichnung selbst vermittelt einer vollkommneren Methode als der hier einstweilen angewandten vgl. § 25.

5. Wir möchten an dieser Stelle auf gewisse ternäre Lautverbindungen aufmerksam machen, bei deren Aussprache der mittlere Laut mit phonetischer Notwendigkeit verkürzt wird, oft bis zum völligen Verschwinden. Und zwar geschieht dies in der Verbindung Nafalis + Muta + Spirans innerhalb einer und derselben Organ-Klasse, wobei es sich von selbst versteht, dass Muta und Spirans gleichwertig, d. h. beide entweder hart oder weich seien, denn eine grammatische Verschiedenheit in dieser Hinsicht würde sofort durch Assimilation phonetisch ausgeglichen werden. Es handelt sich also um die sechs Lautverbindungen *mpf*, *nts*, *ɣkχ*, *mbw*, *ndf*, *ɣgj*, von denen ich behaupte, dass in ihnen die Laute p, t, k, b, d, g bis zur Unkenntlichkeit, ja bis zum Verschwinden reduziert werden. Praktisch kommen hauptsächlich die zwei ersten Fälle vor, vgl. *Kampf*, *Dampf*, *stampfen*, *kämpfen*, *Schimpf*, *dumpf*, *Rumpf*, *Tanz*, *Kranz*, *Franz*, *Lanze*, *Wanze*, *Tänzer*, *Lenz*, *Winzer*, *Prinz*, *Bonze*, *Kunz*. Man spricht: *Kanf*, *Schinf*, *dumf*, *Tans* etc., so dass z. B. die Namen *Franz* und *Hans* in Bezug auf die Schlussconsonanten völlig gleich klingen. Von der Verbindung *ɣkχ* wüsste ich aus dem Deutschen nur Fälle wie *Bänkchen*, *Tränkchen*, *Winkchen*, wo überall diese Verbindung nicht wurzelhaft ist, weshalb auch jene Eigentümlichkeit nicht so hervortritt; es sind gleichsam zwei getrennte Wörter: *Bänk-chen*, um die es sich hier handelt, der Laut k wird dadurch gehalten, dass die einfache, oft gebrauchte Bildung *Bank* ihn für die betreffende Vorstellung notwendig erscheinen lässt, um so mehr als das Deminutivum nur selten gebraucht wird und schon darum eine gewisse Langsamkeit und Deutlichkeit der Aussprache erfordert. Dagegen bin ich überzeugt, dass, wenn diese Wörter häufiger gebraucht würden, sie auch an der oben erwähnten Erscheinung voll-

ständig teilnehmen würden. Man lasse Personen von vollkommen richtiger Aussprache dergleichen Wörter mehrere Male hinter einander sprechen; die ersten Male wird ziemlich klar *-ɣkχen*, je länger es aber dauert, desto entschiedener *-ɣχen* gesprochen. Unter den Verbindungen der Lenes ist die dentale noch am ehesten aufzufinden, vgl. englisch *Windfor*, *handsome*, worin in beiden Fällen der Zischlaut eine entschiedene Lenis ist; die Reduction der Muta ist auch hier unverkennbar, doch scheint sie mir nicht so weit zu gehen wie bei den harten Lauten. Am besten tut man, wenn man dergleichen phonetische Untersuchungen unabhängig von bestimmten historisch vorhandenen Bildungen anstellt und dafür ideale Lautverbindungen, wie man sie eben braucht, selbst sich bildet; also z. B. in unserm Falle *ampfa*, *antsa*, *aykχa*, *ambwa*, *andfa*, *aygja*; alsdann gleicht sich die Erscheinung für die einzelnen Verbindungen völlig aus. Der physiologische Grund übrigens dieser Erscheinung ist wol der, dass, um den mittleren Laut deutlich vernehmbar zu machen, zwei Vorgänge im Munde distinct nach einander vorgenommen werden müssen, welche bequemer mit einander geschehen und bei schneller Rede selbst einander so nahe rücken, dass sie akustisch als gleichzeitig erscheinen. Diese beiden Vorgänge sind die Hebung des Gaumensegels (Ende des Nasals) und die Oeffnung der Lautritze (Anfang der Spirans). Die Schwierigkeit, rasche Bewegungen in einzelne Momente zu zerlegen, ist bekannt; man versuche z. B. öfters rasch abwechselnd Lippen und Augen zu öffnen und zu schliessen; man wird sich überzeugen, dass dies viel schwerer ist als beides gleichzeitig zu tun und bei sehr schnellem Verfahren tritt die Gleichzeitigkeit unwillkürlich ein. — Wenn man mich übrigens fragen sollte, ob ich jene Eigentümlichkeit bei streng phonetischer Transscription graphisch fixiren würde, so müsste ich dies für die allgemeine Schreibung verneinen, da es sich hier blos um eine Bequemlichkeit der Aussprache handelt; etwas anders wäre es bei Wiedergabe von individuellen Sprachweisen. Manche mhd. Handschriften übrigens, welche ganz naiv nur den wirklich

gehörten Laut aufzeichnen, bieten zahlreiche Beispiele wie *kampf*; vgl. Mhd. Wörterbuch.

6. Wir wenden uns nunmehr zurück zu den graphischen Geminationen, um deren Gebrauch, namentlich auf dem Gebiet deutscher Sprache, vom Standpunkte der Phonetik aus zu prüfen. Nicht alle Geminationen, welche geschrieben werden, bezeichnen die doppelte Dauer des betreffenden Consonanten, sondern dieselben beruhen zum grossen Teil auf etymologischen und grammatischen Gründen. So wird z. B. das französische *immense* nur mit einem *m* gesprochen, es wäre also bei phonetischer Umschreibung hier auch nur ein Zeichen zu setzen. Ganz besonders häufig ist die blos graphische Geminatio in der deutschen Orthographie. Es kommen dabei zwei Fälle in Betracht:

A. Der Auslaut nach kurzen Silben. Man schreibt *Fall*, *Herr*, *kann*, *Kamm*, *Riff*, *Hass*, *Trupp*, *Tritt*, *Stokk* (*Stock*); obschon kein Mensch so spricht, sondern eben nur *Fal*, *Her*, *kan* etc. Als Grund dafür führt man an, weil ja die übrigen grammatischen Formen solcher Wörter die Geminatio zeigen, nämlich *Falles*, *Herren*, *können* etc. Ein seltsamer Grund! In diesem letzteren Falle wird eben langer Consonant gesprochen und deshalb ist es recht ihn zu schreiben, im ersten Falle wird er nicht gesprochen und darum sollte man ihn auch nicht schreiben. Im Mhd. sprach und schrieb man auch *valles*, *herren*, *kunnen*, *kammes* etc. und trotzdem schrieb man *val*, *her*, *kan*, *kam*. Oder glaubt man vielleicht, diese letzteren Formen haben anders gelautet als in der heutigen Sprache? Auch diese Behauptung ist schon aufgestellt worden,¹ obschon sie gera-

1) So z. B. von J. Grimm (D. G. I, 122), welcher den einfachen Auslaut der Liquidae im Alt- und Mittelhochdeutschen mit der eben dort im Auslaut herrschenden Tenuis (Fortis) der stummen Consonanten vergleicht und daraus den Schluss zieht, dass geminierte Liquida milder laute als einfache. — Man muss solche Stellen in's Gedächtniss zurückrufen, um es den Mitlebenden klar zu machen, wie es zu Grimm's Zeiten und bei diesem selbst um die Lautwissenschaft bestellt war. — In der „Gesch. d. Deutsch. Spr.“ finden sich ähnliche und zum Teil noch ärgere Dinge.

dezu eine phonetische Ungereimtheit enthält und schon durch das Beispiel der Holländer widerlegt wird, welche ebenfalls ganz phonetisch correct schreiben: *val, valles; kam, kammes; kan, kunnen*; diese Wörter aber ganz so wie wir aussprechen. — Interessant sind die Ausnahmen jener (verkehrten) grammatischen Regel: Es werden nämlich im Auslaut trotz vorhergehenden kurzen Vokals nicht geminirt:

a) Alle diejenigen Consonanten, welche im Deutschen mit zusammengesetzten Zeichen geschrieben werden, als da sind: *χ* (geschr. *ch*), *s* (in den Fällen wo es mit *sz* geschrieben wird), *ş* (geschr. *sch*) und *γ* (geschr. teils *n*, teils *ng*, in Wahrheit aber in seiner lautlichen Selbständigkeit von den Meisten gar nicht gekannt).

b) Gewisse kleine, oft gebrauchte Wörtchen, meistens Partikeln, nämlich: *an, in, von, um, man, nun, nur, bin, bis, mit, es, das, was* und auch drei Substantiva: *Glas, Gras, Weg*. Dabei ist jedoch zu bemerken, dass in manchen Gegenden diese Wörter zum Teil mit langem Vokal gesprochen werden, also *Glâs, Grâs, Wêg* (wozu auch in der Tat die übrigen Casus: *Glâses, Grâses, Wêges* stimmen), *nûn, nûr*. Bei andern ist es noch gar nicht lange her, dass sie wirklich mit Geminatio geschrieben wurden, z. B. in Goethe's Jugendbriefen steht regelmässig *bin*n (sum), in noch älteren Handschriften findet sich *umm*. Das unbestimmte *man*, etymologisch dasselbe Wort wie *Mann* (vir, mhd. ebenfalls *man* geschrieben), sollte wol durch die fehlende Geminatio von diesem geschieden werden. In manchen Fällen schwankt man noch heute; so bei den Mobilien auf *in*, wie *Gattin, Freundin, Königin*, wo Viele noch *inn* setzen, „weil es ja im Plural *-innen* heisst.“

B. Wenn ein geminirter Consonant von wirklicher Länge in Folge der Flexion vor einen Consonanten zu stehen kommt, so erlischt in der gesprochenen Rede gewöhnlich seine Länge, gleichwol wird er nach deutscher Orthographie immer noch geschrieben, also *willst, wollt, wollte; kannst, könnte, konnte; hoffst, hoffte, hofftest*; obschon nur *wilst, wolt, wolte* etc. gesprochen wird. Das Mittelhochdeutsche hat

auch hier die phonetische Schreibung: *wilt*, *wolte* (*wolde*), *kanst*, *kunde*, *hofte*; trotz der Infinitive und Plurale *wellen*, *kunnen*, *hoffen*. Ebenso die übrigen germanischen Sprachen; vgl. angelf. *mirran*, Prät. *mirde*; cennan, *cende*; *gevemman*, *gevemde*; holländ. *stellan*, *stelde*; *warren*, *warde*; *kammen*, *kamde*; *minnen*, *minde*; *krabben*, *krabde*; *eggen*, *egde*; *stoppen*, *stopte*; *krassen*, *kraste*, altnord. *fella* (*caedere*), *felda*; *brenna* (*uri*), *brenda*; *drekka* (*potum praeberere*), *drakta*; schwed. *fälla*, *fälde*; *bränna*, *brände*; *bygga* (*aedificare*), *bygde*; *kyssa* (*osculari*), *kyste*; dänisch vergleiche Formen wie *ville*, *vilde*; *kunne*, *kunde*; *skulle*, *skulde*; engl. *wilt* (von *will*). — Indess will ich nicht läugnen, dass in manchen Fällen doch eine gewisse Dehnung des betreffenden Consonanten im Hochdeutschen stattzufinden scheint, wie ich glaube besonders in den Fällen, wo die einfache Dauer desselben den völligen Gleichklang mit einem andern Worte erzeugen würde. So z. B. wird von Gebildeten die Verbalform *harret* (*expectat*) mit entschieden langem *r* gesprochen, wahrscheinlich instinktmäßig, um sie von *hart* (*durus*) zu scheiden. Ungebildete würden diese Scheidung nicht eintreten lassen, so wenig wie sie *fällt* (*cadit*) von *feld* (*campus*) lautlich trennen, aber das Wort *harren* wird von ihnen überhaupt nicht gebraucht, ja ist selbst unter Gebildeten schon selten, fast nur in poetischer Rede noch üblich und vielleicht trägt dieser Umstand, die Enthebung aus der abschleifenden Umgangssprache, auch ein gutes Teil zu jener feinen, sonst gar nicht gebräuchlichen Nüancirung etwas bei.

7. Phonetisch zwar vorhanden, aber graphisch unbezeichnet bleibt die Dehnung derjenigen Consonanten im Deutschen, deren Laut mit zusammengesetzten Zeichen geschrieben wird; nämlich *χ* (geschrieben *ch*), *s* (wenn es mit *sz* geschrieben wird), *ş* (geschr. *sch*) und *γ* (geschr. teils *n*, teils *ng*); dieselben deutschen Buchstaben werden deshalb bekanntlich, der allgemeinen Regel zuwider, auch im Auslaut nach kurzem Vokal niemals geminirt. Offenbar scheute man das Monströse solcher Schreibung wie *Lochch*, *Loch-*

ches;¹ *Haszsz*, *Haszszes*; *Buschsch*, *Buschsches*; *Gefangng* (dies Wort nach rheinischer Aussprache; wir sprechen *Gefayk*!), *Gefangnges*. Nur mache man hier, beim Inlaut, aus dem Mangel der Geminatio keinen Schluss auf das phonetische Verhältniß; es werden vielmehr diese Consonanten an den betreffenden Stellen ganz ebenso der Dehnung unterworfen, wie alle übrigen; man spricht *Loxxes*, *Hasses*, *Bus-ses*, *Gefayyes*, wie sich Jeder leicht an sich selbst überzeugen kann, der überhaupt mit derartigen Untersuchungen umzugehen weis. Die ganze Ausnahme beruht also auf einem rein kalligraphischen Motive und hat mit der Aussprache nicht das Mindeste zu tun, obschon sich manche Grammatiker davon haben irre führen lassen. So lange man die Laute *ch* und *sz* noch einfach schrieb (*sch* und *ng* waren niemals so glücklich), nämlich mit *h* und *z*, geminirte man sie so gut wie alle übrigen; vgl. ahd. *sahha* (*res*), *mihhil* (*magnus*), *lohhes* (*foraminis*); mhd. *wazzer*, *ezzen*, *hazzen*; Beispiele vom Auslaut können nur darum nicht beigebracht werden, weil die ältere Orthographie mit anerkanntem phonetischem Takt die Geminatio an dieser Stelle überhaupt nicht anwendet.²

1) Die Holländer müßten eigentlich zuweilen ihr Zeichen *ch* verdoppeln, weil sonst der vorhergehende Vokal als lang gelten würde. Aber auch sie konnten sich zu jener monströsen Schreibung nicht verstehen, sondern setzten in solchen Fällen *gch*; z. B. *ik lach* (*rideo*), aber *wij lagchen* (*ridemus*). Gesprochen wird im letztern Fall ganz wie bei uns: *laxxen*; etwas was um so weniger auffallen darf, als der Laut ihres *g* dem des *χ* überaus nahe liegt.

2) Es könnte hier Jemand einwenden, dass der Laut *γ* ja doch nicht immer mit *ng*, sondern auch häufig mit *n*, also einfach geschrieben werde. Darauf ist zu erwidern, dass gerade da, wo derselbe eine doppelte Dauer hat, also graphische Geminatio eintreten müßte, die Schreibung *ng* steht; z. B. *Gefayyes*, *Riyyes*, *Juyyen*. Das Zeichen *n* wird nur da gebraucht, wo der Laut *k* (geschrieben oder nicht geschrieben) folgt, z. B. *Dank*, *Wink*, *denken*, *Trunk*, phon. = *Dayk*, *Wiyk*, *deyken*, *Truyk*. In *Gefang*, *lang*, *ging*, *jung* ist die Aussprache entweder ebenfalls *Gefayk*, *layk*, *giyk*, *juyk* (gewöhnliche norddeutsche Aussprache) oder *Gefay*, *lay*, *giy*, *juy* (vielfach in Oberdeutschland und besonders am Rheine).

8. Bemerkenswerth ist, dass im Deutschen die Geminatio der weichen Consonanten so wenig beliebt ist. Was zunächst die weichen Mutae betrifft, so finden sich die Formen *abba*, *adda*, *agga* zwar graphisch, aber die wenigen Wörter dieser Art, z. B. *Krabbe*, *Ebbe*, *Robbe*, *Widder*, *Troddel*, *Flagge*, *Egge*, *Dogge*, *Segge* (*carex*), *flügge* sind theils niederdeutschen Ursprungs, theils sollen sie durch diese Schreibung von andern gleichklingenden Wörtern verschiedener Bedeutung (ganz wie bei *ai* und *ei*) wenigstens für das Auge unterschieden werden; vgl. *Roggen* (*secale*), *Rocken* (*colus*); *Egge* (*occa*), *Ecke* (*angul. solidus*); *flügge* (*alatus*), *pflücke* (*carpo*); *Widder* (*aries*), *Gewitter* (*tempestas*). Die Aussprache ist beim Volke trotz dieser graphischen Scheidung überall die Fortis, dagegen suchen Gebildete auch hierbei der Schreibung gerecht zu werden. Worin liegt nun die Schwierigkeit? Offenbar darin, dass im Deutschen auslautende Lenis phonetisch nicht vorkommt; die Wörter, wo sie graphisch steht, z. B. *Lob*, *Dieb*, *Bad*, *Rad*, *Tag*, *Weg* und ähnliche, werden von Jedermann gesprochen *Lop*, *Dip*, *Bat*, *Rat*, *Tak*, *Wek*¹ oder die letzten beiden in manchen Gegenden *Tax*, *Wex*. Da nun bei der Dehnung des Consonanten, welche doch durch die Geminatio bezeichnet werden soll, ein weicher (tönender) Verschluss in den Auslaut der ersten Silbe treten müsste, wie oben (unter 2) gezeigt worden ist, so unterblieb die Dehnung des betreffenden Consonanten ganz, und es trat statt ihrer die Dehnung des vorhergehenden Vokals ein. — Was sodann die Geminatio der weichen Spiranten betrifft, also die For-

1) Und dies ist der Grund, weshalb in unserer älteren Sprache, namentlich aber im Mhd., welches im Allgemeinen die phonetische Schreibweise, wenn auch nur ganz bewusstlos-naiv, begünstigt, dergleichen Wörter in folgender Weise behandelt werden: *lop*, *lobes*; *diep*, *diebes*; *bat*, *bades*; *rat*, *rades*; *tac*, *tages*; *wec*, *weges*; nicht aber, wie Grimm zu glauben scheint, eine diesem Idiom im Gegensatz zum Nhd. eigentümliche Verhärtung des Auslautes, welche später nicht vorhanden war.

men *awwa*, *affa*, *ajja*, so fehlen diese im Deutschen völlig, sowol phonetisch als graphisch. Sie sind übrigens auch in anderen Sprachen selten; im Indischen findet sich allerdings *ww* und *jj* (*yy*); im Italienischen wenigstens *ww*, z. B. in *evviva*, phon. = *ewwiwa*.

9. Eine Eigentümlichkeit der neuhochdeutschen Sprache ist es, dass dieselbe, wenigstens in Stammfilben, hinter kurzem Vokal einfache kurze Consonanz nicht duldet, während doch in fremden Sprachen und selbst in unserer eigenen älteren Sprache dieses Lautverhältnis ganz gewöhnlich ist. Das Mittelhochdeutsche bietet zahllose Fälle wie folgende: *dēnen*, *erlāmen*, *lāben*, *bāden*, *rēgen*, *lēsen*, *schūten*, *gestāten*; vor *j* und *w* und ebenso vor *p* und *k* allerdings nur selten und von den harten Spiranten will ich hier lieber ganz schweigen, weil dabei auf jedem Schritt Zweifel, Schwierigkeiten und Misverständnisse entgegenstarren. Das Neuhochdeutsche nun beseitigt dieses ihm misliebige Lautverhältnis durch zweierlei Mittel: entweder durch die Dehnung des vorangehenden Vokals, oder durch Dehnung (graphisch: Geminatio) des betreffenden Consonanten. In der Regel wird das erste Mittel dann angewandt, wenn der betreffende Consonant eine Lenis ist, also *dēnen*, *erlāmen*, *lāben*, *bāden*, *rēgen*, *lēsen*; das zweite Mittel dann, wenn der betreffende Consonant eine Fortis ist, also *schūtten*, *gestatten*. Nur selten tritt das umgekehrte Verhältnis ein, z. B. mhd. *klīmen*, nhd. nicht *klīmen*, sondern *klimmen*, mhd. *trēten*, *knēten*, nhd. nicht *tretten*, *knetten*, sondern *trēten*, *knēten*. Manchmal finden sich sogar beide Methoden an einem und demselben Stamm, z. B. mhd. *nēmen*, Part. *genōmen*; nhd. *nēmen*, aber Part. *genommen*; fast scheint es als begünstige, unter sonst gleichen Umständen, der Vokal *e* den ersten Weg. Nicht selten werden die beiden Wege benutzt, um ein und dasselbe Wort, dessen Bedeutung jedoch Nüancen bietet, gemäs dieser logischen Verschiedenheit nunmehr auch lautlich zu sondern; z. B. mhd. *vāter*, *gevāter*; nhd. *Vāter*, aber *Gevatter*; mhd. *bīte* (rogo,

oro), Prät. *bät*, Pl. *bâten*, Part. *gebëten*; nhd. *bitte* (rogo), starkformig bleibend; aber *bête* (oro), schwachformig; ähnlich bei *knabe*, *knappe*; *rabe*, *rappe*; *reiter*, *ritter*; *schneider*, *schnitter*. — Das eben besprochene Gesetz selbst ist, wie ja auch allgemein zugegeben wird, unzweifelhaft vorhanden; schwieriger ist es, den Grund desselben zu finden. Das Hauptmotiv dabei scheint der Wunsch nach möglicher Stärkung der Stammfilbe gewesen zu sein; bei der allmählig immer mehr sowol lautlich als accentisch vorschreitenden Verkümmern der Ableitungs- und Flexionssilben drang gleichsam alle Lebenskraft des Wortes aus der Peripherie nach dem Centrum. Warum aber wandte man dazu zwei so verschiedene Mittel an? Warum nicht entweder bloß Dehnung des Vokals oder bloß Dehnung (Geminatio) des Consonanten? Nun, das Letztere war unmöglich, weil die weichen Consonanten der Geminatio widerstreben, wie bereits besprochen wurde; das Erstere aber geschah, wie ich glaube darum nicht, weil die Verbindung von einfachem (d. h. nicht diphthongischem) langen Vokal und darauf folgendem harten Consonanten im Hochdeutschen auch sonst nicht beliebt ist. Sie findet sich in Bezug auf die Mutae eigentlich bloß bei *t*, und gerade bei diesem Laute begegneten wir ja auch in unserem Falle mehreren Ausnahmen (*trêten*, *knêten*, *bêten*); bei *p* und *k* ist sie außerordentlich selten; ich wüsste eigentlich bloß das Wort *Hâken* und dieses verdankt seine Entstehung wohl hauptsächlich dem Bedürfnis nach lautlicher Scheidung von *Hacke* und *hacken*, denen es etymologisch gleich ist. Sonst finden sich nur Fremdwörter oder dialektische und vulgäre Ausdrücke; vgl. *Râke* (provinziell für Mandelkrähe), *Rîke* (Verstümmelung für Friderike), *Kîpe* (eine gewisse Hutform), *Lûpe* eigentlich bloß im wissenschaftlichen Verkehr üblich) etc. Ebenso ist's bei den harten Spiranten; Wörter wie *schlâfen*, *büsen* (geschrieben *büszten*), *bûxe* (geschr. *Buche*) sind sehr selten und werden zum Teil vom Volke anders gesprochen, z. B. *büssen*, *Busse*, *Buxxe*. In manchen Fällen auch von Gebildeten; z. B. *prüfen*, *Briefes*, *Hofes*, *Hufes*, werden —

wenigstens hier in Schlefien — ganz allgemein gesprochen *prüwen*, *Brîwes*, *Hôwes*, *Hûwes*.

10. Diese Eigentümlichkeit des Hochdeutschen ist bis jetzt noch wenig beachtet worden, scheint mir aber unläugbar vorhanden und ich erkläre mir sie auf folgende Weise: Bei allen Vokalen zwar ist die Stimmritze zum Tönen verengt, aber bei den langen Vokalen geschieht dies in besonders nachdrücklicher Weise; hier ist das bloße Flüstergeläusch am wenigsten üblich. Bei den harten Consonanten dagegen steht bekanntlich die Stimmritze weit offen, der Contrast in den Zuständen des Kehlkopfes ist für die beiden Lautgruppen sehr groß und die Sprache scheut den raschen Uebergang aus dem einen in den andern; ganz ebenso wie sie auch in andern Lautgruppen so gern tönenden Laut zum tönenden, tonlosen zum tonlosen fügt; vgl. griech. λέγω, λεκτός; πλέω, πλέγδην; διώω, διωγμός; lat. scribo, scriptum; populus, publicus; quatuor, quadrupes; decus, dignus; seco, segmentum; salix, salignus. Diese in der allgemeinen Lautlehre gar wohl bekannte Erscheinung führt bekanntlich den Namen „homogene Anähnlichung“ und findet sich mehr oder weniger in allen Sprachen, wenn sie graphisch auch nicht überall so anerkannt wird wie im Griechischen und Indischen. Im Hochdeutschen nun ist sie ebenfalls sehr wirksam; wir schreiben zwar *leben*, *lebt*; *regen*, *regt*; sprechen aber *lêpt*, *rêkt*; in der früheren Sprache wurde dieser Lautwechsel vielfach (aber nicht consequent) auch graphisch bezeichnet, z. B. mhd. *leben*, *lepte*; *hangen*, *hancte*; oder noch kühner: *walden*, *rûmde*, *winder*, *hordes* statt *walten* etc. (Grimm I, 393 ff. 408). Ja selbst zwischen verschiedenen Wörtern, ganz nach indischer Weise, tritt diese Erscheinung bei dem feinhörigen Notker auf in seiner ihm eigentümlichen „Lautabstufung“ (Grimm), wonach auslautende Media (Lenis) am Anfange eines Satzes und hinter nicht liquiden Consonanten in ihre entsprechende Tenuis (Fortis) übergeht, während sie hinter Vokalen und Liquiden unverändert bleibt. Beispiele (nur aus den Labialen gewählt): *diu bloma*, *du bist*, *dero*

boumo, *demo buoche*, *jungen boumes*, *mîn bruoder*, *er begrîfet*; aber *ih pin*, *sih pergent*, *des poumes*, *sînes pruoder*, *liuf paldo* etc., und in den Fällen, welche scheinbar gegen die Regel homogener Anähnlichung verstosen, wie *salig pin*, *sundig pluot* etc. finde ich gerade die höchste Treue für dieselbe, denn so wenig wie heut zu Tage ein Deutscher *selig*, *sündig* spricht, sondern entweder *felix*, *sündix* oder (in Oberdeutschland) *felik*, *sündik* (auch vielfach *selik*, *sündik*, worauf hier ja nichts ankommt), also in beiden Fällen auslautende Fortis, so ist es sicherlich auch damals gewesen. Wir sehen aus dem Allen, dass das Bedürfnis homogener Anähnlichung in der hochdeutschen Sprache sehr lebhaft vorhanden war; wäre es also zu gewagt, eine solche auch in unserem Falle anzunehmen? Man könnte zwar einwenden, dass in *lêpt*, *rêkt* und ähnlichen Fällen, obschon langer Vokal vorangeht, dennoch harte Muta folgt, ja sogar trotz der Ableitung, welche b und g verlangt. Aber dieser Einwand beweist nichts, denn erstlich wirkt die Assimilationskraft zwischen gleichartigen Lauten (Vokalen unter sich und Consonanten unter sich) stärker als zwischen ungleichartigen (Vokale auf Consonanten und umgekehrt); hier also überwog der Einfluss der nachfolgenden Fortis (t) den des vorangehenden langen Vokals; zweitens aber ist die regressive Assimilation überhaupt mächtiger als die progressive, d. h. der nachfolgende Laut wirkt im Allgemeinen stärker als der vorangehende; unter den zahllosen Fällen, welche die allgemeine Lautlehre von Assimilationen der verschiedensten Art bietet, beruhen wol fünf Sechsteile auf regressiver Wirkung.

§ 21.

Die Aspiraten.

1. Wir stehen hier vor einem der schwierigsten Punkte der Lautlehre, ja der ganzen Grammatik. Wenn die Dunkelheit, welche auf diesem Gebiete herrscht, von Vielen nicht empfunden wird, so kommt dies nur von der Gleichgültig-

keit her, mit welcher man sich überhaupt phonetischen Fragen gegenüber verhält. „Dergleichen gehört gar nicht in die Grammatik,“ pflegen Manche zu sagen, „sondern in die Physiologie.“ Als ob es nicht gerade für die Grammatiker von höchster Wichtigkeit sei, zu wissen, was denn das eigentlich für Dinge sind, von denen sie reden und deren Namen und Zeichen sie, gleichsam blind, gebrauchen! Als ob überhaupt die Kenntnis eines vieldeutigen Namens und einer willkürlichen Chiffre — denn etwas anderes sind die historisch entstandenen Buchstaben nicht — für den Mangel der Sachkenntnis entschädigen könne! Nun, diese Gleichgültigkeit hat sich gerächt. Ueberall da, wo in der grammatischen Theorie die Aspiraten auftreten, da herrscht eine Verwirrung, welche zum Teil freilich ans Komische streift, die jedoch in Wahrheit betrübend ist und der Sprachkunde zum entschiedenen Nachteil gereicht hat. — Das Seltsamste dabei ist, dass die Sache von der Wissenschaft selbst, objectiv genommen, in ihren Hauptzügen bereits in's Klare gebracht ist und dass Viele nur in unglaublicher Sorglosigkeit um diese Ergebnisse sich nicht kümmern und in dem alten falschen Wege verharren, blos weil es so hergebracht ist. Die folgende Darstellung wird von dem hier Gefagten den Beweis liefern.

2. Bekanntlich unterscheidet die griechische Grammatik ihre Laute folgendermassen: A. *φωνήεντα* (*vocales*); B. *ῥημι-φωνα* (*semivocales*); zu ihnen rechnet sie λ , μ , ν , ρ , ς ; C. *ἄφωνα* (*mutae*), und zwar a. *ψιλά* (*tenues*): π , τ ; κ ; b. *μέσα* (*mediae*): β , δ , γ ; c. *δασέα* (*aspiratae*): ϕ , θ , χ . Mit diesen letztgenannten haben wir es hier allein zu tun. Ueber den Lautwert derselben wurde und wird gelehrt: ϕ sei = lat. deutsch. f, θ = engl. th, χ = deutsch. ch; wie denn hiermit die neugriechische Aussprache vollkommen stimmt. Dabei ist nun freilich manches Auffallende. Wir lesen Aeuserungen der Alten, welche wol über die Richtigkeit dieses Lautwertes stutzig machen könnten; diese mögen auf sich beruhen, wir heben nur den in der Einteilung selbst liegenden Widerspruch gegen jene Erklärung hervor, nämlich

deutsches f und ch, engl. th sind keine stummen Laute, sondern *ῥιψωνα* (*semivocales* oder nach unserer Bezeichnung *fricativae*) so gut wie das σ; mithin müssen zur Zeit, als jene Einteilung getroffen wurde, die Zeichen ϕ, ϑ, χ einen andern Lautwert als den oben angegebenen gehabt haben. Dass sie später und vielleicht schon recht frühe, lange vor Christi Geburt, ihn wirklich bekamen und seitdem behielten, ist eine Sache für sich; genug, jene Einteilung entspricht diesem Sachverhalt nicht mehr, obschon dieselbe beibehalten wurde, so wenig wie z. B. das neugriechische β, δ, γ noch den Namen einer Muta verdienen, da sie ebenfalls Frikativlaute (Spiranten) geworden sind; nach unserer Bezeichnung ist β = w, δ = f, γ = j; trotzdem halten die Neugriechen auch hier immer noch die alte Kategorie fest. — Dass übrigens die Sache mit den Aspiraten nicht recht in Ordnung sei, fühlte man wol auch; Buttmann erklärt: „ϕ und χ liegen in Absicht der genaueren Aussprache noch sehr im Dunkeln. Wir sprechen entweder das lat. f oder das griech. ϕ nicht genau aus; und im letzteren Falle gilt dasselbe von χ.“ Dass B. hierbei des ϑ weglässt, ist schon ein Beweis, dass ihm der Kern der Frage nicht klar geworden. Was ihn besonders befremdet zu haben scheint, war der Umstand, dass, nach den ausdrücklichen Zeugnissen der Alten, lat. f nicht den Laut des griech. ϕ hatte, wie denn Cicero einen griechischen Zeugen öffentlich auslacht, weil er nicht *Fundanius*, sondern *Phundanius* spreche. Da liegt nun aber die Schwierigkeit gerade nicht; zu Cicero's Zeit war das griech. ϕ längst reine Fricativa (Spirans) geworden und der ganze Unterschied zwischen ihm und dem lat. f bestand darin, dass jenes rein labial, dieses denti-labial gesprochen wurde, ein Unterschied, welchen Buttmann ebenfalls nicht kannte, wie denn überhaupt phonetische Betrachtungen jener Zeit noch sehr fern lagen. Man begnügte sich eben, die Zeichen (Buchstaben) anzusehen und ihnen Namen zu geben, bezüglich zu lassen; gleichviel ob sie auf den Laut passten oder nicht.

3. Als nun aber im Laufe dieses Jahrhunderts denn doch allmählig eine tiefer eingehende, das Wesen der Laute selbst erfassende Betrachtung leise aufzusteigen begann, da war das Erste, dessen man dabei bedurfte, ein (annähernd) allgemeines Lautsystem, dessen Kategorien für alle Sprachen Geltung hätten. In Ermangelung eines solchen nun behalf man sich mit dem griechischen, welches unter allen damals bekannten in der Tat das naturgemäseste war, da es wenigstens die Gruppen der homorganen und homogenen Laute dem Prinzip nach zu teilen versteht. Also ein Fortschritt war damit jedenfalls geschehen; nur zeigte sich auch sofort der Uebelstand, dass die griechische Einteilung für die neueren Sprachen zu eng war, da mehrere Laute der letzteren, z. B. w, j, s, ſ u. a. m. dem Griechischen gefehlt hatten. Doch das nur nebenbei. Die Hauptsache für uns ist, dass jene Unsicherheit in Betreff des wahren Lautwertes der Aspiraten sich nunmehr rächte und eine Verwirrung nicht bloß in der grammatischen Terminologie, sondern geradezu in dem grammatischen Verständnis anrichtete, welche heute bei weitem nicht überwunden ist. Weil nämlich φ = deutschem f, θ = engl. th, χ = deutsch. ch sein sollten, so gewönte man sich diese modernen Laute ebenfalls Aspiraten zu nennen, etwas was sie nun einmal nicht sind, wenn man das Wort in seinem ursprünglichen Sinne nimmt. Der Schaden wäre noch zu ertragen gewesen, wenn man dem Worte Aspirata einen neuen Sinn untergelegt, d. h. ihm den unserer Fricativa (Spirans) gegeben hätte; aber dem war keineswegs so. Es hatte sich nämlich von jeher eine dunkle Kunde erhalten, dass in den griechischen Aspiraten ein starker Hauch, ein *spiritus asper*, ein h enthalten sei. Der Grund dieser Annahme lag teils in gewissen Stellen der alten Autoren, welche dies geradezu behaupten, teils aber und wol hauptsächlich darin, dass die Römer das griechische φ mit ph umschrieben; ferner, dass auch das deutsche Zeichen ch ein h enthält und endlich auch das englische Zeichen th. Man vermischte hiebei den phonetischen Standpunkt mit dem graphischen; die Wenigen,

welche die Sache phonetisch beleuchten wollten, trösteten sich mit der Wahrnehmung, dass ja diese Laute wirklich den Luftstrom durch die nur unvollkommen geschlossenen Organe hindurchlassen; das werde wol mit dem „starken Hauche“ gemeint sein. Dass alsdann auch w, j, s, f, ja selbst l, r Aspiraten sein müssten, fiel ihnen nicht ein. — Was war unter solchen Umständen natürlicher, als nunmehr auch andere Laute, in deren Zeichen (Buchstaben) ein h vorkommt, für Aspiraten zu erklären? Ein solcher Laut ist das s unserer Bezeichnung; derselbe wird in drei Hauptsprachen mit Hilfe eines h geschrieben, nämlich franz. ch, engl. sh, deutsch sch; gut, somit musste der Laut eine Aspirata sein und als solche gilt er Vielen, ich möchte fast sagen den meisten Grammatikern bis auf den heutigen Tag!¹

4. Aber die Verwirrung sollte noch grösser werden. Durch Jakob Grimm war die historische Sprachforschung in's Leben gerufen und dadurch zugleich der Etymologie ein bei weitem wichtigerer Platz erobert worden, als sie bis dahin befaßten hatte. Den Glanzpunkt seiner historisch-etymologischen Forschungen bildet das berühmte „Gesetz der Lautverschiebung,“ zufolge dessen jene drei Lautklassen der griechischen Mutae sich nach drei Sprachgebieten dergestalt ablösen, dass da, wo 1) im Sanskr. Lat. Griech. die *Aspirata*, *Media*, *Tenuis* steht, da steht 2) im Gothischen, in den niederdeutschen und nordischen Sprachen die *Media*, *Tenuis*, *Aspirata*; und 3) im Hochdeutschen die *Tenuis*, *Aspirata*, *Media*, wobei die angegebene Ordnung streng zu beachten ist. Beispiele: griech. θυγάτηρ, goth. *dauhtar*, hochd. *tohtar*. Es trifft sich nun aber, dass da, wo diesem Gesetz zufolge im Hochdeutschen th stehen soll, statt dessen jedesmal z steht, z. B. lat. *dens*, griech. ὀ-δόντ;

1) Der Genosse des s, nämlich das f unserer Bezeichnung, hätte demnach ebenfalls für eine Aspirata erklärt werden müssen; aber seltsam, dass that man nicht, vermuthlich weil seine Bezeichnung (franz. j, g, engl. j) kein h in sich hat.

got. *tunthus*, hochd. *zan*, *zân*; und daraus nimmt Grimm Veranlassung auch *z* eine Aspirata zu nennen. Wahrscheinlich meint er dabei nur, der Laut *z* vertritt hier die Stelle der wirklichen Aspirata (*th*); in seinen Worten jedoch liegt dies nicht, er zählt in der Regel das *z* ohne Weiteres den übrigen Aspiraten bei und seine Nachfolger sprechen, zum Teil mit einer Art freudiger Genugtuung über diese Entdeckung, von der „Aspirata *z*.“ Doch weiter: Da wo die gutturale Aspirata stehen soll, da bietet das Lateinische, Gothische und oft auch das Althochdeutsche nicht das von Grimm begehrte *ch*, sondern *h*; in Folge dessen gilt ihm auch dieses als Aspirata, obschon er es sonst unter die Spiranten zu stellen pflegt. Wir haben über den Gebrauch des Wortes Aspirata bei Grimm eine förmliche Nachsuchung angestellt; das Resultat war, dass er mit demselben bezeichnet zunächst das griechische *φ*, *ϑ*, *χ* und zwar ohne alle Rücksicht auf die Zeit, das älteste wie das jüngste; ferner hochd. *ph*, *f*, *ch*, *sch*, *z* und *h*, dies letzte jedoch gilt, wie gesagt, öfter und besonders in Lauttabellen auch als Spirans, so wie das *z* auch in seiner Eigenschaft als Doppelconsonant aufgefasst wird; endlich das niederdeutsche und nordische *th*, *dh*, goth. *p*. Ob Grimm in den betreffenden Stellen die Laute selbst meint oder nur ihre Zeichen, wird nicht klar, da er eine strenge Scheidung zwischen beiden überhaupt nicht beobachtet. Und diese Verwirrung findet sich keineswegs bloß in Grimm's älteren Schriften, sondern ganz ebenso in der *Gesch. d. deutsch. Spr.* (1848) und selbst noch im *D. W.* (1860); nicht minder in den Schriften des größten Teils seiner Nachfolger.

5. Inzwischen erschien (1834) die „Kritische Grammatik der Sanskrita-Sprache“ von Franz Bopp. In dieser findet sich folgende Erklärung:

„Ein jeder Aspirate wird wie sein Nicht-Aspirirter mit beigefügtem deutlich vernehmbarem *h* ausgesprochen. Man darf also nicht etwa *kh* wie ein deutsches *ch*, *ph* nicht wie *f*, oder *th* wie ein englisches *th* aussprechen, sondern nach Colebrooke wird *kh* gerade so wie in *inkhorn*, *ph* wie in *haphazard*, *th* wie

in *nuthook*, *bh* wie in *abhorr* etc. gelesen. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Aspiraten.“

Diese Erklärung, an sich vollkommen deutlich, wirkt — so sollte man meinen — mit Einem Schlage alle bis dahin geltenden Annahmen über den Haufen und löst die ganze Verwirrung. Aber seltsam, in Wirklichkeit trug sie für lange Zeit in Bezug auf das allgemeine Bewusstsein der Sprachgelehrten so gut wie gar keine Frucht! Zunächst scheint Bopp selbst weit davon entfernt gewesen zu sein, mit der obigen Erklärung eine allgemeine sprachwissenschaftliche Begriffsbestimmung aufstellen zu wollen, welche nunmehr auch für andere Sprachen Geltung hätte; sondern es scheint ihm nur darum zu tun, Bericht zu erstatten, wie englischen Gewährsmännern zufolge die sanskritischen Aspiraten von den indischen Gelehrten ausgesprochen werden. Und obwol Bopp in seiner „Vergleichenden Grammatik“ für die Aspiraten des Sanskrit dieselben Bestimmungen giebt, so schreibt er selbst in der zweiten Ausgabe dieses Werkes (1857) noch:

„Das Althochdeutsche meidet in den meisten Quellen *ch* (oder dafür *hh*) am Wort-Ende und setzt in dieser Stellung *h*, auch *da*, wo die Aspirata die Verschiebung einer altgermanischen Tenuis ist, z. B. im Accusativ der geschlechtslosen Pronomina, wo *mih*, *dih*, *sih* für goth. *mik*, *puk*, *sik*, mhd. und ahd. *mich*, *dich*, *sich* steht.“
V. G. I.², p. 110.

Demnach rechnet Bopp so gut wie Grimm das ahd. *h* im Auslaut, welches phonetisch weiter nichts als die Spirans χ unserer Bezeichnung ist, zu den Aspiraten. Ferner:

„Die Labialen sind im Gothischen: *p*, *f*, *b*, mit ihrem Nasal *m*. Das Hochdeutsche hat bei diesem Organ, wie das Sanskrit bei den sämtlichen, eine doppelte Aspiration, eine dumpfe (*f*) und eine tönende, welche *v* geschrieben wird, und dem skr. *bh* näher steht.“
V. G. I.², p. 114.

Also die Spirans *f* gilt auch für Bopp noch als Aspirata; von der völlig irrigen Vorstellung in Betreff des *v* ganz zu schweigen. Von *z* wird allerdings mit grösserer Bestimmtheit als bei Grimm erklärt, „dass *z* = *ts* die Stelle der Aspirata vertritt“ (p. 122).

6. Es ist das Verdienst Rudolf von Raumer's, zuerst und schon kurze Zeit nach dem Erscheinen der Bopp'schen Grammatik in seiner 1837 erschienenen Schrift „Die Aspiration und die Lautverschiebung“ jene Erklärung der sanskritischen Aspiraten als eine allgemeine und bindende Lautbestimmung für die Sprachwissenschaft festgestellt zu haben. Dass Vieles von dem, was in dieser Schrift bereits ganz klar dargelegt worden, heute, also nach 30 Jahren, immer noch von so Vielen als unklar behandelt wird, Anderes, was als unumstöslich zugegeben ist, immer noch keinen rechten Einfluss auf die grammatische Terminologie gewinnen konnte, so dass insbesondere die leidige Vermischung zwischen Aspiraten und Spiranten auch in sonst trefflichen grammatischen Werken etwas ganz Gewöhnliches ist: das darf überraschen und zeigt, wie schwer Vorurteile selbst auf dem Boden der reinen Wissenschaft abgelegt werden. Die wesentlichsten Ergebnisse seiner Forschung legt Raumer in folgende Sätze nieder:

- I. Alle wahren Aspiraten des Sanskrit, Griechischen (Lateinischen) und Germanischen haben einen stummlautenden Bestandteil und dadurch unterscheiden sie sich von den Spiranten.
- II. Hinter dem stummlautenden Teil der Aspirata wird ein vernehmbarer Hauch gehört, und dadurch unterscheidet sich die Aspirata von der Tenuis. Dieser Hauch kann zwar der Theorie nach auch ein reiner, der Muta abgefondert nachklingender Spiritus asper sein, ist aber in der Regel der Anfang einer charakteristischen Spirans gewesen.
- III. Hieraus folgt, dass weder das lateinische und deutsche f, noch das neuhochdeutsche ch den Namen von Aspiraten verdienen. Sie sind nichts als scharfe Spiranten. Mithin haben das Lateinische und Hochdeutsche alle Aspiraten eingebüßt.
- IV. Die Grimm'sche Lautverschiebung beruht auf dem Vorhandensein wirklicher Aspiraten. Wo diese fehlen, hat sie ein Ende, daher kein Uebergang von gothischem f in hochdeutsches b.
- V. Als Uebergangsstufe aus der dunkeln Aspirata (kh, th, ph) in die Media (g, d, b) haben wir die helle Aspirata (gh, dh, bh) nachgewiesen, wenn sie auch nicht immer graphisch unterschieden wird.

Für die uns in diesem Augenblicke vorliegende Frage kommen hauptsächlich die Punkte 1—3 in Betracht. Es

fei uns gestattet ad 2 zu bemerken, dass als die eigentliche Aspirata, wie auch wahrscheinlich R. v. Raumer es meint, und wie sich später noch bestimmter zeigen wird, eben nur *Muta + spiritus asper* gelten darf. Der Uebergang des Spiritus asper in eine Spirans ist bereits eine Trübung der echten Aspirata, welche später einen Doppelconsonanten erzeugt und zuletzt mit dem völligen Uebergange derselben in die entsprechende reine Spirans endet, d. h. ph in f, th in s, kh in χ unserer Bezeichnung, wie dies ja im Griechischen und Deutschen klar zu Tage liegt.

7. Jene Auffassung der Aspiraten einmal zugestanden, verschwindet in der That sowol physiologisch als historisch jede Unklarheit. Nur — das dürfen wir nicht verschweigen — bietet die betreffende Auffassung selber anfänglich einige Schwierigkeit dar. Es gab und giebt freilich sehr Viele, die durchaus nicht begreifen, was denn in der Erklärung Aspirata = Muta + Spiritus asper, wenn sie dieselbe bei Bopp oder in einem englischen Grammatiker lesen, irgend Bedenkliches liege; ph ist eben = p + h, bh = b + h; was braucht es mehr? Es sind dies im Wesentlichen Dieselben, welche heitern Mutes auch die „Aspirata z“ willkommen hiesien. Gerade Die, welche nicht blos Buchstaben sehen, sondern Laute verstehen wollen, also Die, welchen jene Bopp'sche Erklärung so sehr erwünscht sein musste, weil durch sie Licht in das Dunkel der ganzen Angelegenheit kam, gerade sie konnten sich in Betreff des Ausgangspunktes des Zweifels nicht erwehren, eines Zweifels, von welchem sie, wir wiederholen es, am meisten wünschten, dass er ungegründet sein möge. Zunächst machten sie jene englischen Beispiele stutzig. In ihnen allen steht nämlich die betreffende Aspirata als Silbengrenze, dergestalt, dass die Muta zur vorangehenden, der Spiritus asper aber zur nachfolgenden Silbe gezogen und somit die lautliche Verbindung beider Factoren gelöst wird. Auf solche Weise lassen sich freilich alle binären und ternären Lautverbindungen gleich gut aussprechen, aber sie lässt sich leider auf die überwiegende Anzahl der Fälle, wo

im Indischen die Aspiraten auftreten, nicht anwenden. Was nutzt *haphazard*, *abhorrr*, *nuthook* etc. für die Aussprache von *pha*, *bha*, *tha* etc. oder *phna*, *bhna*, *thna* etc. oder vollends *aph*, *abh*, *ath* etc.? Der Anschluss entweder an den vorangehenden oder an den nachfolgenden Laut fehlt ja in solchen dem Indischen ganz geläufigen Fällen jedesmal und nur vermöge solchen Anschlusses nach beiden Seiten vermochten wir jene englischen Wörter auszusprechen! — Ferner: die Inder sind denn doch Menschen mit denselben Lautwerkzeugen wie wir; nun, ist denn bei uns in Europa und speziell in Deutschland die Lautverbindung *pha*, *bha*, *tha*, *dha*, *kha*, *gha* wirklich phonetisch verschieden von *pa*, *ba*, *ta*, *da*, *ka*, *ga*? Man lasse Tausende diese Lautreihen lesen, sie werden zweimal dasselbe aussprechen, ja selbst die gelehrtesten Kenner des Sanskrit, wenn sie indischen Text lesen, sprechen die Aspiraten nicht anders aus als die Nichtaspiraten. Und auch wo sie sich bemühen, den Unterschied einmal recht anschaulich zu machen, da sprechen sie nur entweder die Muta mit starker Intonation, einer gewissen Anstrengung der betreffenden Organe und längerem Verschluss aus, also etwa ein kräftiges *pppa*, *bbba*; oder sie schieben zwischen die Muta und den Spiritus asper ein kurzes *e* (ein *Schwa*, eigentlich den sehr kurz gesprochenen unbestimmten Vokal) ein, also etwa *p_eha*, *b_eha* etc. Beides genügt nicht der zu Grunde liegenden Erklärung und passt vollends auf jene englischen Beispiele nicht im mindesten, und diese sind doch hier vor Allem maßgebend. — In solcher Ratlosigkeit mag wol mehr als Ein Anfänger des Sanskrit seine Zuflucht zu einem verzweifelten Mittel genommen haben, wenn auch nur im Stillen, nämlich ohne Weiteres die indischen Aspiraten für Spiranten zu erklären, also *kh* = deutschem *ch*, *gh* = *j*, *th* = hartem englischen *th*, *dh* = weichem englischen *th*, *ph* = *f*, *bh* = *w*; und zwar um so lieber, als mehrere dieser Laute, z. B. das uns so unentbehrlich scheinende *ch* und *f* auffallender Weise in dem so reichen Lautsystem der Inder sonst fehlen würden. Dass auf diese Weise *j* und *w* im indischen Alphabet doppelt vor-

Grakel es

kämen, erklärte man sich dadurch, dass vielleicht der eine Laut das palatale, der andere das velare j sei, und beim w der eine das rein labiale, der andere das denti-labiale. Dass dies Alles gegen Bopp's ausdrückliche Warnung läuft, entschuldigte man durch das beliebte Erklärungswort „spätere Entartung,“ welches übrigens hier seine Dienste versagte, denn es setzt voraus, dass es einmal doch eine Zeit gegeben, wo Aspiraten wirklich als *Mutae* + *spir. asp.* gesprochen wurden, und damit ist ja die alte phyfiologische Schwierigkeit wieder da; denn was einmal möglich ist, muss in folchem Falle immer möglich sein. Nein, die einzige Rettung wäre gewesen, zu sagen: Die englischen Berichterstatter haben sich geirrt, sie haben geradezu falsch gehört, haben Laute oder Lautverbindungen zu hören geglaubt, welche phyfiologisch unmöglich sind. Aber so weit ist unseres Wissens denn doch Niemand gegangen; man lies die Sache lieber im Unklaren. Wie verführerisch jedoch der oben beschriebene Ausweg sein musste, davon ist wol der beste Beweis, dass Brücke in seinen „Grundz. d. Phyf. u. Syst.“ ihn ebenfalls einschlug; vgl. daselbst p. 82 ff. Und hier trat einmal der seltene Fall ein, dass die historische Grammatik in einer rein lautlichen Frage der Phyfiologie gute Dienste leistete und sie vor einem Irrtume bewarte. Es war wiederum R. v. Raumer, welcher, gestützt auf die Ausagen und Einteilungen der alten indischen Grammatiker, so wie auf die grammatischen Verhältnisse des Sanskrit selbst nachwies,¹ dass die Brücke'sche Annahme unmöglich sei; und Herr Prof. Brücke selbst hat in Folge dessen seine frühere Meinung über die Aspiraten aufgegeben, ohne jedoch darum völlig der Auffassung R. v. Raumer's beizutreten.²

8. Was nun diese Raumer'sche Auffassung über den phyfiologischen Hergang bei Bildung der Aspiraten betrifft, so entgeht R. allen den oben erwähnten Bedenken dadurch,

1) Gef. sprachwiss. Schriften, p. 384 ff. Dann weiter p. 394 ff.

2) „Ueber die Aspiraten des Altgriechischen und des Sanskrit“ in der Zeitschrift für die österr. Gymnasien. Jahrgang 1858, Heft 9.

dass er annimmt, die Aspiraten seien nicht (niemals?) gesprochen worden als Muta + Spiritus asper, sondern als Muta + homorgane Spirans, aber wohlgemerkt: diese homorgane Spirans sei nicht die völlig entwickelte gewesen, denn eine solche Verbindung hätte wirkliche Doppelconsonanten ergeben (*pf*, *ts*, *kx*, *bw*, *df*, *gf*), sondern sie sei gewesen eine unentwickelte, ein „unentwickelter Nachhall.“ Von solchen unentwickelten Lauten will nun Brücke nichts wissen (vgl. weiter unten, § 22. 6), das sei ein unklarer, lediglich allegorischer Ausdruck, und da Brücke sich andererseits doch auch den Raumer'schen Nachweisungen nicht verschliesen kann, dass die Aspiraten keineswegs Spiranten, sondern Mutae mit einem gewissen (wie immer gearteten) Nachhall gewesen seien, so erklärt er jenen Nachhall für wirkliche Spiranten und gelangt dadurch zu dem Schlusse: Aspirata = Muta + echte homorgane Spirans, mithin = den oben erwähnten Doppelconsonanten: *pf*, *ts* (deutsches *z*), *kx* etc. Zur Rechtfertigung dieses Standpunktes fügt er hinzu: „Wenn man bedenkt, wie viel Deutsche es giebt, die unser Zett für einen einfachen Consonanten halten, und wenn man bedenkt, wie unmittelbar bei Einheit der Artikulationsstelle das Explosivgeräusch des Verschlusslautes in das Reibungsgeräusch übergeht, so kann man es wol für möglich halten, dass die alten Inder diese Laute als einfache betrachteten.“ Dagegen erklärt sich nun Raumer in seiner Erwiderung auf's bestimmteste und weist wiederum aus der indischen Grammatik nach, dass die Aspiraten unmöglich Doppelconsonanten gewesen sein können, da sie z. B. in der Metrik nicht Position machen, ausserdem aber auch manche von den Doppelconsonanten, die wir durch eine solche Auffassung der Aspiraten erhalten würden, im Sanskrit wirklich vorkommen, alsdann aber niemals als Aspiraten geschrieben, sondern in jeder Beziehung von diesen unterschieden werden, vgl. *jutsu*, *atsi*. Ueber die Natur des „unentwickelten Reibungsgeräusches“ spricht sich dann Raumer auf höchst klare und bestimmte Art aus, so dass wir unsererseits ihm, was die Sache selbst betrifft,

unbedingt zustimmen, ohne dass wir darum zugestehen mögen, die indischen Aspiraten seien wirklich principiell so gesprochen worden; wir halten vielmehr an der Erklärung Muta + Spir. asp. fest und denken, die dabei obwaltende physiologische Schwierigkeit wird nicht unüberwindlich sein (vgl. 11—12). Raumer selbst scheint diese letztere Auffassung nicht ganz zu verwerfen; er sagt (p. 402): „Wenden wir das Dargelegte auf die alten Aspiraten an, so erkennen wir auch, wie nahe sich der reine Hauch, der nach einigen Sanskritgrammatikern dem Verschlusslaut der Aspirata folgen soll, und das unklare Reibungsgeräusch, welches Andere verlangen, einander standen. Sie gehen dermaßen in einander über, dass auch feinhörende Beobachter in manchen Fällen streiten werden, ob der Oeffnung des Verschlusslautes der reine Hauch oder der leiseste Anfang eines unklaren Reibungsgeräusches folge.“

9. So gab es denn nunmehr folgende Auffassungen von dem Wesen einer Aspirata:

I. Die völlig confuse der älteren und leider auch vieler neueren Grammatiker, wonach sie alles Mögliche sein kann, je nachdem die alten Namen gewisser Buchstaben oder die „organische“ (soll heissen historisch-etymologische) Entwicklung es verlangen.

II. Die blind gläubige Derer, welche die Erklärung der englischen Grammatiker: Aspirata = Muta + Spiritus asper ohne alles Bedenken aufnahmen und weiter gaben, obschon sie solche Laute nicht aussprechen und ihre naturwissenschaftliche Möglichkeit nicht nachweisen konnten.

III. Die Aspiraten sind weiter nichts als die Spiranten der zugehörigen Muta, also $ph = f$, $bh = w$, $th =$ hartem englischen th , $dh =$ weichem englischen th , $kh =$ deutschem ch , $gh =$ deutschem j . — Die stille Meinung Mancher, die öffentlich ausgesprochene Brücke's (in den „Grundzügen“).

IV. Die Aspiraten sind = Muta + unentwickelte homorgane Spirans. (R. v. Raumer.)

V. Die Aspiraten sind = Muta + echte homorgane Spirans, d. h. sie sind Doppelconsonanten, also $ph = pf$, $bh = bw$, $th = ts$ (deutsches z), $dh = df$, $kh = kx$, $gh = gj$. Spätere Meinung Brücke's (in dem Aufsatz „Ueber die Aspiraten d. Altgr. etc.“).

Von diesen Auffassungen kamen, wie die Sachen bis dahin standen, strenggenommen nur die letzten drei in Betracht; denn die ersten beiden schlossen sich von selber aus, wo es auf Verständnis eines Lautes ankam. Allerdings aber lenkte die zweite später in die physiologische Bahn gleichfalls ein, wo sie sich dann, nach unserer Meinung, als die richtige, die eigentliche Theorie bestimmende auswies. Wir wollen dabei gleich hier bemerken, dass im Laufe des Sprachlebens solche echte Aspiraten zu Lauten wurden, welche den folgenden drei Auffassungen entsprachen; etwas was in Bezug auf III. und V. klar vor Augen liegt und in Bezug auf IV. teils aus Berichten der alten Grammatiker, teils nach der Natur der Lautentwicklung mit Notwendigkeit geschlossen werden muss.

10. Als Vorbereitung zur endgiltigen Lösung beachte man zunächst folgende Erwägungen:

a. Alle Untersuchungen, die wir bisher mitgeteilt haben, gehen wesentlich von dem deutschen Standpunkte aus, d. h. sie stützen sich auf die Aussprache der deutschen Verschlusslaute (Mutae). Wie nun, wenn diese letzteren, wenigstens vor Vokalen, keine echten Nichtaspiraten im Sinne der Inder wären? Diese Annahme wird zunächst schon dadurch begründet, dass die Slawen bekanntlich den Deutschen vorzuwerfen pflegen, sie sprächen gar nicht wie sie schrieben: *kalt*, *tag*, *pein*, sondern *khalt*, *thag* (*thak*, *thax*), *phein*. Mehr zufrieden, obschon nicht ganz, sind sie mit der Aussprache der Romanen. Da nun die Slawenvölker in ihrem Lautsystem offenbar eine altertümlichere Stellung einnehmen als die Deutschen, so darf dies wol als Fingerzeig gelten, dass die westlichen Culturvölker und insbesondere die Deutschen den wahren Unterschied zwischen aspirirten und nicht aspirirten Lauten verlernt haben und statt jener beiden Laut-

gruppen nur eine besitzen, welche zwischen jenen beiden steht, jedoch im Ganzen näher den Aspiraten als den Nichtaspiraten.

b. Alle bisher mitgeteilten Untersuchungen der deutschen Forscher stützen sich entweder auf die Beschreibungen der englischen Grammatiker von der Aussprache der jetzigen Brahminen, oder auf die Aeuserungen alter Grammatiker der Inder selbst. Die letzterwähnte Quelle lassen wir in Bezug auf die Vorzeit in ihrem vollen Recht; was aber die erstere betrifft, so scheint es doch dringend geraten, statt immer und immer wieder jene Beschreibungen zu deuten, lieber endlich einmal unmittelbare Prüfungen an der Quelle selbst anzustellen, wo sich dann doch herausstellen muss, welche Meinung die richtige ist, ob die der englischen Berichterstatter: *Aspirata* = *Muta* + *Spiritus asper* oder die der deutschen phyfiologisch prüfenden Forscher: *Aspirata* = *Muta* + *homorgane Spirans* (entwickelte oder unentwickelte). Freilich gälte das Ergebnis zunächst eben nur für die heutige Aussprache der Brahminen und man hätte immer noch das Recht hinsichtlich der Vorzeit anderer Meinung zu sein; aber für die phyfiologische Theorie wäre auch dies schon ein Gewinn. Denn wenn z. B. sich ergeben sollte, dass die Engländer Recht haben, nämlich dass *Muta* + *Spiritus asper* hier wirklich gesprochen wird, worauf doch das von allen englischen Autoren gewählte *h* zu deuten scheint, so verschwindet vor dieser Tatfache jeglicher Zweifel an der Möglichkeit und man hat eben nur noch zu beobachten, in welcher Art die Bildung dieser Lautverbindung phyfiologisch vor sich geht.

c. Aber noch eine Quelle der Forschung ist übrig, und unserer Meinung nach die Hauptquelle. Nicht blos die Tradition der Brahminen nämlich kennt die Aspiraten, sondern die letzteren existiren noch in der lebendigen Sprache der heutigen Inder, ja der meisten Orientalen. Und zwar nicht etwa in kärglichen Resten, sondern in vollster Kraft und reichster Entfaltung, dergestalt, dass (nach Schlagintweit's Ausdruck) bei manchen Stämmen die Rede den Ein-

druck macht, als wären die Leute fortwährend auser Athem. Hier kommt es also vor Allem auf Beobachtung an von Seiten Solcher, welche hinreichende physiologische Kenntnisse besitzen.

Gestützt auf diese Erwägungen wolle man nun das Folgende lesen und daraus die selbstverständlichen Folgerungen auf die allgemeine Lehre von den Aspiraten machen.

11. Im Herbste 1858 hielt sich Said Mohammed, ein Munschi (gelehrter indischer Muhamedaner) aus Kalkutta, den die Gebrüder Schlagintweit von ihrer Reise mitgebracht hatten und der nun in seine Heimat zurückkehrte, einige Tage in Wien auf und hier nahm Herr Prof. Brücke Gelegenheit ihm eine Reihe von Fragen vorzulegen, welche derselbe nach B.'s Zeugnis mit viel Intelligenz und sichtlich gutem Willen beantwortete. Das Ergebnis dieser Prüfung in Bezug auf die Aspiraten hat Brücke mitgeteilt in der Schrift „Ueber die Aussprache der Aspiraten im Hindustani“ (1859). Wir erfahren daraus, dass der Inder die Aspiraten der Fortes (Tenues) keineswegs als Muta + Spirans (entwickelter oder unentwickelter), auch nicht als reine Spirans, sondern wirklich und wahrhaftig, deutlich und unbestreitbar, als Muta + Spiritus asper aussprach, also ganz wie die englischen Berichterstatter es gehört und beschrieben hatten. Der physiologische Hergang ist folgender: „Die Fortes explodiren bei nicht tönender Stimmritze: sollen sie nicht aspirirt werden, so verengt man diese sofort zum Tönen, damit sogleich nach Durchbrechung des Mundhöhlenverschlusses der folgende Vokal anklingt; sollen sie aspirirt werden, so zögert man mit dieser Verengung, lässt die Luft einen Augenblick frei aus der offenen Stimmritze herausstürzen und erhält dadurch das h, an das sich nun, indem man die Stimmritze zum Tönen verengt, der nächstfolgende Vokal anschliesst.“ Dass wir Deutsche die Nichtaspiraten von den Aspiraten so schwer in unserer Rede unterscheiden können, kommt daher, dass wir die Stimmritze nicht sofort verengen, wenn der Consonant explodirt hat, so dass wir eigentlich jedesmal eine Art von h mit hören las-

sen, wie die östlichen Völker es uns auch vorwerfen und wie jener Inder es ebenfalls andeutete. Allerdings aber ist bei der wirklichen Aspirata, wie die Eingeborenen in jenen Ländern sie sprechen, der h-Laut weit entschiedener entwickelt; auch im Auslaut der Wörter wird er ganz deutlich gehört. Der oben genannte Inder erklärte nach einem anderweitigen Bericht (von Arendt): Die deutschen Laute p, t, k seien weder Aspiraten noch Nichtaspiraten, jedoch den ersteren ähnlicher als den letzteren. Damit stimmt auch ein Bericht Rosen's, dass im Ossetischen die Tenuis (Fortes) so völlig hauchlos gesprochen werden, dass sie Ausländern ungemein schwer fallen. — Diese Frage wäre also gelöst.

12. Ungünstiger gestaltete sich die Sache bei den sogenannten „Medienaspiraten,“ oder wie wir sagen würden, bei den Aspiraten der Lenes. Der Inder sprach sie — dies sei vor Allem bemerkt — niemals so aus, wie wir Deutsche es am liebsten tun: *b_eha*, *d_eha*, *g_eha*, sondern gewöhnlich so, dass er die Stimmritze schon vor Durchbrechung des Mundhöhlenverschlusses erweiterte, so dass die mit tönender Stimme angefangene Muta nicht als Lenis, sondern als Fortis explodirte, etwas was man etwa durch *bpha*, *dtha*, *gkha* bezeichnen könnte, wobei das *b*, *d*, *g* durch den sogenannten Purkinje'schen Blählaut (d. h. den Ton der während des Mundhöhlenverschlusses tönenden Stimme) deutlich gemacht wird. Da aber, wo dies nicht geschah, da löste sich der Spiritus asper von der Muta völlig ab; so namentlich bei Silbentrennung, z. B. *pig-hälna*, *ad-ha. ab-hi*, aber auch im Auslaut, z. B. in *bag-h*. In Betreff des letzteren Beispiels stellt Brücke die Sache so dar: Man tue, als wolle man das Wort *Waghäufel* sprechen, breche aber hinter dem h ab, so dass es nicht in einen Vokal übergeht, sondern als bloßer Hauch das Wort endet; dann braucht nur noch das w in b geändert zu werden, so hat man genau das betreffende Wort. Vom Anlaut wird bei dieser Methode nichts erwähnt; es scheint so, als ob hier nur die vorige gelte. — Dem sei nun wie ihm wolle, ich glaube, dass die Aussprache des hier erwähnten indischen Gelehrten für die Beurteilung der

weichen Aspiraten nicht durchweg maßgebend sein kann, sondern dass dieselbe auf einer Verschlechterung beruht, welche im Orient keineswegs allgemein ist. Ich werde in dieser Annahme bestärkt durch einen Aufsatz von C. Arendt: „Phonetische Bemerkungen“ in Kuhn und Schleicher's „Beiträgen zur vergleichenden Sprachforschung“ II, 283 ff. Die Hauptfrage liegt darin: Ist es möglich, unmittelbar nach Durchbrechung des zur Bildung der Lenis erforderlichen Verschlusses die Stimmritze plötzlich so weit zu öffnen, dass beim Weiterfließen des Luftstroms dieser sogleich stimmlos erscheint, d. h. ein *h* ist? Wenn dieses möglich ist, so giebt es auch echte Aspiraten der Lenes. Arendt, der ebenfalls mit jenem Inder und zwar ausdrücklich der Aspiraten wegen Untersuchungen angestellt hat, glaubt jene Frage, nach sorgfältigster Prüfung, bejahen zu müssen. Seine Auseinandersetzung ist zu lang, um sie hier auch nur auszugsweise wiederzugeben; wir machen jedoch unsererseits darauf aufmerksam, dass die Methode, nach welcher *bag-h* gesprochen wird, auch im Anlaut möglich sein muss; *Wag-h*... ist um nichts leichter als ...*g-häufel*. Man spreche *g* vermittelt des Purkinje'schen Blählautes und öffne dann rasch die Stimmbänder zur Erzeugung des *h*. Ich habe mehrfach Solchen, die der Sache ganz unkundig sind, auf diese Weise die Silben *bha*, *dha*, *gha* vorgesprochen und die Anlaute sind stets richtig als *bh*, *dh*, *gh* erkannt worden. Auch erwähnen die englischen Berichterstatter durchaus nicht, dass die Sache bei den Lenes (Medien) sich anders verhalte als bei den Fortes (Tenues); und so dürfen wir wol inzwischen, bis noch genauere Prüfungen an Ort und Stelle stattgefunden haben, uns der Zuversicht überlassen, dass auch bei den weichen Aspiraten ihre Angabe sich bestätigen werde.

Anmerkung. Man beachte die im Laufe des Sprachlebens fortschreitende Nivellirung der Lautcontraste. Die Urvokale sind in enge Grenzen eingeschränkt worden und statt ihrer eine Menge von Zwischenvokalen aufgetreten, welche bereits sämtlich eine starke Hinneigung für den unbestimmten Vokal verraten. Die beiden Gruppen der Aspiraten und Nichtaspiraten sind bei den westlichen Völkern

in eine indifferente Mittelgruppe zusammengefloßen. Die auf fester Schließung der Lautritze beruhenden, also stark consonantischen Mutae weichen immer mehr den lockerschließenden, also den Vokalen näher stehenden Spiranten. Ja, in manchen Landstrichen fließen sogar die harten (tonlosen) und weichen (tönenden) Laute in eine mit halboffener Stimmritze zu sprechende Mittelstufe zusammen.

§ 22.

Der Affrikationsprozess.

1. Der Lautvorgang, welcher hier besprochen werden soll, kann sich möglicher Weise zu allen Zeiten und in allen Sprachen ereignen, wirklich historisch nachweisbar ist er nur in einzelnen Sprachen und fällt in eine bestimmte Zeit. Am kräftigsten trat er auf im Griechischen und Hochdeutschen und wir werden uns begnügen, die wesentlichen Erscheinungen desselben auf dem Gebiet der letztgenannten Sprache zu erörtern; dieselben sind maßgebend für alle übrigen. Der ganze Vorgang hängt auf's engste mit der Lehre von den Aspiraten zusammen und kann nur bei vollem Verständniß der letzteren überhaupt gewürdigt werden.

2. Ob die hochdeutsche Sprache innerhalb des Zeitraums, aus welchem schriftliche Denkmäler vorhanden sind, wirkliche Aspiraten besessen habe, ist schwer zu entscheiden. Bei der großen Unsicherheit, welche über den Lautwert der Zeichen *ph* und *ch* herrscht, müßte man vor Allem auf das Zeichen *th* achten. Dieses Zeichen nun findet sich allerdings im Ahd. keineswegs selten, insbesondere in zwei Hauptdenkmälern, bei Otfried und dem Uebersetzer des Tatian; aber, merkwürdiger Weise, steht es hier nicht an den Stellen, wo nach dem Gesetz der Lautverschiebung die Aspirata eintreten sollte, nämlich als Vertreterin des gothischen (urdeutschen) *t*, sondern genau an den Stellen, wo auch das Gothische selbst die Aspirata (*p*) hat, also da, wo sonst das Ahd. die sogenannte Media (hier *d*) bietet, vgl. *thîn*, sonst *dîn* (goth. *peins*); *thaz*, sonst *daz* (goth. *pata*); *thuruh*, sonst *duruh* (goth. *pairh*); *thrî*, sonst *drî*

(goth. *preis*) etc.; ja O. und T. selbst schreiben nur im Anlaut *th*, sonst haben sie ebenfalls das zu erwartende *d*, z. B. *werdan* (goth. *vairþan*), *erda* (goth. *airþa*). Nach R. v. Raumer's Vermutung (A. u. L. p. 31), welcher ich mich durchaus anschliese, ist die Schreibung *th* in jenen Denkmälern nur ein graphischer Misgriff für *dh*, welche letztere Bezeichnung man darum nicht anzuwenden wagte, weil das Lateinische, welches man fortwährend als Richtschnur im Auge hatte, dieselbe nicht kennt. Der durch seine graphische Genauigkeit auch sonst sich vorteilhaft auszeichnende Uebersetzer des Isidor schreibt wirklich an diesen Stellen *dh*, und zwar nicht blos im Anlaut, sondern auch im Inlaut, also *dhîn*, *dhazf*, *dhurah*, *dhri*, *werdhan*, etc. Was war nun der Lautwert dieses *dh* und des misbräuchlich dafür gesetzten *th*? Aller Wahrscheinlichkeit nach sollte es die weiche Aspirata, d. h. die Aspirata der Lenis *d* ausdrücken. Dieselbe ist aus phonetischen Gründen nötig, um aus der harten Aspirata (*th*) in die weiche Muta (*d*) zu gelangen und die Entwicklungsreihe *th* — *dh* — *d* im Altfächfischen graphisch verbürgt, ja auch das altnordische *th* wird mit dem schwedischen *d* durch das Schwancken des älteren Schwedischen zwischen *th* und *dh* vermittelt. Vgl. R. v. Raumer's Gef. sprachw. Schr. p. 426. Dass O. und T. im Inlaut, viele Denkmäler überhaupt nicht diese Aspiration graphisch anerkennen, beruht auf Ungenauigkeit der Schreibung oder kann vielmehr als ein Beweis dafür gelten, dass die Aspiration selbst bereits im Erlöschen und die Muta bei Vielen zum Durchbruch gelangt war. In den andern Lautreihen fehlen die Spuren von ihr gänzlich, ausgenommen dass J. wieder an der entsprechenden Stelle *gh* bietet, ein *bh* kennt auch er nicht.

3. Wie aber verhält sich das Hochdeutsche an den Stellen, wo nach dem Gesetz der Lautverschiebung die Aspirata wirklich eintreten sollte, d. h. an den Stellen, wo das Gothische die sogenannte Tenuis (*p*, *t*, *k*) bot? Auffallender Weise findet sich hier schon im Ahd. — von den zweifelhaften Zeichen *ph* und *ch* abgesehen — niemals *th*, sondern

dafür das Zeichen *z*, dessen Lautwert wir einstweilen auf sich beruhen lassen. Im Lauf der weitem Sprachentwicklung aber bildet sich allmählig ein Doppel-Verhältnis aus, wobei wir allerdings in Bezug auf die Lautwerte das uns in dieser Hinsicht allein genau bekannte Gebiet des Neuhochdeutschen zu Grunde legen und hinsichtlich der früheren Perioden auf die folgenden Untersuchungen verweisen müssen. Danach ist also der für die zu erwartende Aspirata eintretende Laut:

A. Ein Doppelconsonant, bestehend aus der der Aspirata homorganen harten Muta + der homorganen harten Spirans, also statt *ph*, *th*, *kh* treten ein bezüglich *pf*, *ts*, *kx*; von denen der zweite im Deutschen bekanntlich mit *z*, der dritte anfangs mit *ch* (als nämlich *h* noch = *x* war), später mit *cch* oder *kch* bezeichnet wurde. So stets im Anlaut. Beispiele: goth. *pund*, hochd. *pfund*; goth. *taihun*, hochd. *zehan*, *zehen*, *zehn*; goth. *kalds*, ahd. und noch jetzt mundartlich *kchalt*, mhd. nhd. in den ursprünglichen Laut zurücktretend: *kalt*; in- und auslautend nur nach kurzem Vokal oder Consonant, z. B. goth. *sliupan*, nhd. *schlüpfen*; goth. *hairtô*, hochd. *herza*, *herze*, *herz*.

B. Die homorgane harte Spirans selbst, also statt *ph*, *th*, *kh* treten ein bezüglich *f*, *s*, *x*. So in- und auslautend nach langem Vokal stets. Beispiele: goth. *hrôpan*, nhd. *rufen*; goth. *smeitan*, nhd. *schmeisen* (geschr. *schmeiszen*); goth. *at*, nhd. *âs* (geschr. *asz*); goth. *galeikan*, nhd. *gleixen* (geschr. *gleichen*); feltener nach kurzem Vokal und alsdann inlautend mit Geminatien des Consonanten, z. B. goth. *skapen*, nhd. *schaffen*; goth. *skip*, hochd. *schif*, *schiff*; goth. *itan*, nhd. *essen*; goth. *vakan*, nhd. *waxxen* (geschr. *wachen*); noch feltener nach Consonanten, z. B. goth. *arka*, nhd. *arche*.

Dieser Vorgang, der im Wesentlichen ebenso auch im Griechischen stattfand, ist von mir (D. L. p. 44) Affrikationsprozess genannt worden, eine Bezeichnung, die mehrfach gebilligt worden ist.

4. Die Frage, ob die ursprüngliche (gothische oder urdeutsche) harte Muta sich im Hochdeutschen zunächst zu einer wirklichen Aspirata gestaltet, oder ob sie unmittelbar in die später geltenden Laute (Doppelconsonant und Spirans) übergegangen sei, wage ich nicht zu entscheiden; die Handschriften wenigstens bieten niemals *th* für *z* und gerade die Dentalaspirata wäre hier allein entscheidend, denn die allerdings vorkommenden *ph* und *ch* beweisen nichts. Dass sie den Lautwert echter Aspiraten gehabt haben, also = *p + h*, *k + h* gewesen seien, glaube ich nicht, schon darum, weil sonst der Mangel des *th* doch sehr auffallend wäre; der Analogie des *z* zufolge müssen sie ebenfalls Doppelconsonanten (dies Wort im weitesten Sinne genommen, vgl. später) gewesen sein. Was das *ch* betrifft, so erinnern wir daran, dass das Zeichen *h* im Althochdeutschen unzweifelhaft den Lautwert *χ* hatte, wie sich daraus ergibt, dass es im Auslaut stehen kann (*dah*, *doh*, *loh*, *noh* etc.), im Inlaut häufig geminirt wird (*sahha*, *dahhes*, *lohhes*), im Anlaut oft vor Consonanten auftritt, wo ein reiner Spiritus asper kaum aussprechbar wäre, z. B. *hleitar* (scala), *hrad* (rota), *hnîgan* (incumbere); endlich sogar nach Consonanten, ja zwischen zwei Consonanten vorkommt, z. B. *walh*, *ferh*, *durh*, *furht*, wo der Spiritus asper geradezu unmöglich ist; in der That wird auch heute noch in manchen Gegenden Oberdeutschlands das *h* vielfach als *χ* gesprochen, z. B. *sexen* (videre), *gexen* (ire), *stexen* (stare), vgl. Schmeller 495, Stalder p. 58. Daraus ergibt sich, dass das Zeichen *ch* anfänglich ganz genau den Laut *kχ* ausdrückt; später jedoch, als einerseits dieser Laut zu schwinden begann, andererseits das *h* sich mehr und mehr zum bloßen Spiritus asper verflüchtigte, man also das Bedürfnis eines neuen Zeichens für den Laut *χ* fühlte, da benutzte man das frei gewordene Zeichen *ch*, um ihm den Laut *χ* zu erteilen, welchen es bis heute behalten hat. Daher kommt es, dass man in der Uebergangszeit (vereinzelt selbst noch im Mhd.) so häufig *cch*, *kch* findet, wo in der ältesten Zeit bloßes *ch* stand. Ganz entsprechend findet sich bei den Labialen in dieser Zeit

häufig pph, weil ph allmählig den Laut f angenommen hatte, dies letztere wahrscheinlich in Folge des griechisch-lateinischen Vorgangs.

5. Eine weitere Frage ist die, ob die Spirans sich unmittelbar aus der Muta (bezüglich Aspirata) entwickelt habe oder ob sie erst durch den betreffenden Doppelconsonanten hindurchgegangen sei. Ich glaube das Letztere; schon deshalb, weil der sofortige Uebergang von Muta zu reiner Spirans einen Sprung voraussetzt, wie ihn die Lautentwicklung sonst gar nicht liebt. Aber auch die Sprachdenkmäler weisen darauf hin; denn selbst an den Stellen, wo später die reine Spirans ihren festesten Sitz hat (inlautend nach langem Vokal), steht ahd. und mhd. in der Dentalklasse immer noch das Zeichen des Doppelconsonanten z, dessen Lautwert in der älteren Zeit unmöglich viel von ts verschieden gewesen sein kann. In den beiden andern Lautgebieten (Labialen und Gutturalen) findet sich im Ahd. wenigstens recht oft ph, pf, f innerhalb eines Stammes neben einander, z. B. *scafan* (creare), *scuof* (creavit), *scuafun* (creaverunt), *scuoffe* (creaverit), *scaffē* und *scephe* (creet), *scaphit* (creat), *skepfende* (creans); und ebenso ist's mit ch, cch, h, z. B. *sprehhan* (loqui), *sprihhu* (loquor), *sprehhe* und *spreche* (loquar), *sprecchest* (loquaris), *sprah* (locutus sum), *sprâchin* (locuti sint). Wenn nun der Laut des Doppelconsonanten überhaupt in einem Stamme auftritt, so darf man wol annehmen, dass es einmal eine Zeit gegeben habe, wo derselbe in dem betreffenden Stamme durchweg geherrscht hat, und dass er erst später, aus phonetischen Gründen, nach langem Vokal in die reine Spirans übergegangen ist. Den Grund aber dieses Ueberganges gerade an solcher Stelle sehe ich darin, dass das Gewicht des langen Vokals, verbunden mit der mehrfachen Consonanz das Wort allzusehr belastete und eine Erleichterung desselben nötig machte, ein Vorgang, für den die Sprachgeschichte auch an andern Stellen zahlreiche Belege bietet, man denke z. B. an die Verstümmelungen, welche reduplicirte Formen an ihren Endungen zeigen! Dass diese Erleichterung aber

gerade durch den Wegfall der Muta geschah und bloß die Spirans übrig blieb, dafür sehe ich den Grund darin, daß das Hochdeutsche, wie bereits früher gezeigt wurde, harte Muta hinter langem Vokal überhaupt nicht liebt, während die den Vokalen in homogener Beziehung viel näher stehende Spirans leichten Anschluss bietet.

6. So ist denn nach unserer Auffassung die Lautreihe, welche beim Affrikationsprozess durchlaufen wird, folgende: Muta, Aspirata, Doppelconsonant, Spirans, und diese Stufen gehen nicht plötzlich und sprungweise, sondern langsam und allmählig, man könnte sagen: durch stetige Zwischenglieder in einander über. Ob im Hochdeutschen die Stufe der Aspirata wirklich einmal vorhanden war, lassen wir unentschieden; genug, in den Denkmälern, welche wir besitzen, liegt kein Beweis für die Annahme derselben. Naturwissenschaftlich notwendig ist die Annahme einer echten Aspirata (Muta + Spiritus asper) bei diesem Lautprozess nicht; die Muta kann in den Doppelconsonanten auch so übergehen, daß sie sich statt mit dem reinen Hauche sofort mit der weiteren Zwischenstufe, nämlich mit einer Spirans verbindet,¹ wobei wir es dahingestellt lassen, ob dieselbe eine „unentwickelte“ oder eine „entwickelte“ sei. Das Gesetz der Stetigkeit verlangt zunächst die erstere, und die Möglichkeit einer solchen hat R. v. Raumer als naturwissenschaftlich berechtigt und historisch vorhanden nachgewiesen. Brücke allerdings will von einem solchen unfeinern Nachhall nichts wissen; er sagt: „Ein Reibungsgeräusch existirt oder es existirt nicht. Wenn es existirt, so kann es mehr oder weniger intensiv sein, es kann kürzere oder längere Zeit dauern, es kann an der einen oder der andern Artikulationsstelle erzeugt werden; aber es kann

1) Ein Lautprozess, der selbst in unsern Tagen noch vor sich geht. Hier in Schlesiens nennt das Volk einen Tunnel vielfach ohne Weiteres Zundel, wobei das epenthetische d nicht zu verwundern braucht, dies ist provinziell, vgl. *Mändel*, *Faendel*, *Haendel* etc. von *Mann*, *Fahne*, *Hahn*.

nicht unentwickelt sein wie ein Organismus, erst Embryo, dann Thier oder Pflanze Die ganze Bezeichnung ist allegorisch, und Herr v. Raumer wird es gewiss verschmähen an ihr festzuhalten, jetzt nachdem die Dinge klar und einfach auseinandergelegt sind.“ Diese letzteren Worte beziehen sich auf einen Punkt, wo Raumer sich geirrt hatte und wo Brücke nachwies, dass das, was Raumer für eine unentwickelte Spirans gehalten (nämlich beim englischen th und beim deutschen pf), eine vollständige sei, nur mit eigentümlicher Artikulationsstelle; etwas was Raumer im Jahre 1837, als er dies schrieb, noch nicht wissen konnte, indem erst durch die Brücke'schen Arbeiten die Lehre von den Artikulationsstellen völlig in's Klare gesetzt worden ist. Raumer giebt in seiner Antwort (G. S. p. 394 ff.) seinen früheren Irrtum in diesem Punkte zu, in der Sache selbst aber, d. h. in der Annahme einer unentwickelten Spirans, hält er seinen Standpunkt fest und ich meinerseits muss ihm völlig beistimmen. Das wesentlichste Moment seiner Erörterungen scheint mir zu sein, dass ein bestimmtes artikulirtes Reibungsgeräusch immer nur dann entsteht, wenn die betreffenden Organe sich wirklich in die feste Stellung begeben, die zur Erzeugung dieses Lautes erforderlich ist, und in dieser Stellung eine gewisse Zeit verharren. Geschieht dies nicht, bleiben die betreffenden Organe weiter aus einander, verharren vielleicht auch eine kürzere Zeit in dieser Lage, als dies beides bei einer gewöhnlichen Spirans der Fall ist, so entsteht eben jenes unsichere Reibungsgeräusch, jene unentwickelte Spirans. Ich möchte dabei an die unvollkommene Bildung der Vokale erinnern, welche entstehen, wenn bei der Bildung des Lautes nicht alle die Mittel angewandt werden, welche die menschlichen Sprachwerkzeuge besitzen, um denselben deutlich unterscheidbar und klangvoll hervortreten zu lassen. Man übertrage dies auf die Spiranten, so erhält man die in Rede stehenden Laute, die man also analog der bei den Vokalen üblichen Terminologie gar wol „Spiranten mit unvollkommener Bildung“ nennen könnte, obschon ich in diesem Falle den Raumer'schen Ausdruck

„unentwickelte Spirans“ vorziehe, weil er andeutet, dass aus dieser unvollkommenen sich später eine vollkommene zu entwickeln pflegt. Dass übrigens unter den Consonanten nicht bloß die Spiranten, sondern auch die Mutae der unvollkommenen Bildung ausgesetzt sind, wird später (unter 8) gezeigt werden.

7. R. v. Raumer nennt eine solche Verbindung von Muta + unentwickelter Spirans ohne Weiteres eine Aspirata, weil er gefunden hat, dass die indischen und altgriechischen Aspiraten öfters diesen Lautwert gehabt haben müssen. Ich meinerseits möchte den Namen Aspirata lieber in seiner Reinheit bewahrt wissen, wonach er eben nur Muta + Spiritus asper bedeutet, und habe daher in meiner D. L. jene Uebergangslaute mit dem Namen Affrikaten bezeichnet, gegen den sich, wenn man einmal die Sache selbst anerkennt, nichts Wesentliches dürfte einwenden lassen, zumal wenn man bereits die Bezeichnung Affrikationsprozess zugegeben hat. Jener Name drückt etwas ganz Bestimmtes aus und erspart vorkommenden Falls eine lange Umschreibung; zum Ueberflus sei er hier nochmals scharf bestimmt: Eine Affrikata entsteht, wenn bei einer Muta oder einer echten Aspirata die betreffenden Organe sich nach Durchbrechung des Verschlusses (Muta) nicht sofort so weit wieder öffnen, dass Vokal, bezüglich Spiritus asper folgen kann; auch nicht so wenig, dass ein wirkliches Reibungsgeräusch entsteht, sondern so weit, dass die Luft sich leise und unsicher, meist auch nur sehr kurze Zeit an ihnen bricht. Ich habe damals diese Laute mit dem Zeichen der Aspirata geschrieben, denen ich das Zeichen der betreffenden Spirans hinzufügte, also ph^f, th^s, kh^χ. Diese Bezeichnung ist nicht recht zutreffend, ich würde jetzt lieber ph^f, th^s, kh^χ oder bei unmittelbarem Uebergange aus der Muta: p^f, t^s, k^χ schreiben; aber auch dabei fehlt immer noch die Angabe der unvollkommenen Bildung; die bisher üblichen Mittel reichen dazu nicht aus. Beim Gebrauch der Brücke'schen Transscription (vgl. § 25) hat die Sache keine Schwierigkeit. Ich setze zuerst das Zeichen der Muta, bezüglich das der

Aspirata, und dahinter das der Spirans, dieses letztere aber erhält das Zeichen unvollkommener Lautbildung und zugleich das der Reduction. Vgl. Tab. IV.

8. Wir haben so eben den Uebergang von Muta, bezüglich Aspirata, vermittelt der Zwischenstufe der Affrikata in den eigentlichen Doppelconsonanten besprochen; es bleibt noch übrig, den Uebergang dieses letzteren in die reine Spirans zu erklären. Derselbe erfolgt in ganz analoger Weise mit dem bisher nachgewiesenen Vorgange dadurch, dass der erste Teil des Doppelconsonanten, die Muta, einerseits der unvollkommenen Lautbildung, andererseits der Reduzirung anheimfällt, beide Beeinträchtigungen derselben stetig fortschreitend, bis die Muta endlich verschwindet und somit nur der zweite Teil des Doppelconsonanten, die reine Spirans übrig bleibt, also statt pf, ts, kx die Laute f, s, x eintreten. Dass Consonanten überhaupt reduzirbar sind, beweist der Laut des polnischen rz, böhmischen ř, welches wir nach unserer, einstweilen noch befolgten Methode 'ř schreiben mussten. Es beweisen dies ferner auch die Spiranten, deren unentwickelte Form, wie sie in den Affrikaten enthalten ist, lediglich auf unvollkommener Bildung und Reduzirung beruht. Warum sollten die Mutae allein solchen Beeinträchtigungen enthoben sein? In ihrer natürlichen Entstehung liegt nichts, was eine solche Ausnahmestellung notwendig macht. Eine unvollkommen gebildete Muta ist eine solche, bei deren Aussprache die Organe nicht fest genug auf einander gepresst werden, ohne doch geradezu so locker zu bleiben, dass der Luftstrom entschiedenen Durchgang erhielte. Solche unvollkommen gebildete Mutae finden sich zunächst individuell gar häufig, gewissenhafte Lehrer und Erzieher kennen diese Erscheinung sehr wol; sie finden sich aber auch bei ganzen Völkern; das b habe ich z. B. von Italienern oft so unvollkommen sprechen gehört, dass es fast wie w klang, und bei den Spaniern ist es in zahlreichen Fällen, bei den Neugriechen sogar stets wirklich zur Spirans w selbst geworden. So viel von der unvollkommenen Bildung; was aber die Reduzirbarkeit der Mutae betrifft, so habe ich bereits

früher zu zeigen gefucht, dass die Stellung der betreffenden Organe bei (vollkommenem oder unvollkommenem) Schluss längere oder kürzere Zeit dauern kann; eine reduzierte Muta also ist diejenige Muta, bei deren Entstehung die Organe kürzere Zeit geschlossen bleiben, als dies gewöhnlich sonst der Fall ist. Jede nun von diesen beiden Beinträchtigungen der Muta, sowol die Unvollkommenheit der Bildung als auch die Reduction, begünstigt den zweiten Factor des Doppelconsonanten, die Annahme auch nur eines von beiden Vorgängen erklärt das alleinige Verbleiben der Spirans. Ich vermute jedoch, dass beide Vorgänge gleichzeitig gewirkt haben und diese Zusammenwirkung war in gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade fogar eine Entgegenwirkung, nämlich infofern, als die bloße Unvollkommenheit der Bildung eigentlich zwei Spiranten hätte erzeugen müssen; die gleichzeitige Reduction hemmte diese üppige Spirantenentwicklung, so dass zuletzt, wenigstens nach langem Vokal, doch nur eine einzige Spirans übrig blieb. Ich bin geneigt zu glauben, dass die Energie, mit welcher in älterer Zeit die beginnende Spirans (Grimm's *z*) ihr Reibungsgeräusch scheint bemerklich gemacht zu haben — man denke an die Ifidor'sche Bezeichnung *zʃ*, *zʃʃ* — als ein Zeugnis dafür gelten darf, dass die schon vorhandene Spirans des Doppelconsonanten nicht bloß durch die Reduction der Muta mehr hervortrat, sondern auch durch die unvollkommene Bildung derselben einen wirklichen Zufluss ihres Elements erhalten hat.

9. Es bleibt zum Schluss noch die Frage: Welches waren die Urfachen des Affrikationsprozesses und der ihm zu Grunde liegenden Lautverschiebung? Ohne irgendwie tieferen physiologischen und ethnographischen Untersuchungen vorgreifen zu wollen, welche dieser Sache dereinst noch viel Licht zuführen dürften, glaube ich doch, dass selbst auf Grundlage der bisher gewonnenen Lautkunde die Hauptpunkte wol erklärbar sind. Ich finde das unmittelbar bewegende Moment dieses in der That höchst interessanten Lautvorgangs in dem allmäligen Verlust der Aspiraten bei den westlichen Völkern und in dem bei den Germanen dar-

aus hervorgehenden Bestreben, diesen Mangel zu ersetzen. Jener Verlust selbst aber — darauf wiesen wir schon früher hin — hängt zusammen mit einer allgemeinen Nivellirung der scharfen Lautkontraste, wie die Sprachgeschichte sie unwiderleglich dartut. Das sinnliche Element schwindet im Laufe der Zeit aus der menschlichen Rede mehr und mehr, alles Interesse wendet sich von der Form hinweg zum Inhalt; man sucht die erstere auf das bescheidenste Mas zu bringen, es soll in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Wesentliches (Inhalt) gegeben werden. Daher die, ja allgemein bekannte, Abschleifung der grammatischen Formen, das Leben zieht sich, wie bei allen alternden Individuen so auch bei den Wörtern, aus der Peripherie nach dem Centrum, die Ableitungs- und Flexionsfilben verkümmern, fliesen in einander, erlöschen; bis zuletzt fast nur der nackte Stamm übrig bleibt, wie im Englischen, dieser modernsten aller Sprachen, deren sinnliches Element auf ein Minimum eingeschränkt, während die geistige Kraft zu einer staunenswerthen Höhe gestiegen ist. Daher ferner die Verwirrung und Trübung der alten Quantitätsverhältnisse gegenüber den accentischen. Daher die, wie vielfache Zeichen andeuten, sogar äusserlich schnellere Rede der neueren Zeit gegenüber der Sprechweise des Altertums. Und daher endlich auch jene oben erwähnte Nivellirung der Lautvorgänge. Die Laute, als das sinnlichste Element der Rede, wurden am frühesten dem höheren geistigen Zwecke dienstbar gemacht, sie mussten am frühesten jeden Anspruch auf eine besondere Sorgfalt und Anstrengung von Seite des Sprechenden aufgeben. Die Lautwerkzeuge, d. i. die Organe des Mundes und Kehlkopfes in möglichst natürlich bequemer Lage zu lassen, complicirte Bewegungen derselben zu vereinfachen, am liebsten in eine einzige zusammenzulegen: darauf strebt sichtlich die ganze Entwicklung hin und noch heut kann dieselbe in mannigfachster Weise bis in die engsten Kreise der individuellen Rede verfolgt werden; wir haben früher einmal (§ 20. 5) auf einen Fall hingewiesen. Dass übrigens bei solchen Lautvorgängen an Bewusst-

heit, Reflexion und Absicht von Seite des Sprechenden nicht zu denken ist, dass vielmehr im Wesentlichen es sich hier um einen Naturprozess handelt; ferner dass Manches, was in den folgenden Aufstellungen zeitlich und räumlich scharf abgegrenzt auftritt, in Wahrheit sich tausendfältig durchkreuzt, bis die neue Schöpfung endlich rein an's Licht tritt: darauf hinzuweisen, ist wol selbst für den weiteren Leserkreis dieser Blätter kaum nötig.

I. Die tonlosen oder harten *Mutae* (die *Tenues* der älteren Grammatik) wurden ursprünglich überall so gebildet, wie noch heute bei den östlichen Völkern, nämlich: Die Stimmritze ist anfänglich fest verschlossen, sie und die Lautritze öffnen sich gleichzeitig; die Stimmritze erweitert sich jedoch nur unbedeutend, so dass eben nur die Stimmbänder schwingen und den (mittelbar oder unmittelbar darauf folgenden) Vokal erzeugen. Soll die dazu gehörige *Aspirata* entstehen, so erweitert sich die Stimmritze einen Moment bis zum Hervorstos eines vollen Luftstroms und verengt sich erst dann zum Tönen des Vokals.

II. Die tönenden oder weichen *Mutae* (die *Mediae* der älteren Grammatik) werden gebildet, indem bereits bei Oeffnung der Lautritze die Stimmritze zum Tönen gestellt ist. Soll die dazu gehörige *Aspirata* entstehen, so tritt ganz wie vorhin für einen Moment völlige Oeffnung der Stimmritze ein, dann wieder Verengung für den Vokal.

III. In die hier beschriebene Lautbildung nun brach, wie mir scheint, zunächst dadurch eine Störung ein, dass man bei Erzeugung der *Tenues* die Stimmritze nicht mehr verschloss, sondern die Lautritze bereits öffnete, während die Stimmbänder noch in der bequem geöffneten Lage waren, in der sie beim Athmen in der Regel sich befinden. Die Folge davon war, dass die eigentlichen *Tenues* aufhörten und zu einer Art von *Aspiraten* wurden; wenn auch nicht zu wirklichen und normalen, so doch zu Lauten, welche den echten *Aspiraten* viel näher stehen als den echten harten *Mutis*. Daher der Tadel der Slawen und mehr noch der

Orientalen über die Aussprache unseres p, t, k und die Klage der Deutschen, dass die p, t, k-Laute der Orientalen so schwierig nachzusprechen seien.

IV. Bei Bildung der sogenannten „*harten Aspiraten*“ durfte man sich der Bequemlichkeit in einem mindern Grade überlassen, weil der Hervorstos des Luftstroms eine vorherige Schliesung des Kehlkopfes viel nötiger machte. Aber auch hier brachte man es nicht mehr zu einer energischen und völligen Schliesung, sondern nur zu einer Verengung der Stimmritze. Die Folge davon war, dass die Aspiraten der *Tenuis* mit denen der *Mediae* zusammenflossen.

V. Aber auch die plötzliche Erweiterung der Stimmritze, welche bei allen Aspiraten vorhergehen muss, bevor sie sich zum Tönen abermals (für den Vokal) verengte, war dem fortschreitenden Nivellirungstriebe störend und musste es um so mehr sein, als dieselbe jetzt bereits auf eine äusserst kleine und darum schwache Bewegung reduziert war; es handelte sich schon nicht mehr um ein kräftiges Aufreissen der Stimmbänder, sondern nur noch um eine Erweiterung der bereits zum Flüstern eingerichteten Bänder, welche dann sofort abermals in die Flüsterstellung übergehen mussten. So gab man dieses störende und gewiss akustisch bereits sehr unwirksam gewordene Mittelglied gänzlich auf, d. h. die *Aspiraten* erstarben und an ihre Stelle waren die *Mediae* getreten.

VI. Hierdurch wäre die Zahl der bestehenden *Mediae* ansehnlich gesteigert und Wörter in dieser Beziehung gleichlautig geworden, die sonst getrennt waren. Das Sprachgefühl ward dies wol inne und wollte die Trennung aufrecht erhalten. Da unter den angegebenen Verhältnissen eine einfache Umkehr auf dem Nivellirungswege unmöglich war, so wurde die Aenderung da vorgenommen, wo sie leichter oder vielmehr allein sich ausführen lies, nämlich bei den organisch berechtigten Lauten, den alten *Mediis*; diese mussten von ihrer Stelle weichen. Es spiegelt sich gleichsam in die-

fem engsten Ramen ein grosartiger und ungefähr gleichzeitiger Prozess des Völkerlebens; denn was war die „Völkerwanderung“ anders als eine Völkerverschiebung? — Die Aenderung der alten *Mediae* wurde aber dadurch bewirkt, dass man sie, die ja schon früher sich viel einfacher bilden liessen als die andern, nunmehr mit möglichster Schlaffheit der Organe aussprach, d. h. die Stimmbänder bei ihnen gar nicht einmal mehr näherte, sondern sie in der allerbequemsten Lage des Atmens lies. Die natürliche Folge war, dass die alten *Mediae* zu *Tenues* wurden.

VII. Also eine abermalige Vermischung; diesmal auf dem Gebiet der *Tenues*. Beseitigte man auch diese durch weitere Fortschiebung der ursprünglichen *Tenues*, so dass diese zu *Aspiraten* wurden? Damit wäre freilich der Kreislauf geschlossen und die Zahl der Lautgruppen wieder vollständig, nur mit verschobenem Besitzstande! Grimm's Theorie verlangt es so und Viele glauben noch heut daran, in Wahrheit verhält es sich anders. Man erwäge, dass eine solche Neuschöpfung der Aspiraten nur vermitteltst physiologischer Vorgänge möglich gewesen wäre, die als untauglich für die damalige Sprache eben beseitigt waren und dass die ganze Lautverschiebung nur darum vor sich gegangen war, um dieselben entberlich zu machen. Und nun sollten genau dieselben Vorgänge, nur an anderen Wörtern, auf's Neue eingeführt und dadurch die ganze Entwicklung illusorisch gemacht werden? Es widerstrebt dies dem natürlichen Lauf der Dinge und es ist auch hier nicht geschehen. Die Trennung der alten *Tenues* von den neu hinzugetretenen geschah, ganz wie bei den *Medien*, im engen Anschluss an das charakteristische Element, welches bisher die nunmehr zu scheidenden Wörter schon früher unterschieden hatte. Das Hauptmerkmal für eine naive Lautbetrachtung besteht aber zwischen *Tenues* und *Mediae* darin, dass die ersteren mit kräftigerem Mundhauch explodiren, etwas was ja auch physiologisch nicht als falsch, wenn auch nur als sekundäres, untergeordnetes Moment gilt. Um nun die ursprünglichen

Tenues von den neuen, aus den *Medien* zu ihnen getretenen, noch ferner zu unterscheiden, musste man suchen den ersteren eine gesteigerte Kraft zu geben und man scheint dies, da eine Erweiterung der ohnehin offenen Stimmritze ja nicht mehr möglich war, in der Weise getan zu haben, dass die Lautritze länger zusammengepresst und der Luftstrom kräftig an sie angestemmt wurde; gelang es alsdann, die Oeffnung der Lautritze schnell und energisch genug zu bewerkstelligen, so mochte wol die akustische Wirkung eintreten, dass man hinter der *Muta* noch ein *h* zu hören glaubte und dieser Stufe gehört möglicher Weise das gothische *p* an. Im Allgemeinen jedoch gelang ein so plötzliches Oeffnen der Lautritze nicht, sondern der Luftstrom rieb sich beim Hindurchgehen an den Rändern derselben, d. h. es entstand eine *Spirans*. Dass diese *Spirans* die der *Muta* homorgane und anfänglich eine „unvollkommene“ sein musste, liegt in der Natur der Sache. Wie die entwickelte *Spirans* dann teils neben der *Muta* auftrat, teils dieselbe gänzlich verdrängte, ist früher bereits gezeigt worden. Im Gothischen findet sich statt des ursprünglichen *p* und *k* kein *ph* und *kh*, sondern *f* und *h*, welches letztere Zeichen die *Spirans* χ bedeuten sollte.

VIII. Auf dem Standpunkte des gothischen *p* stehen auch die niederdeutschen und nordischen *th*. Es scheint aber, dass der starke Druck des Luftstroms nach vorn (an die Lautritze) die Stärke desselben hinten am Kehlkopfe beeinträchtigte und dadurch eine Verengung der Stimmritze bewirkte, in Folge deren aus der tonlosen *Muta* eine tönende, d. i. eine *Media* wurde; daher die Vermischung des *th* mit *dh*. Indess jene oben erwähnte energische Oeffnung der Lautritze war überhaupt auf die Dauer nicht zu halten; in Niederdeutschland selbst lies man sie schon sehr früh weg und so sank der betreffende Laut in die *Media* (*d*) zurück; dasselbe geschah, etwas später, auch in Skandinavien. Auf den Inseln des Westmeeres dagegen (England, Island) bildeten sich *Spiranten* aus, die anfangs neben der *Muta* auftraten, später dieselbe verdrängten, aber

eine etwas verschobene Artikulationsstelle (die interdental) zeigen.

IX. Soviel von der ersten Lautverschiebung, auf welcher die gothische, niederdeutsche und nordische Sprache stehen blieb und an welcher in einzelnen Fällen auch die östlichen Völker Anteil haben. Was die sogenannte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung betrifft, so glaube ich, dass man im Allgemeinen derselben eine etwas zu grose Wichtigkeit beilegt; dieselbe bewegt sich in viel engeren Grenzen als man nach den Grimm'schen Tabellen glauben sollte. Zunächst gehen goth. *f* und *h* (*χ*) durchaus nicht, wie Grimm es wünscht und durch allerlei Combinationen wahrscheinlich zu machen sucht,¹ in *b* und *g* über, sondern bleiben was sie sind; es heist *fōtus*, *fuoz*; *hana*, *hano*; nicht *buoz*, *gano*. Zweitens bleiben gothisch *b* und *g* im Hochdeutschen der Wahrheit nach ebenfalls *b* und *g*, es heist *liban*, *leban*; *gulþ*, *gold*; nur spricht man freilich in Gebirgsgegenden diese Laute mit starkem Hauch, was beinahe wie *lepan*, *kolt* klingt und einige ahd. Denkmäler haben denn auch wirklich so geschrieben,² aber als allgemein hochdeutsch darf es nicht gelten. Drittens, statt goth. *p* und *k* steht hochd. *ph*, *pf*, *f* und *kχ*, *χ* (wir schreiben gleich die Laute phonetisch, statt der verwirrenden Zeichen *ch*, *hh*, *h*), woraus im Laufe der Zeit *pf*, *f* und *k*, *χ* wird; nun, wenigstens sind dies nicht die von Grimm begehrten *Aspiraten*. — Nur bei den Dentalen zeigt sich eine wirkliche, zweite Verschiebung: *dauhtar*, *tohtar*; *taihun*, *zehan*; *pata*, *daz*; wobei übrigens ebenfalls von einer echten Aspi-

1) Man denke an seine Lehre vom *v*! wonach also goth. *fōtus* im Ahd. nur misbräuchlich *fuoz* geschrieben wird; es muss durchaus *vuoz* heissen und dieses steht für *bhuoz* und dieses für *buoz*! — Wie lange wird man dies noch als Evangelium nachbeten? einem System zu Liebe!

2) *k* statt goth. niederd. *g* haben, nach Graff's Untersuchung, nur 8 Denkmäler, darunter kein einziges bedeutenderes; ungefähr 150 mischen willkürlich und oft in denselben Wörtern beide Buchstaben durcheinander; ungefähr 110, darunter Ifidor, Otfried, Tatian, Williram haben ausschlieslich *g*. Ähnlich ist es bei den Labialen.

rata nichts zu sehen, denn *z* ist keine Aspirata, sondern vertritt bloß dieselbe. Wir unsererseits können auch hier nur annehmen, dass die starkgehauchte Rede der Gebirgsbewohner diese Aenderungen hervorgebracht hat. Dieser starke, tiefe Atem verträgt sich nicht gut mit enggeschlossener Stimmritze, daher werden die *Mediae* in Oberdeutschland bekanntlich nicht tönend, sondern nur flüsternd gesprochen; gewiss war es so auch in alter Zeit; wie wenig bedurfte es da, um die Stimmritze noch weiter zu öffnen und erst annähernd, später wirklich *Tenuis* zu erzeugen. Bei den Labialen und Gutturalen blieb dies eine Eigenheit des höhern Gebirges, bei den Dentalen drang es weiter; die neuen *Tenuis* zwangen dann, ganz wie bei der ersten Lautverschiebung, nunmehr auch die alten zu noch größerer Kraftentfaltung und demgemäss zur Erzeugung der Spirans. Bei dem Uebergang von *th* (*dh*) in *d* ist nichts Befremdliches, derselbe findet sich auch in Niederdeutschland und erfolgt überall in gleicher Weise. — Der Umstand, dass auf Grund der hochdeutschen Mundarten sich zunächst eine reiche Literatur und später die Schrift- und Gemeinsprache einer grossen Nation entwickelte, hat diesen Vorgängen eine kulturhistorische Bedeutung verliehen, welche sie, rein sprachgeschichtlich genommen, kaum besitzen.

Noch einmal: ich bin weit davon entfernt, mit diesen Erklärungen Alles für abgemacht zu halten, sondern bitte, dieselben nur als Beiträge zur Prüfung der Sache anzusehen. Aber wie in der Naturwissenschaft auf schwierigeren Gebieten auch Hypothesen förderlich, ja notwendig und darum willkommen sind, sobald dieselben nur auf einheitlicher Grundlage die Erklärung sämtlicher Erscheinungen zulassen, so dürfte man ja wol auch auf sprachlichem Felde dergleichen Versuche gestatten, um so mehr wenn, wie in unserm Falle, das Hypothetische gar nicht einmal in der Annahme von Tatsachen, sondern lediglich in der Verknüpfung solcher liegt, welche an und für sich unbestreitbar sind. Ob der von mir angenommene Zusammenhang wirklich stattfand oder gerade so war, wie ich vermute,

dies ist eben Sache weiterer Prüfung und jede Belehrung wird mir erfreulich sein.

Anmerkung. Es handelt sich bei solchen Untersuchungen um scharfes Auseinanderhalten der einzelnen Momente, und vielleicht ist es für Anfänger in der Lautwissenschaft, für die ich doch hauptsächlich schreibe, nicht überflüssig, einige derselben namhaft zu machen. Man unterscheide: Was ist mit den Lauten geschehen? Wie ist es geschehen? Warum ist es geschehen? Alle drei Punkte bieten gegenwärtig in Bezug auf die Lautentwicklung noch reiche Ausbeute. Sodann: in wie fern beeinflussen jene Fragen die Buchstaben und in wie fern die Laute selbst; man lasse sich bei den ersteren, die uns oft allein zugänglich sind, weder durch ihre Uebereinstimmung noch durch ihre Verschiedenheit zu raschen Schlüssen in Bezug auf die letzteren fortreisen. Drittens: Man bemerke, was in der Sprache allgemein menschlich, was national, was dialektisch, was individuell ist und übertrage nicht die Erscheinungen des engern Kreises sofort auf den weitem oder baue gar Systeme auf so gemischte Tatsachen. Unsere Grammatiken und Sprachgeschichten wimmeln von Verstößen gegen diese scheinbar so nahe liegenden und selbstverständlichen Rücksichten. Als Meister in Behandlung solcher Fragen betrachte ich Rudolf von Raumer, dessen Aufsätze ich allen Freunden der Lautwissenschaft aufs dringendste empfehle, auch da wo ich vielleicht nicht ganz mich mit ihm in Uebereinstimmung befinde.

§ 23.

Geschichte des Buchstabens sz im Hochdeutschen.

1. Abgesehen von der Frage über die Dehnungszeichen bildet der Streit über den Buchstaben sz die schlimmste Plage der deutschen Orthographie. Wie ist sein Lautwert? Wann darf, wann muss er gesetzt werden? Ist er mit einem andern zu vertauschen? Und mit welchem? — Die ganze Sache ist indess so einfach, dass es schon längst keines Streites um sie mehr bedürfen sollte, vorausgesetzt, dass man die dabei zu Grunde liegenden historischen und phonetischen Vorgänge kennt; ohne diese Kenntnis freilich entsteht ein leeres Gerede, in dem Wahres und Falsches sich mischt und zuletzt Alles beim Alten bleibt. Es handelt sich nämlich hierbei um nichts Anderes als den Affrikationsprozess auf dentalem Gebiet. Was also vorhin im

Allgemeinen entwickelt wurde, soll nunmehr auf einem der drei Lautgebiete und zwar auf dem hierin bei Weitem interessantesten, dem dentalen, speziell nachgewiesen werden.

2. Nach dem Grimm'schen Gesetz der Lautverschiebung soll an den Stellen, wo urdeutsch (goth. niederd. nord.) *t* steht, im Hochdeutschen die Aspirata *th* eintreten, ausgenommen in gewissen Verbindungen, welche auch sonst den alten Laut zu bewahren pflegen; nämlich *ht*, *ft*, (*pt*), *st*, *tr*; z. B. goth. *mahts*, hochd. *maht*, *macht*; goth. *luftus*, altn. *lopt*, hochd. *luft*; goth. *stains*, hochd. *stein*; goth. *trudan*, hochd. *tretan*, *treten*. In allen übrigen Fällen soll also die Aspirata stehen, und da es im Hochdeutschen keine Aspiraten mehr giebt, so tritt, wie früher gezeigt wurde, entweder Doppelconsonant oder Spirans ein. Wir lassen indess den Wert des neu eintretenden Lautes einstweilen ganz auf sich beruhen und halten uns nur an den Buchstaben, und dieser ist im Ahd. und Mhd. stets ein *z*, gemindert *zz* oder *tz*; ausnahmsweise, besonders vor hellen Vokalen (*e*, *i*) wird statt *z* auch *c* geschrieben, in Folge der damals bereits üblichen und noch heute geltenden zetazistischen Aussprache des lat. *ce*, *ci*. Jetzt einige Beispiele:

A. Anlautend.

Goth. *tagl* (cauda), altn. desgl., schwed. *tagel*, angelf. *taegel*, engl. *tail*; aber ahd. *zagal*, mhd. *zagel*, nhd. zuweilen noch beim Fleischhandel vorkommend: *zâl*. Goth. *taihun* (decem); nord. *tiu*, *tio*, *ti*; altf. *tehan*, altfränk. *tian*, *tien*; angelf. *tyn*, engl. *ten*; aber hochd. *zehan*, *zehen*, *zehn*. Goth. *tiuhan* (ducere), altn. *toga*, altf. *tiohan*, angelf. *teon*, engl. *tug*; aber hochd. *ziohan*, *ziehen*. Goth. *tuggô* (lingua); nord. *tunga*, *tunge*; angelf. *tunge*, engl. *tongue*; aber hochd. *zunga*, *zunge*.

B. In- und auslautend.

a) Nach Consonanten.

Goth. *hult* (silva, lignum, von *huljan*, tegere, occultare) nicht belegbar, auch dem Nordischen fehlend; altf.

holt, hochd. *holz*. Goth. *hairtô* (cor), nord. *hiarta*, *hjerte*; altf. *herta*, angelf. *heorte*, engl. *heart*, holl. *hart*; hochd. *herza*, *herze*, *herz*. Goth. *hairut* (cervus) nicht nachweisbar; nord. *hiörtr*, *hjort*; angelf. *heorot*, *heort*, engl. *hart*, holl. *hert*; ahd. *hiruz*, mhd. *hirz*. Angelf. *laenten* (ver), holl. *lente*, hochd. *lenzo*, *lenze*, *lenz*. Altn. *âlft* (cygnus, vgl. slaw. *labud*), angelf. *ylfet*; ahd. *albiz*, mhd. *elbez*, *elbz*. Auch in Fremdwörtern, z. B. lat. *planta*, schwed. ebenso, holl. *plant*, hochd. *pflanza*, *pflanze*.

b) Nach Vokalen.

aa) Aelterem tt oder tz entsprechend.

Goth. *skatts* (thesaurus), Grundf. *skatta*, nord. *skattr*, *skatt*, *skat*; altf. *scat*, angelf. *sceat*, hochd. *schaz*. Goth. *nati* (rete), Grundf. *natja*, altf. *neti*, nord. niederd. *net*, *nät*; hochd. *nezi*, *neze*, *nez*.

bb) Einfachem t entsprechend.

Goth. *pata* (id), niederd. *dat*, ahd. mhd. *daz*; Goth. *blindata* (coecum), ahd. *blindaz*, mhd. *blindez*. Goth. *fôtus* (pes); nord. *fôtr*, *fôt*; altf. altfr. angelf. *fôt*, engl. *foot*, holl. *voet*; ahd. mhd. *fuoz*. Goth. *vatô* (aqua), nord. *vatn*. altf. *watar*, angelf. *vaeter*, engl. holl. *water*; ahd. *wazar*, mhd. *wazer*, *wazzer*. Goth. *hatan* (odisse), nord. *hata*, altf. *hatan*; ahd. *hazon*, mhd. *hazen*, *hazzen*.

3. Dabei zeigen sich nun, teils in der älteren Sprache selbst, teils im Verlauf der weiteren Entwicklung folgende Eigentümlichkeiten:

a) Mehrere ahd. Handschriften, am consequentesten die der Uebersetzung des Isidor, setzen in der vorhin unter bb) aufgestellten Gruppe nicht *z*, gemin. *zz* oder *tz*, sondern *zf*, geminirt *zff*; z. B. *dhazf*, *wazffar*; mitunter auch *sc*, ja sogar *hie* und *da s*.

b) Gerade in diesem Falle wird, auch wenn helle Vokale folgen, niemals die Schreibung *c* angewendet, selbst nicht in den Denkmälern, welche anlautend statt *ze*, *zi* regelmässig *ce*, *ci* setzen.

c) Die mittelhochdeutschen Reime verbinden die *z* der erwähnten Gruppe niemals mit denen der andern, also nicht *schaz : vaz*, *siz : biz*; wol aber zuweilen mit blosem *s*, z. B. *maz : genas*, *Amfortas : saz*, *gras : gaz* (fämmtlich aus Parzival); *wîs : flîz* (Flore); *strûz : hûs* (M. S.).

d) Neuhochdeutsch spaltet sich das ahd. und mhd. *z* in folgende Zeichen:

- 1) *z*, gesprochen *ts*. So überall, mit Ausnahme jenes Falles unter bb).
- 2) *sz*, von Manchen auch */s* oder *β* geschrieben, z. B. *Nusz*, *Nufs*, *Nuß*, mhd. ahd. *nuz*.
- 3) *ss*, z. B. *Wasser*, *hassen*, mhd. *wazzer*, *hazzen*, ahd. *wazar*, *hazôn*.
- 4) *s*, z. B. *das*, *es*, *aus*, *gutes*, mhd. *daz*, *ez*, *ûz*, *quotez*.
- 5) *sch*, z. B. *Hirsch*, mhd. *hirz*, ahd. *hiruz*. Die Abweichung des zu erwartenden *s* in *sch* ist hier lediglich eine Folge des vorangehenden *r*.

Aus diesen vier Tatsachen nun zieht J. Grimm den Schluss, dass das Zeichen *z* der alt- und mittelhochdeutschen Handschriften einen zwiefachen Laut dargestellt habe; der eine sei der des nhd. *z* (*ts*), der andere der des nhd. *sz* gewesen, obschon sich in Bezug des letzteren Grimm nicht ganz klar ausdrückt (vgl. D. G. I. 162 und 164); bestimmter äussert sich Graff (V, 561) über die Identität beider Laute. In dem ersteren Falle nun lässt Grimm das Zeichen *z* stehen, im letzteren dagegen schreibt er *z*, also *zehan*, *herza*, *scaz*, dagegen *daz*, *blindaz*, *fuoz*, *fuozes*. Ueber Einzelheiten der Schreibung, die für uns hier keine Wichtigkeit haben, vgl. meine D. L. § 148, Seite 276 und 283. Dabei erlaube ich mir zu bemerken, dass die Erklärung, welche ich damals von dem Laute des alt- und mhd. *z* gegeben habe, mir jetzt nicht mehr richtig erscheint und ich dieselbe nach der in diesen Blättern (unter 5) gegebenen zu berichtigen bitte.

4. Wir wenden uns jetzt zurück zur eigentlichen Lautfrage und stellen auf: Kein Zweifel, dass das ahd. Zeichen

zwei Laute vertrat; aber der weichere unter ihnen (Grimm's *z*) war noch nicht völlig der unsers nhd. *sz*; und zwar aus folgenden Gründen:

a) Beide Laute des ahd. *z* müssen einander in hohem Grade ähnlich gewesen sein, sonst würden nicht fast sämtliche alt- und mittelhochdeutsche Denkmäler bis auf hauptsächlich eines dafür dasselbe Zeichen gebraucht haben. Der Unterschied aber des nhd. *z* und *sz* (d. i. *ts* und *s* des allgemeinen Alphabets) ist sehr bedeutend, so groß, dass er selbst einem stumpfen Ohre niemals entgehen kann; wie sollte fast das ganze deutsche Altertum, selbst der so feinhörige Notker, ihn haben unbemerkt lassen können?

b) Ja selbst diejenigen Denkmäler, welche ihn anerkennen: bezeichnen sie den milden Laut so wie wir es jener Annahme zufolge erwarten dürfen? Er soll dem in *reiszen*, *Preuszen* entsprechen? wäre also hienach ganz derselbe Zischlaut, wie der welcher in *-nisse*, *glas*, *gras* gehört wird, kurz gleich dem auslautenden *s* oder dem inlautenden gemirrten *ss*, welches auch jene Denkmäler eben nur mit *s*, *ss* bezeichnen. Warum hätten sie unter solchen Umständen jenes schwerfällige *zf*, *zff* dafür einführen sollen? Es hiesse das, unsere eigene (aus historischen Gründen erklärliche) Unvollkommenheit Schreibern zutrauen, welche dazu durchaus keinen Grund hatten und die zum Teil sich sonst als durchaus sorgfältig zeigen.

c) Wäre das *z* wirklich unser nhd. *sz* gewesen, so würden die mhd. Dichter sicherlich *z* und *s* eben so ungescheut im Reime verbunden haben, wie unsere nhd. Dichter z. B. *Glas : Fasz*, *Gras : nasz*, etc. auf einander reimen. Es finden sich nun zwar solche Reime; oben unter 3. c) sind einige Beispiele angeführt, aber im Ganzen sind sie in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch sehr selten. Im Inlaut werden sie in der echt mhd. Dichtung fast überall gemieden; erst spätere Dichter bilden *küssen : güzzzen*, oder das auch in anderer Hinsicht tadelhafte *rossen : stôzen* (beide aus Tit.).

Aus diesen Gründen, schliesen wir, wird der Laut des ahd. und mhd. *z* noch nicht völlig der des nhd. *sz* (d. h. die Spirans *s*) gewesen sein, wenn er gleich ihr nahe gelegen hat und im Laufe der Zeit ihr immer näher rückte, bis er endlich (warscheinlich schon im 14. Jahrh.) gänzlich mit ihr verschmolz.

5. Welcher Laut nun aber war es, den das *z* im Ahd. und Mhd. bezeichnete, sowol an den Stellen, wo Grimm's *z*, als an denen, wo Grimm's *z̥* gilt? Die Antwort liegt bereits in der Entwicklung des Affrikationsprozesses klar vor-gezeichnet; wir können uns hier auf wenige Worte beschränken. Die Muta *t* war durch die (im Hochd. nicht nachweisbare) Aspirata *th* in den Diphthongen *ts* übergegangen, und diesen bezeichnete man nach griechisch-lateinischem Vorbilde mit *z*. An gewissen Stellen, namentlich im Anlaut, blieb dieser Laut haften und dies ist Grimm's *z*. An andern Stellen, namentlich nach langem Vokal, ging die Affrikation weiter, d. h. die Muta löste sich allmählig durch unvollkommene Lautbildung und Reduction auf. Den Zustand dieser allmählichen Auflösung des ersten Factors zu Gunsten des zweiten, nämlich der reinen Spirans, bezeichnete man ebenfalls noch immer durch *z*, und dies ist Grimm's *z̥*. Dieses letztere stellt also nicht sowol einen bestimmten Laut, als vielmehr eine ganze Lautreihe dar, vielleicht von der leifesten Beeinträchtigung des *t* an und jedenfalls bis zu dessen völligem Verschwinden, im Allgemeinen jedoch wird es durch *ts* oder, wenn man den Unterschied der Dauer noch genauer bestimmen will, durch *tss* zu bezeichnen sein, und wirklich, darauf läuft die Bezeichnung des einzigen bedeutenderen Werkes hinaus, welches den Unterschied der beiden *z* graphisch darstellt; der Ueberf. des Ifidor schreibt nämlich *zf*, das ist genau = *tss*, die Geminatio schreibt er gar *zff*, also = *tsss*, zum Zeichen, dass die Spirans bereits ein entschiedenes Uebergewicht über die Muta erlangt hatte. Warum beharrten alle Anderen bei dem Zeichen *z*? Ich denke, es geschah darum, weil der Unterschied beider Laute, obschon dem Ohre fühlbar, doch Anfangs nicht so gros

erschien, um eine graphische Scheidung durchaus notwendig zu machen, und später hielt die Gewonheit und das Ansehen der Vorgänger davon ab, gerade wie bei uns, die wir ja auch noch immer an dem leidigen *sz* festhalten, obschon allmählig die Meisten einsehen, dass nichts weiter als ein gewöhnliches scharfes *s* dahinter steckt. Und damals war doch die Einführung eines neuen Zeichens sicherlich schwieriger als heut zu Tage, namentlich so lange dem Laute noch ein Rest der alten Muta anhaftete. Wann diese gänzlich verschwunden, d. h. die reine Spirans *s*, der dem *f* und *z* der beiden andern Lautklassen völlig analoge Laut entstanden sei, lässt sich mit Sicherheit freilich nicht angeben; aber die im spätern Mhd. so häufigen Reime zwischen *z* und *s*, ebenso *zz* und *ss*, lassen vermuten, dass dies bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts eine vollendete Tatfache war.

6. Was wäre nun natürlicher gewesen, als den endlich durchgedrungenen Laut seinem nunmerigen Genossen, dem organischen, d. h. ursprünglichen, schon im Gothischen vorhandenen *s*-Laute auch in der Schrift völlig gleichzustellen, wie dies ja bei den Labialen mit dem *f* geschehen war und bei den Gutturalen mit dem *ch* in Kurzem geschehen sollte, welche Laute ebenfalls aus je zwei ganz verschiedenen Quellen stammten. In der Tat geschah dies mehrfach; schon im Ahd. findet sich bei Kero: *einas*, *andras*, allerdings hier erst ganz vereinzelt, wie ja auch nach unserer phonetischen Auffassung gar nicht anders zu erwarten steht. Mhd. sodann ist in *beste*, *groeste*, *muost*, *muoste*, *weist* diese Schreibung schon sehr früh allgemein üblich; die Wörter *das*, *es*, die Nom. Acc. Neutr. der Adj. und Prom., ferner *wasser*, *vassen*, *vressen*, *vergessen* finden sich mehrfach während des 11 — 13. Jahrh. und *hie*, nebst andern, würden sich wol noch häufiger finden, wenn die Herausgeber mittelhochdeutscher Texte nicht so eifrig bemüht wären die letzteren „grammatisch zu reinigen“, etwas, was ja im Allgemeinen sehr wünschenswert, nur gerade für phonetische Untersuchungen nicht förderlich ist. Seit der Mitte des 13. Jahrh.

häufigen sich nun die Fälle des *s* für *z* ausserordentlich. So bietet eine Giessener Handschrift aus jener Zeit: *inweis*, *beis*, *bis*, *furbas*, *alles*, *schos*, *genos* (Weinhold, Rechtschr. S. 23); zahlreiche andere Beispiele finden sich in den Freiburger Urkunden von 1275 (Schreiber's Urkundenbuch, S. 79 ff.), im Schwabenspiegel (nach einer Recension von 1287, herausg. von Lasberg), in den „Deutsch. Pred. des 13. Jahrh.“ herausg. von Grieshuber, u. a. O., wie denn ja von dieser Zeit an *z* und *s* auch im Reime unbedenklich mit einander verbunden werden; vgl. Weinhold, Alemannische Grammatik, S. 149 ff.; höchst interessant find mir insbesondere Fälle des Inlauts wie *vasin*, *grosen*, *drisegge* etc., vgl. S. 152. Was mochte der Grund sein, dass diese Schreibung nicht allgemein wurde? Meiner Meinung nach kein anderer als jener Krebs Schaden in der Bezeichnung der deutschen Zischlaute, nämlich die Vermischung der Fortis und Lenis durch ein einziges Zeichen. Da *s* neben dem scharfen Laute, welchen das *z* stets hatte, noch einen ganz anderen, nämlich einen gelinden, unser *f*, bezeichnete, und zwar diesen letzteren viel häufiger als den ersteren, so wollte man später, als man nicht mehr naiv-harmlos die Laute hinschrieb, sondern über die Schreibung zu reflectiren anfieng, die neu entstandene Spirans nicht ohne Weiteres durch *s* geben, konnte doch aber auch das frühere Zeichen *z* nicht mehr brauchen und so schrieb man beide hin: *zs* oder *sz*, von denen letztere Zusammenstellung allmählig das Uebergewicht gewann.*) Bei den Labialen und Gutturalen war dieser Skrupel nicht vorhanden, weil in jenen Lautgebieten die beiden Spiranten auch graphisch scharf geschieden waren. Dass die Sache sich wirklich so verhält und dass das Zeichen *sz* durchaus nichts anderes ausdrücken sollte, als die reine Spirans *s* (nämlich *s* in unserm Sinne, d. h. den scharfen Laut), dafür spricht auch der Umstand, dass *sz*

*) Dass das Zeichen *ß*, rein graphisch betrachtet, wirklich nichts sei als eine Verbindung von *s* und *z*, etwas was Adelung und auch viele Neuere bezweifelten, hat unwiderleglich dargetan Raumer, Gef. spr. Schr. p. 268 f.

häufig sogar für organisches S gesetzt wird, aber wolgemerkt: vorzugsweise, um nicht zu sagen ausschließlich nur da, wo dieses letztere die Fortis ausdrückte, also vor Allem im Auslaut. Aus diesem verwickelten Verhältnis entsteht dann die heillose Verwirrung im Gebrauch der Zeichen für die Zischlaute während des 15 — 17 Jahrhunderts, vgl. Kehrein, Gramm. d. Deutsch. Spr. des 15 — 17. Jahrh., S. 143 — 146 und R. v. Raumer, Gef. spr. Schr. p. 265 ff. Als Probe davon hier einige Beispiele aus Geiler von Kaisersberg (1510): *das schweigen, daz selbig laster, das ein fauler mensch wird dafür gehalten, daz er sei ernsthafter; disz, diszen* und daneben *dise; ausz* und daneben *aufwendig; gelassen*, bald darauf *verlasen* und später *laszen*. Doch bricht durch diese Verwirrung insofern ein Lichtstral, als Viele augenscheinlich, wenn auch mit mehr oder minder Geschick und Consequenz, bemüht sind, die beiden Arten des S, das weiche und das harte, durch die Schrift auseinander zu halten. Für das weiche S bedienen sich die Drucker des 15. und 16. Jahrhunderts mit Vorliebe des einfachen *ſ*, für das harte dagegen der Verdoppelung *ſſ*, und zwar sowol nach kurzen wie langen Vokalen und auch zwischen Vokal und Consonant. In Luther's Bibelübersetzung von 1545, der letzten, die noch zu Luther's Lebzeiten erschien, ist diese Schreibung für An- und Inlaut mit groser Strenge durchgeführt, im Auslaut steht durchweg *s*. Das Zeichen *ß*, welches in früheren Schriften Luther's sich häufig findet, ist hier ganz beseitigt. Genaueres hierüber bei Raumer, a. a. O. p. 270 ff.

7. Diesen chaotischen Zustand, welcher indess mit seiner naiv-phonetischen Bezeichnungsweise der Wahrheit oft recht nahe kam und insbesondere um die Mitte des 16. Jahrhunderts, wie wir gesehen, auf gutem Wege war, unternahm nun das 17. Jahrhundert zu regeln und insofern überhaupt eine allgemeine, bewusste und systematische Methode der Bezeichnung einen Vorzug vor dem individuellen Umhertasten hat, so muss auch hierin ein Fortschritt anerkannt werden. Leider nur geschah diese Regelung gemäs dem Geiste jener

allem Natürlichen und Volkstümlichen abgewandten Zeit im Sinne todter Buchgelehrsamkeit, und das 18. Jahrhundert, wie stürmisch es auch die Fesseln des vorangegangenen auf andern Gebieten durchbrach, auf dem Felde der Orthographie blieb es in denselben haften; man dachte bei der Schrift an alles Mögliche, nur nicht an das Wesentlichste: die Natur der Laute. Die über die Zischlaute aufgestellten Regeln eines Schottelius (1663), Freyer (1722), Gottsched (1748 ff.), Adelung (1782) hier anzuführen, ist für unsere Zwecke und nach den früheren Erörterungen in der Tat überflüssig. Im Wesentlichen ist die Gottsched-Adelung'sche Methode noch heute die Grundlage unserer Orthographie, wie überhaupt, so auch bei den Zischlauten. A. Heyse und sein Sohn K. W. L. Heyse bieten in Wahrheit nur eine Modifikation derselben, vermöge deren sie zu dem Grundsatz gelangen: Nach allen langen Vokalen steht sz, nach allen kurzen ss. Sie schreiben also in deutscher Schrift: Fuß, Füße, gießt; aber Fluß, Flüsse, vergißt (obliviscitur), wobei das Zeichen ş nur der Gewonheit des Auges zu Liebe steht, es soll ganz dasselbe wie ff sein. In lateinischer Schrift setzen sie statt sz das auch schon gegen das Ende des 18. Jahrh. zuweilen gebrauchten Zeichen fs, also *Fufs*, *Füfse*, *giefst*; aber *Fluss*, *Flüsse*, *vergisst*. Sie sind jedoch mit dieser Regel nicht ganz durchgedrungen, die Meisten blieben bei Fluß, Flüsse und fast gleichberechtigt steht vergißt neben vergisst. Welche Schreibung der alveolaren Zischlaute heut zu Tage in Deutschland als die eigentlich normale gilt, ist schwer zu sagen, wobei ich noch gar nicht einmal an die „Grimmianer“ denke; von diesen wird später die Rede sein. Am weitesten verbreitet scheint folgendes Verfahren:

A. Anlaut.

Das ursprüngliche (urdeutsche) t ist hier, abgesehen von den gleich anfangs aufgestellten Ausnahmefällen, durchgängig durch den Buchstaben und Laut z, das ursprüngliche Es durch S, Minuskel f, s, in Fraktur oder sogenannten deutschen Lettern durch Ꝣ, Minuskel ꝣ vertreten; wobei

übrigens dieses Zeichen zwei ganz verschiedene Laute: phonetisch *sa* und *fa*, ohne Unterschied auszudrücken hat.

B. Inlaut.

a) Vor Vokalen.

Nach kurzen Vokalen steht *ss* oder *ff*, in deutschen Lettern *ff*; nach langen Vokalen *sz* oder das gleichwertige */s* *), in deutschen Lettern *ß*. Demnach *hassen* (*hassen*), *lassen*, *Wasser*, *essen*, *messen*, *Esse*, *Kresse*, *wissen*, *Rosse*, *Kusses*, *müssen*; dagegen *Strâsze* (*Straße*), *Mâsze*, *aszen*, *flieszzen*, *heiszen*, *Preuszen*.

b) Vor Consonanten (t).

In abgeleiteten Wörtern und Flexionen gilt der Buchstabe der Stammform, also *heiszt* (*heißt*), *flieszzen*; dagegen *laszt* (*läßt*), *läszzen*, *müszzen*, *muszte*. Sehr Viele übrigens setzen auch im letzteren Falle *sz*, also *laszt* (*läßt*), *müszzen*, *muszte*. Steht in der Stammform der weiche Laut, so wird in der abgeleiteten Form ein bloßes *Es* gesetzt, gleichviel wie geschrieben, also *weist*, *weist* (*indicat*), *preiszt*, *preiszt* (*celebrat*), in deutschen Lettern *weist*, *weist*; *preißt*, *preißt*; die erstgestellte Form ist die beliebtere. Stammformen endlich haben ebenfalls ein bloßes *Es*, demnach *Ast*, *ist*, *Husten*, manchmal auch *Ast*, *ist*, *Husten*; in Fraktur: *Äst*, *ist*, *ſuſten*, nicht leicht heut zu Tage mehr *Äst*, *ist*, *ſuſten*.

C. Auslaut (immer hart zu sprechen).

a) Dem harten Auslaut entspricht harter Inlaut (*sz* oder *ss*).

In diesem Falle steht auslautend durchweg *sz*, in Fraktur *ß*, also nicht bloß *Masz* (*Maß*), *asz* (*edebam*), *vergasz*, *liesz*, *hiesz*, *weisz* (*sowol scit als albus*), sondern auch *Hasz* (*Haß*), *gewisz*, *Flusz* etc. Die für die letzteren Fälle von Heyße gewünschte Schreibung *ſaßß*, *gewißß*, *ſlußß* ist gegenwärtig bereits ganz auser Gebrauch; denn die lat. *Hafs*,

*) Das in manchen Handschriften und Drucken statt *sz* und */s* gebrauchte *ß* kann nicht als allgemeine Sitte gelten, es existirt nur in gewissen engeren Kreisen.

gewiss, *Fluss* hat mit ihr nichts gemein als eine gewisse äusere Aehnlichkeit.

b. Dem harten Auslaut entspricht weicher Inlaut.

In diesem Falle steht auslautend bloßes Es und zwar in lat. Schrift durchaus nur s, in Fraktur durchaus nur ſ geschrieben, niemals mehr in langer Form: f oder ꝑ, etwas wobei man übrigens nicht etwa an innere Gründe zu denken hat, es handelt sich hier lediglich um eine kalligraphische Gewonheit. Demnach *pries* (*prieß*), weil der Infinitiv (*preisen*) weichen Laut hat, ebenso *wies*, *blies*; *Glas*, weil die übrigen Casus (*Glase*, *Gläser*) weichen Laut haben, ebenso *Gras*, *Haus*, *Maus*.

c. Auslaut der Partikeln und Flexionen.

Hier steht ebenfalls überall s, in Fraktur ſ; vgl. *das* (Artikel), *was*, *es*, *aus*, *bis*, *welches*, *jenes*, *gutes*, *Vaters*, *Sohnes* etc. Ausgenommen ist nur *dasz*, welches in dieser Schreibung als Conjunction dient und dadurch vom Artikel unterschieden werden soll: *indesz* und zuweilen auch *desz*, wenn es für *dessen* steht, warscheinlich beide Formen zur Unterscheidung vom eigentlichen Genitiv *des* eingeführt. Manche unterscheiden auch *blosz* (*nudus*) von *blos* (*modo*, *tantum*).

8. Eine wunderliche Ordnung, fürwahr! und sehr geeignet die Klage der Ausländer zu rechtfertigen, dass die deutsche Orthographie so „schwierig“ sei. Nun, Schwierigkeit, wenn sie im Wesen einer Sache liegt, ist nicht allemal ein Vorwurf, aber in der Tat ist dies Wort hier nur eine höfliche Form für etwas Schlimmeres. Diese sogenannte Ordnung ist nämlich völlig prinziplos. Es stehen die eben mitgetheilten Regeln in Widerspruch:

a) mit der Etymologie; denn man schreibt (*Esse*, *Kresse*, *Rosse*, *Kusses* (altes ss) und *hassen*, *lassen*, *Wasser*, *esse* (altes zz); ferner *Rosz*, *Kusz*, *gewisz* (altes s) und *asz*, *Grusz*, *Hasz* (altes z); ferner *Glas*, *Gras*, *Haus* (altes

s) und *das*, *es*, *aus* (altes *z*); endlich *Weise*, *Reise* (altes *s*) und *Kreise*, *Ameise* (altes *z*).

b) mit der Phonetik; denn man schreibt, um hier nur Eins hervorzuheben, einen und denselben Laut zuweilen mit drei Zeichen, vgl. *was*, *lassen*, *Haß*; es ist ein Irrtum, wenn Jemand meint, der Auslaut in *das*, *was* sei ein anderer als der in *Hasz*, *Fasz* oder der Inlaut in *lassen*. Aber freilich, das Auge ist seit frühester Zeit so lange daran gewönt worden, jenen Laut unter einem zusammengesetzten Zeichen zu betrachten, bis endlich das Urteil dadurch irreführt wurde. Da nun die Gebildeten in Deutschland nicht sowol schreiben, wie sie sprechen, als vielmehr sich bemühen, so zu sprechen, wie sie schreiben,*) so halten es Viele (namentlich Schulmänner) für eine Pflicht, auch in diesem Falle der Schrift gerecht zu werden und (wie beim *v*) den Unterschied, der nun einmal nicht vorhanden ist, gewaltsam hineinzulegen. Und zwar behaupten sie entweder, der Laut *sz* liege zwischen *s* und *z* in der Mitte (so Heyse, D. G. I. 255) oder sie behaupten, der Laut *sz* sei eine Verbindung zwischen *s* und *z*. Beide Aeuserungen können nur so verstanden werden, dass im *sz* etwas von einer Muta enthalten sei. Wenn man nun solche Personen auffordert, doch einmal den Laut nach ihrem Prinzip auszusprechen, so schleifen sie hinter dem *s* etwas die Zunge, dass es annähernd wie *sts* klingt, etwa so: *flies-tsen*, *Flus-ts*. Eine Lächerlichkeit, die übrigens den Verfechtern jener Annahme in gewöhnlicher Rede ganz fremd ist; sie sprechen alsdann wie alle Uebrigen reine Spirans.

*) Diese Wechselwirkung von Schrift und Rede hat ihren tiefen Grund und vielfach heilsame Wirkung. Das Obengefagte soll nicht als ein Tadel der Sache im Allgemeinen gelten, sondern weist nur auf eine Verkehrtheit hin. Das löbliche Streben, Aussprache und Schrift in Einklang zu setzen, hat sich hiebei in den Mitteln vergriffen. — Uebrigens wiederhole ich meine Hinweisung, dass ich gegenwärtig immer nur noch von dem allgemeinen populären Standpunkt aus die Sache betrachte. Das, was die Grimm'sche Schule dazu gethan, bleibt einstweilen noch ganz unberücksichtigt.

c) mit sich selbst; denn die Hauptregel stellt auf: nach langem Vokal stehe *sz*, nach kurzem *ss*; und doch wird geschrieben *Hasz*, *musz*, *bisz*, *Rosz*, ja zuweilen sogar *läszt*, *gemuszt* etc., vom Gebrauch des bloßen *s* ganz zu schweigen.

So steht es mit der jetzt hierin geltenden Ordnung. Und da soll sich ein Ausländer zurecht finden! Da soll ein schlichter Mann aus dem Volke orthographisch schreiben lernen! Da soll der jugendliche Geist, dem in unsern Schulen dieser Unfinn eingeprägt wird, logische Kraft daraus schöpfen!

9. Sollte man's glauben, dass die Verwirrung noch höher steigen könne? In der Tat, sie wurde noch gesteigert, und zwar abermals durch jene, an sich so wol berechtigte und in tausend andern Fällen so preiswürdige Richtung, welche auch in der Lehre von den Aspiraten die Sache verschlimmert hat, weil sie ihr Prinzip da anwandte, wo es nicht hingehörte. Die Ungereimtheit der eben dargestellten Schreibweise liegt nämlich so klar vor den Augen eines Jeden, der überhaupt sich die Mühe nimmt, auf diese Dinge zu achten, dass sie natürlich dem berühmten Meister der deutschen Sprachforschung, Jakob Grimm, auch nicht entgehen konnte und er, wie billig, den Versuch machte sie zu heben. Der Weg nun, den er dazu einschlug, entsprach vollkommen der wissenschaftlichen Richtung jener Zeit, welche wir hier der Kürze wegen einfach als „Historismus“ bezeichnen wollen und in welcher Grimm selbst einer der hervorragendsten Führer war. Danach sollte nun die Schreibung der Zischlaute lediglich nach ihrer Herkunft geregelt werden. Der Anlaut kam dabei natürlich gar nicht in Betracht, da dessen Bezeichnung bereits vollkommen mit diesem Prinzip übereinstimmte, in Bezug auf den In- und Auslaut aber verfuhr Grimm und seine Anhänger so, dass sie den aus altem *t*, späteren *z* entstandenen Zischlaut durchweg anders geschrieben haben wollten, als den aus altem *s* hervorgegangenen, wobei auf die Wahl des Zeichens selbst natürlich wenig ankam, sie gebrauchten dafür *z*,

ß, sz, fs, manchmal auch *wol* (z. B. Ziemann in der Vorrede zu seinem Mhd. Wörterbuche) verschiedene zu gleicher Zeit. Demnach wäre also zu schreiben: *haus* (domus), aber *ausz* (ex); *des* (ejus), aber *esz* (id); *gras* (gramen), aber *hasz* (odium); *massen* (copiae), aber *laszen* (sinere); *esse* (fumarium), aber *esze* (edo); *rosse* (equi), aber *genosze* (socius); *küssen* (osculari), aber *müszzen* (debere); *weise* (sapiens), *reise* (peregrinor), aber *kreisze* (circulo), *ameisze* (formica); ja fogar *krebsz* (cancer), *erbsze* (pisum), *binsze* (juncus) etc. etc., vgl. Vilmar, D. G. p. 48. Und so thaten jene Männer wirklich, allerdings mit mehr oder weniger Consequenz. So z. B. wurden die Wörter *aus, es, das, was*, überhaupt alle adjectivischen Neutra: *jenes, gutes*, etc. nicht bloß von Grimm selbst, sondern auch von den meisten seiner sonst hierin noch viel eifrigeren Schüler, nach der gewöhnlichen Methode geschrieben; auch wollte Mancher, der gewissenhaft *laßen* und *müßen* schrieb, sich doch zu *krebß, ameiße, erbße* und *binße* nicht entschliesen. Im Ganzen jedoch wurde das Prinzip anfrecht erhalten und die Uneingeweihten (d. h. so ziemlich die ganze Nation) staunten nicht wenig über die „neue Orthographie“. Den zahlreichen Fragen, was denn das bedeuten solle, wurde mit gewichtvoller Miene geantwortet: „Dies ist historische Schreibung!“

10. Eine vollständige Kritik nun dieser „historischen“ Schreibung, welche in Deutschland eine Zeitlang so großes Aufsehen machte, kann natürlich in diesen Blättern nicht gegeben werden, da dieselben eine andere, viel allgemeinere Bestimmung haben als die verschiedenen Irrgänge deutscher Orthographie zu beleuchten. Auch ist jene Kritik durch R. v. Raumer in einer Reihe trefflicher Abhandlungen (vgl. Gef. sprachw. Schr. p. 105 — 306) bereits in so eingehender Weise geliefert worden, dass jede andere strenggenommen als überflüssig gelten darf. Wir könnten uns demnach begnügen, auch in Bezug auf die Zischlaute einfach auf jene Abhandlungen hinzuweisen, wenn wir nicht gerade an dieser Stelle etwas entschiedener als Raumer es tut, den phone-

tischen Standpunkt und was von diesem aus wünschenswert ist, hervorheben müssten. Auch scheint jene „historische“, richtiger pseudohistorische Orthographie, als welche sie Raumer nachgewiesen hat,*) die als Ganzes betrachtet wol nicht mehr gefährlich ist, bei den Zischlauten mit ganz besonderer Zähigkeit ihr Prinzip behaupten zu wollen. Zwar die eigentlichen Vorkämpfer haben sich bereits still zurückgezogen, d. h. sie haben, obschon ihren früheren Irrtum nicht offen eingestehend, demselben doch praktisch entsagt und sich in ihren neueren Schriften der allgemeinen Schreibung unterworfen. Dagegen scheint jetzt die Krankheit besonders in den mittleren Schichten der „deutschen Gelehrtenrepublik“ zu grassiren und wir kennen manchen trefflichen Mann, der zwar nicht mehr Lust hat, wie noch vor zehn Jahren, zu schreiben: *helle* (Hölle), *lewe* (Löwe), *leffel* (Löffel), *derren* (dörren), *wirde* (Würde), *ber* (Bär), *geberen* (gebären), *verschemt* (verschämt), *dierne* (Dirne), *liecht* (Licht), *schweren* (schwören) etc., der aber doch an *laßen*, *müßen*, *vergeßen* und einigen andern derartigen Formen mit einer Art von Pietät wie an einer lieben Jugenderinnerung hängt. Wir verstehen und ehren dies, aber die Sache bleibt nichtsdestoweniger ein Fehler. Es giebt indess auch Andere, solche, die der Sprachwissenschaft ziemlich fern stehen, die von Grimm kaum den Namen und von unserer ältern Sprache so gut wie nichts wissen, die aber urplötzlich anfangen lateinische Lettern zu gebrauchen, alle Wörter klein zu schreiben und besonders recht viele *ß* zu setzen. Man kann dies harmlos finden und darüber lächeln, indess bleibt der-

*) Eine historische Orthographie ist z. B. in hohem Grade die englische, auf welche man in Deutschland hiebei, sehr mit Unrecht, sich zu berufen pflegte. Eine solche, wie immer man auch über ihren Wert urteilen möge, muss historisch werden, lässt sich aber nicht künstlich erzeugen und einführen. Und wenn vollends das letztere Unternehmen, wie wir später sehen werden, noch ganz andere als orthographische Zwecke verfolgt, mit andern Worten, wenn es darauf hinausläuft, die Sprache selbst im etymologischen Sinne umzugestalten (was in England nie versucht worden ist), dann ist eben das ganze Verfahren — pseudohistorisch.

gleichen immer ein Zeichen der Zeit, es zeigt, wie mächtig das Uebel geworden sein muss, da Armseligkeit bereits mit ihm Staat zu machen versucht. Noch ernster wird die Sache, wenn man hört, jene Schreibung sei hie und da in Schulen „versuchsweise“ eingeführt und der Jugend als „tieffinnige Sprachweisheit“ dargestellt worden! — — Da lohnt sich denn doch wol noch eine Beleuchtung gerade dieses Punktes, zumal er auch sonst, rein wissenschaftlich genommen, wie wir gesehen haben, von besonderem Interesse ist.

11. So fragen wir denn vor Allem: Wollen jene Männer mit dieser ihrer „historischen“ Schreibung weiter nichts als in gewissen Fällen einen etymologischen Fingerzeig geben, dass die betreffenden Wörter an einer Stelle, wo sie jetzt einen und denselben Laut bieten, früher verschiedene Laute befaßen haben? Dies wäre etwas sehr Harmloses und hätte sogar in vielen Fällen, nämlich überall da, wo es sich um Etymologie und Sprachgeschichte handelt, seine unzweifelhafte Berechtigung; nur müsste man alsdann nicht beim *sz* stehen bleiben, sondern die Scheidung auf alle Laute anwenden, welche einen verschiedenen historischen Ursprung haben, also im Nhd. zwei oder drei verschiedene *e*, ebensoviele *o*, vier *au*, zwei *f*, zwei *ch* etc. etc. annehmen und entsprechend bezeichnen; das wäre eine consequent historisch-etymologische Schreibung und ihr Zweck wäre, sofort durch die Schrift anzudeuten, welchem urdeutschen (gothischen) Laute ein jeglicher Laut unserer heutigen Sprache entspricht, ja man könnte auch wol noch über das Gothische hinaus greifen und sämtliche Laute unserer deutschen Sprache wie ihrer Schwestersprachen auf die ihnen zu Grunde liegenden Laute der indo-europäischen Ursprache beziehen und so ein grosartiges System etymologischer Orthographie, gleichsam eine Lautgeschichte in Chiffren ausbilden. Um die Sache recht bei der Wurzel anzugreifen, müsste man eigentlich auch die Zeichen der betreffenden Urlaute zu Grunde legen, also z. B. das hochdeutsche *f* nicht etwa in *f*¹ (organisches), *f*² (unorganisches, aus *p*

entstandenes) zerlegen, sondern man müsste das letztere, das unorganische *f*, geradezu mit p^2 bezeichnen, während p^1 das organische *p* vorstellte. Dies auf die Zischlaute angewendet, ergäbe also für das nhd. *sz* die Chiffre t^2 oder mit Bezug auf die Ursprache sogar d^3 . Welche schwindelerregende Perspective! — — — Wenn aber jene Männer dies Alles auch nur in Bezug auf deutsches Gebiet im Entferntesten nicht wollen: Was wollen sie denn?

12. Sie wollen theils weniger, theils mehr! Weniger, denn sie denken nicht daran, ein solch festgegliedertes System etymologischer Bezeichnungen einzuführen; mehr, denn sie begnügen sich keineswegs damit, eine rein wissenschaftliche, sprachgeschichtliche Hinweisung für specielle Fälle zu geben, sondern sie wollen mit jener Schreibung ein neues Prinzip in die allgemeine deutsche Schreibung, in die deutsche „Orthographie“ einführen, fordern zur Nachahmung auf und tadeln sehr herb die „Verblendung“, den „Schlendrian“, welche gegen ihre Sitte sich sträuben. Alsdann aber entsteht die Frage: Glauben jene Männer vielleicht, dass die heutige Sprache noch den betreffenden Zischlaut nach seiner Herkunft lautlich unterscheide? Hier ist das Ergebnis schwankend. Viele derselben glauben es entschieden nicht, behaupten aber, man brauche sich daran nicht zu kehren; sie verlangen also eine Schreibung, deren Grund nur einem Teil der Gelehrten, wir wollen gar nicht einmal sagen einleuchtend, sondern nur überhaupt verständlich sein kann, der Nation im Ganzen aber durchaus verschlossen bleibt und eine weite Kluft zwischen Sprache und Schreibung schafft, woraus die seltsamsten Contraste erwachsen. So, um nur Eins anzuführen, schrieb man bisher *Genosse* und reimte das Wort auf *Rosse*, nicht aber auf *grosze*; jetzt soll man *Genosze* schreiben, während *Rosse* und *grosze* diese ihre bisherige Schreibung auch ferner behalten. Es fragt sich nun: Soll fortan *Genosze* nicht mehr auf *Rosse* reimen, wol aber auf *grosze*, oder soll es mit dem Reime beim Alten bleiben? Im letzteren Falle hätten wir das wunderliche Schauspiel, dass Wörter mit vollkom-

men gleichgeschriebener Endung im Reime nicht mit einander, wol aber mit andern, wesentlich anders geschriebenen verbunden werden dürfen. Im andern Falle, wenn die gleichgeschriebenen mit einander reimen sollen, dann müssen sie auch gleich gesprochen werden und das eine von beiden, *Genosse*, jetzt *Genosze*, wird seine Aussprache ändern und *Genôsze*, wie im Mittelhochdeutschen (*genôz*) lauten müssen. Dergleichen nun ist, auch ganz abgesehen vom Reime, von den consequenten Verfechtern dieser Richtung in der That verlangt worden. Wenn sie sich auch hie und da, gleichsam aus Schonung, zu „einstweiliger Duldung“ verstanden, im Prinzip und als zu erstrebendes Ziel forderten sie die Aussprache, welche die etymologische Schreibung angab, d. h. man sollte fortan: *Helle*, *Lewe*, *Wirde*, *Liecht* etc. sprechen*). Es handelt sich also hier gar nicht mehr um etymologische Orthographie, d. h. um eine altertümliche Methode der Bezeichnung für die Wörter der Muttersprache, welche übrigens dabei lautlich dieselben blieben, ähnlich wie im Englischen, sondern um einen Angriff gegen die Muttersprache selbst, dieselbe sollte in Wahrheit um einige Jahrhunderte zurückgeschraubt werden! — — Eine Ungeheuerlichkeit, oder harmloser und richtiger aufgefasst: eine romantische Grille, die, ihren Trägern vielleicht unbewusst, in engem Zusammenhange stand mit einer Menge anderer „historischer“ Bestrebungen, die während der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts in den verschiedenartigsten Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des staatlichen Lebens auftauchten und deren philosophische Berechtigung als eine notwendige Reaction gegen den nüchternen Formalismus früherer Zeiten ich gar wol zu würdigen weis, die aber, wie auf andern Gebieten, so auch auf dem sprachlichen in ihrem Enthusiasmus zuweilen sich vergriffen. Man vergas über der Freude an der Vergangenheit und in der Sorgfalt für

*) Belege hiezu u. A. bei Raumer gesammelt, ich könnte noch viele andere aus der Literatur der vierziger und funfziger Jahre beibringen.

die Wiederherstellung ihrer Schöpfungen die Bedürfnisse und das Recht der Gegenwart. Die mittelhochdeutsche Maske, welche man unserer Sprache aufsetzen wollte, ziemte ihr so wenig wie jene italienische, mit welcher man, vermöge eines jedem Worte angefügten *a*, im vorigen Jahrhundert ihr „Wohllaut“ zu verleihen gedachte. Aber das neuere Beginnen war gefährlicher, weil es mit den edelsten vaterländischen Bestrebungen nahe zusammen grenzte und Viele dadurch sich blenden liesen.

13. Die überwiegende Mehrzahl der „Historiker“ wollte indess doch von folchem Beginnen nichts wissen, war vielmehr, als ihr durch Raumer die Augen über das eigentliche Ziel ihres Weges geöffnet wurden, offenbar erschrocken, verleugnete die bisherigen Führer als überspannte Neuerer und blieb in „masvollen Grenzen“, d. h. in diesem Falle: sie schrieben bei einer gewissen, ziemlich willkürlichen Anzahl von Wörtern *ß*, wo andere Leute *ss* setzen, liesen aber sonst Alles beim Alten. Und so steht die Sache gegenwärtig noch! Ein seltsamer Standpunkt ist es freilich und von einem Prinzip, gleichviel ob historischem oder phonetischem, darin nicht viel zu spüren. Weil der Laut in *Glas*, *Gras*, *küssen* etc., wie sie es nennen: organisch ist, d. h. so weit man zurückblicken kann, in germanischer Sprache als *s* existirt, der Laut von *Fas* (*Fasz*), *Has* (*Hasz*), *messen* aber Anfangs als *t* begegnet und erst später durch *z* (*z*) hindurch in *s* überging: deshalb soll auch noch gegenwärtig und vermutlich für ewige Zeiten dieses letztere *s* von jenem ersteren graphisch unterschieden werden! Was würde ein Grieche gesagt haben, wenn man ihm zugemutet hätte, sein *ζ* verschieden zu schreiben, je nachdem ihm früheres *γ* oder früheres *δ* zu Grunde lag, also z. B. in *χαρίζω* anders als in *ἐζουαι*! — Und warum soll denn blos beim Laute *s* diese Spaltung vorgenommen werden, warum will man nicht auch das *f* in *feind*, *freund* anders schreiben als das in *schlafen*, *laufen*, da doch jenes schon im Gothischen vorhanden war (*fijands*, *frijōnds*),

diefes aber aus *p* (*slêpan*, *hlaupan*) entstand. Desgleichen das *ch* in *noch*, *lachen* anders als das in *loches*, *daches*, denn jenes entspricht gothischem *h*, dieses aber gothischem oder niederdeutschem *k*. Warum tut man dies nicht? Offenbar blos darum, weil die Schrift in diesen Fällen schon in alter Zeit den neuen Laut theils vollkommen (bei den Labialen), theils notdürftig (bei den Gutturalen) anerkannte, also aus einem völlig sekundären, um nicht zu sagen zufälligen Grunde! Und wo bleiben die übrigen Laute, insbesondere die Vokale? Der Wirrwarr wird hier so arg, dass selbst Grimm den Unterschied von *e* und *ë* in seinen späteren Schriften nicht festhalten mochte, ja in Bezug auf allgemeine Orthographie selbst in den früheren nicht einzuführen wagte. Es scheint, dass bei den Zischlauten die fast unerträglich gewordene Ratlosigkeit der älteren Bezeichnung ein Hauptgrund war, sich den Lockungen der pseudohistorischen Schreibung in so weiten Kreisen hinzugeben. Leider kam man dabei aus der *Skylia* in die *Charibdis*.

14. Aber es gab auch Andere — und darunter die eigentlichen Vorflechter der Schule — welche behaupteten, sogar die heutige Aussprache unterscheide noch gar wol die Herkunft des betreffenden Zischlauts, oder habe doch nur vor Kurzem, aus Nachlässigkeit, die Unterscheidung verlernt, man könne dieselbe leicht wiederherstellen und eben dazu sei die Verschiedenheit der Schreibung ein treffliches Mittel. So bereits, jedoch noch in sehr milder Form, J. Grimm (D. G. I² p. 527). Er giebt zu, dass in der Neutralendung (goth. *ata*, ahd. *az*, mhd. *ez*) der Auslaut von dem gewöhnlichen *s* nunmehr in der Aussprache nicht mehr verschieden sei, dass also *gûtes* (*bonum*) mit *gûtes* (*boni*) lautlich verschwimme und daher beide unbedenklich auf *blûtes* (*sanguinis*) gereimt werden dürfen. Vermutlich ist diese Anerkennung der Grund, warum er selbst in solchen Fällen nicht *z*, sondern *s* schreibt, und wir haben also die fast unglaubliche Thatfache vor uns, dass Grimm einmal die Etymologie der Phonetik opfert, und zwar nur darum,

weil er den Widerspruch zwischen beiden hier einmal klar erkennt. Was liese dieser Umstand hoffen, wenn Grimm überhaupt in diesen Dingen klar gesehen hätte, oder sagen wir lieber: klarer sehen gekonnt hätte bei den damals so sehr unzureichenden Vorarbeiten auf physiologischem Felde! Leider fährt er auch hier bald darauf fort: es scheine ihm, dass die Unterscheidung *missen* (carere) und *gebissen* (morfus), *masse* (massa) und *haße* (odio), Feinhörigen immer noch angemutet werden dürfe. Und in der Anmerkung unten: „Die gemeine Volkssprache einiger Gegenden wird sich wol noch darauf verstehen, *gräs* (gramen), *lās* (legebat), *haus* (domus) in der Aussprache von *wāsz* (quid), *āsz* (edebat), *ausz* (ex) zu unterscheiden.“ — Wir können darauf nur erwidern, dass alle unsere Nachforschungen in den Gebirgsgegenden Süddeutschlands und der Schweiz, wo sonst die alten Laute am meisten noch bewahrt sind, auch nicht das mindeste Resultat ergaben, welches jener Unterscheidung günstig wäre (wie denn auch Schmeller und Stalder nichts Wesentliches davon erwähnen), vielmehr wird selbst in Liedern unbedenklich *s* mit *sz* gereimt. Viel entschiedener als Grimm treten seine Nachfolger auf, z. B. Vilmar, welcher (D. G. p. 47) behauptet: „Ein gebildeter Mund, zumal ein niederdeutscher, welcher hochdeutsch spricht, scheidet auf das bestimmteste *küssen* von *müssen*.“ Das ist nicht wahr. Die besten Dichter unserer Glanzzeit, auch wenn sie aus Niederdeutschland stammten, reimten so und die strengsten Kritiker tadelten dies niemals auch nur mit dem leisesten Wort, ja Niemand erwähnte es auch nur. Alle hochdeutsch sprechenden Niederdeutschen ferner, die ich kenne und die sehr verschiedenen Ständen und Bildungsgraden angehören, wissen von einem solchen Unterschiede nichts. Ein geborener Niederdeutscher, der zugleich in physiologisch-phonetischen Untersuchungen gegenwärtig als erste Autorität gilt, Brücke, spricht sich folgendermaßen aus: „Sollte eine ursprüngliche Scheidung beider Arten des Zischlauts der Fall gewesen sein, so sind doch jedenfalls in der jetzigen Aussprache alle Spuren davon verwischt und selbst

diejenigen, denen, wie mir selbst, das Niederfächfische, in dem sich die T-Laute erhalten haben, Muttersprache ist, bilden das s ganz ohne Rücksicht darauf, ob der Laut im Niederfächfischen auch s ist oder t.“ — Erfreulich ist es, dass auch ein Meister der historischen Grammatik, Bopp, die Wahrheit auf diesem Felde erkannt hat. Er sagt V. G. § 113: „Im Nhd. hat die zweite Art des *sz* (nämlich Grimm's *sz*) den bloßen Zischlaut bewahrt, wird aber durch die Schrift noch, wenngleich nicht überall, von dem eigentlichen s unterschieden.“ Rudolf von Raumer endlich, welcher unter allen Grammatikern zuerst und am tiefsten die historischen Lautverhältnisse mit naturwissenschaftlicher Strenge untersucht hat, erklärt entschieden den Laut des *sz* für identisch mit dem des s.

15. Für Diejenigen, welche das Wesen des Affrikationsprozesses verstanden haben, bedarf es freilich nicht erst so vieler Zeugnisse; sie werden wol nicht daran zweifeln, dass bei den Dentalen die Spirans so gut zur Herrschaft gelangt ist wie bei den Labialen und Gutturalen. Oder ist vielleicht das *f* in *feind*, *freund* ebenfalls ein lautlich anderes als das in *schlafen*, *laufen*? oder das *χ* in *dach*, *loch* ein lautlich anderes als das in *noch*, *doch*? Dies haben meines Wissens selbst die eifrigsten Vorgefichter der „historischen“ Rechtschreibung niemals behauptet. Wenn es also nunmehr feststeht, sowol durch die Theorie als durch die Erfahrung, dass der Laut des *sz* weiter nichts ist als die alveolare harte Spirans, so frage ich: Warum will man denn diese Tatsache nicht auch graphisch anerkennen? In Bezug auf die lateinische Schrift sind allerdings gegenwärtig Viele diesem Standpunkte schon sehr nahe; sie schreiben nicht bloß *Masse*, *Kresse*, *Rosse*, etc., sondern auch *hasse*, *lasse*, *messe*, *Genosse* etc. Das ist ganz richtig, leider aber unterlassen sie noch den letzten entscheidenden Schritt, sie setzen nämlich *ss* auch nach langen Vokalen, schreiben also *stossen*, *aussen*, *heissen*, *fliessen*, *Preussen*, etwas, was gegen das Prinzip der deutschen Rechtschreibung verstößt, wonach Geminatio nach langem Vokal nicht vorkommt, was auch

phonetisch wol begründet ist, da der betreffende Consonant in diesem Falle wirklich nur die einfache Dauer hat. Man schreibt nicht *lauffen*, *seiffen*, *lieffen*, *rûffen*, *fäggen*, etc.: warum also die Spirans der Dentalklasse anders behandeln? warum nicht auch bei ihr: *stosen*, *ausen*, *heisen*, *fliesen*, *Preusen*? Der Grund dieser Inconsequenz liegt nahe. Man meidet die letztgenannten Formen darum, weil man die Verwechslung des *s* mit *f* befürchtet. Und somit stehen wir wieder an der Wurzel des Uebels. Die Vermischung zweier ganz verschiedener Laute vermittelt desselben Zeichens: das ist die Grundurfache der Krankheit. Hoffet nicht, die letztere zu heben, wofern ihr die erstere nicht entfernt! Wenn man für *f* und *w* wie bei den Dentalspiranten nur ein und dasselbe Zeichen hätte, so würde man sich auch fürchten müssen *laufen*, *rûfen* etc. zu schreiben, weil dies ebenso gut *lauwen*, *rûwen* gelesen werden könnte, und vielleicht hätten Manche alsdann ebenfalls: *laufpfen*, *rufpfen* als die „allein wissenschaftliche Schreibung“ empfohlen. — Wir unsererseits haben schon vor mehreren Jahren einen Weg gezeigt*), diese Verwirrung auf eine einfache und naheliegende Weise zu lösen, wir haben in diesen Blättern an einer frühern Stelle es noch genauer und eingehender getan, wir erinnern hier bei dieser dringenden Veranlassung nochmals daran: Man schreibe den weichen Laut mit *f*, den harten mit *s*, alsdann verschwindet jeder Zweifel bei den betreffenden Formen; *reisen* (iter facere) und *reisen* (vellere), *weisen* (indicare) und *weisen* (album reddere); *muse* (musa) und *muse* (otium), *niesen* (sternutare) und *geniesen* (frui) können nicht mehr verwechselt werden. Theoretisch, denke ich, dürfte dagegen nichts einzuwenden sein, es handelt sich nur um die Ausführung.

*) D. L. p. 20 und 285. Noch früher hat, wie ich nachträglich erfuhr, Max Moltke in dem „Deutschen Sprachwart“ (1856) ganz dieselbe Scheidung angewandt und vielleicht im Stillen noch mancher Andere, denn die Sache liegt ja so sehr nahe.

16. Hinsichtlich dieser praktischen Ausführung nun im Einzelnen erlaube ich mir einige Andeutungen zu geben, die übrigens in der Hauptsache nichts als Anwendung des bereits in § 14. 7 Gefagten find. Im Auslaut muss stets die Fortis stehen, da diese hier hochdeutsch allgemein gesprochen wird, also *lies, hies, blies*; nach kurzem Vokal müsste sie verdoppelt werden, wenn man nun einmal diese Sitte bei den übrigen Consonanten beibehalten will, also *Hass, Fass, nass*; besser wäre es freilich, sie überall fallen zu lassen und demnach auch hier *Has, Fas, nas* zu schreiben*), etwas, was ja überdies bei *das, was, es, des, bis, Glas, Gras* bereits allgemein üblich ist, auch da, wo man die beiden letzten Wörter mit kurzem Vokal spricht; ich meinerseits habe in diesem Buche, da die auslautende Geminatio (*Fall, kann* etc.) beibehalten wurde, natürlich auch das auslautende *ss* stehen lassen müssen, nur habe ich den Kreis der so sehr wünschenswerten Ausnahmen noch durch die Ableitungsilbe *nis* (statt *niss*) zu erweitern mir gestattet. Im Anlaut müsste vor Vokalen *f* stehen, da hier die *Lenis* in ganz Norddeutschland und im größten Teil Mitteldeutschlands feststeht, in Süddeutschland aber, wie mir berichtet wird, „immer zahlreichere Proselyten macht“; also *sagen, seggen, sichel, sonne, suppe, sauer, seil* etc. Vor Consonanten (es finden sich nur *p, t, k*) gilt *s*, weil diese eben genannten Laute, als Fortes, auch den Zischlaut zur Fortis sich assimiliren, demnach *springen, stark, sklave*. Hätten wir die Verbindung mit *b, d, g*, dann ergäbe sich sicherlich *fb, fd, fg*, so gut wie im Italienischen, wo *fbacco, fdegnare, fgannare*, mag es geschrieben werden, wie es wolle, doch stets mit dem hier angedeuteten milden Anlaut gesprochen wird; ebenso im Englischen, vgl. *sdain*, gesprochen *fdên*. Ueber den Inlaut zwischen Vokalen ist schon früher die Hauptsache gesagt; je nachdem es die Aussprache verlangt, schreibe man *weisen* (*indicare, sapientem*) oder *weisen*

*) Den von dem Quantitätsverhältnis dagegen hergenommenen Einwurf beseitigt das § 8. 5 Gefagte.

(album reddere) etc. Hier sei nur noch auf den Fall hingewiesen, wo der Zischlaut vor Consonanten steht, z. B. *ist* (Fortis, weil das *t* sich den vorangehenden Laut homogen macht), *füslich* (weil *s* die erste Silbe schließt und somit dem Gesetz des Auslauts folgt); in der Conjugation verfähre man so: *hasse*, *hassest*, *hasset*, synkopirt *hass't* oder *hasst*; ob auch *hast* (odit) gestattet sei, diese Frage gehört in ein anderes Kapitel; ferner *beise* (mordeo), *beisest*, *beist*; *reise* (peregrinor), *reifest*, *reiset*, synkopirt *reif't* oder ohne Apostroph *reist*, welches letztere phonetisch das allein richtige ist, während die Schreibung *reif't* in solchen Fällen Dienste leistet, wo man Wert auf die Abstammung zu legen hat. Zusammensetzungen folgen der Regel des einfachen Lautes, daher *Aussprache*, *Basstimme*, *Misstimmung*; dagegen *Ausfage*, *Aussehen*, *Esfâl*, *desfelben*; obschon im letztgenannten Beispiel auch die Schreibung *desselben* sich verteidigen lässt, denn die Zusammensetzung wird in diesem Worte bereits nur noch wenig gefühlt und dadurch ist das *f*, namentlich bei schneller Rede, dem *s* so innig verbunden worden, dass notwendig eine Assimilation zwischen beiden Lauten eintreten musste. Welcher von beiden über den andern siegen sollte, das hing von der Stärke der einzelnen Laute ab. In diesem Falle triumphirte der erststehende und wir lernen daraus, was wir freilich auch schon a priori uns denken konnten, dass das Gesetz: „Fortis im Auslaut!“ mächtiger wirkt als die Neigung, im Anlaut vor Vokalen die Lenis walten zu lassen. Es trat also die sonst seltene progressive Assimilation ein und man spricht *desselben* nicht anders wie *dessen*, *essen*, *messen* etc., wo überall die Härte des zweiten Zischlautes ganz auf demselben phonetischen Vorgange beruht. — Endlich noch ein Wort über die Majuskel, für die ja ebenfalls eine doppelte Form nötig wird. Ich möchte vorschlagen, das *S* für den im Deutschen im Anlaut häufigeren Fall, die Lenis, zu verwenden; für die Fortis hat Michaelis einmal das Zeichen einer Frakturschrift benutzt, wie ein solches oder ähnliches in den meisten Druckereien vorhanden ist. Der Grund, warum ich in die-

fem Buche die Scheidung der beiden S für die Majuskel nicht angeordnet habe, lag zunächst darin, dass ich die weitem Kreife, für welche dasselbe bestimmt ist, nicht durch fremdartige Zeichen abschrecken wollte, sodann aber auch darin, dass ich, wie die Sache einmal noch liegt, mehrfach in den Fall kam, die beiden Laute promiscue, nach Art der heutigen Schreibung, zu bezeichnen; und dafür benutzte ich dann das beiden gemeinfame S.

17. Es ist bei diesen Vorschlägen die Anwendung lateinischer Lettern vorausgesetzt worden, wie solche in sprachwissenschaftlichen Schriften ja fast durchweg üblich find; und fürwahr, es wäre schon ein groser Gewinn, wenn auch nur in diesen letztern der Gebrauch der Zeichen für die Zischlaute geregelt würde. Aber auch für die sog. deutsche Schrift lässt sich die betreffende Sonderung der Zeichen vollziehen, da ja auch hier in der Minuskel zwei Buchstaben vorhanden find, welche ohne Unterschied sowol für s als für / gebraucht werden. Es liegt nahe, das § für s, das f für / zu verwerthen. In der Majuskel könnte man auch hier das bisher übliche S für die Lenis bestehen lassen, welche es ja bisher schon am häufigsten vertreten musste; für die Fortis könnte man dasselbe Zeichen anwenden, welches in lateinischer Schrift dafür gewählt werden würde. Die einzelnen Bestimmungen für die Wahl des einen oder des andern Zeichens bleiben natürlich für beide Schriftarten, die lateinische wie die deutsche, ganz die nämlichen.

18. Vielleicht findet Mancher, dass wir die „Geschichte des Buchstabens sz“ mit unnötiger Breite behandelt haben. Dem stimmen wir, was die Theorie betrifft, von Grund des Herzens bei. Ja wol! der ganze § war theoretisch vollständig überflüssig, denn er ist im vorigen bereits enthalten. Anders aber verhält sich die Sache praktisch! Die Vorurteile scheinen auf dem doch so harmlosen grammatischen Felde eben so schwer auszurotten als auf andern, tiefer in's Leben eingreifenden Gebieten, und die Zahl Derer, welche den phonetischen Standpunkt recht zu verstehen vermögen, den verstandenen mutig anzuwenden wagen, ist annoch ver-

schwindend klein. Und doch ist dieser Standpunkt unserer Ueberzeugung nach derjenige, welcher einzig und allein die Nation in Bezug auf Orthographie zu befriedigen im Stande ist. Ihn in einem hervorragenden Falle aufs deutlichste zu entwickeln, zu zeigen, wo seine Gegner ihr Rüstzeug hernehmen und dies letztere wo möglich zu brechen, dazu dient kein Punkt der Grammatik besser als die Theorie der Zischlaute. Wenn irgendwo, so muss es hier an's Licht, zu welcher Farbe Jemand sich bekennt, bis zu welchem Grade er ihr treu bleiben will. Hier ist der Kampf am heisesten, hier wird aber auch die Entscheidung erfolgen. Die Theorie und Schreibung der Zischlaute ist zu einem Walplatz geworden, auf dem über die Zukunft unserer Orthographie gekämpft wird.

§ 24.

Rückblick und Umschau.

1. Es folgt hier zunächst auf Grund der bisher entwickelten Methode eine Zusammenstellung gewisser Lautverbindungen, deren Schreibung in den europäischen Sprachen sich durch eine ganz besondere Mannigfaltigkeit auszeichnet; die denselben jedesmal voranstehende phonetische Transcription wird die Einfachheit der letzteren gegenüber der verwirrenden Mannigfaltigkeit und zum Teil völligen Ratlosigkeit historischer Schreibung scharf hervortreten lassen. Von der feineren Unterscheidung der Gutturalen ist dabei abgesehen worden, um die Sache nicht unnötiger Weise zu compliciren.

I. Phonetisch *ka, ke, ki, ko, ku*. In allen germanischen und slawischen Sprachen ebenso. Ital. *ca, che, chi, co, cu*; span. port. franz. provenç. *ca, que, qui, co, cu (cou)*.

II. Phonetisch *ga, ge, gi, go, gu*. In den germ. und slaw. Sprachen ebenso. Ital. *ga, ghe, ghi, go, gu*; span. port. franz. prov. *ga, gue, gui, go, gu (gou)*.

III. Phonetisch *xa, xe, xi, xo, xu*. Slawisch, Deutsch und Holländisch *cha, che, chi* etc. Span. *ja, ge, gi, jo, ju*; in den übrigen germ. und rom. Sprachen gar nicht auszudrücken.

IV. Phonetisch *ja, je, ji, jo, ju*. In den slawischen und germ. Sprachen ebenso, nur im Englischen: *ya, ye* etc. In den romanischen Sprachen gar nicht auszudrücken; das ital. *ja, je* etc. franz. *ya, ye* etc. hat nur annähernd diesen Wert, es steht zwischen *ja* und *ia* in der Mitte.

V. Phonetisch *sa, se, si, so, su*. So auch in allen übrigen europäischen Sprachen, ausgenommen im Deutschen und Magyarischen, wo man *sza, sze, szí* etc. schreiben muss. Bemerkenswert ist übrigens, dass manche Deutsche bei Transcriptionen, namentlich aus dem Russischen, die eben angegebene und doch wol am nächsten liegende Methode nicht anwenden, sondern dafür *ssa, sse, ssi* etc. setzen, etwas, was allerdings aus der deutschen, hier ja so mangelhaften, Orthographie ebenfalls gerechtfertigt werden kann, es entspricht der Schreibung *stossen, heissen, Preussen*. — Im Polnischen wird statt *si* stets *sy* gesetzt, weil *si* etwas ganz anderes bedeutet; vgl. XI.

VI. Phonetisch *fa, fe, fi, fo, fu*. Im Deutschen ganz ebenso oder auch *sa, se, si* etc. In allen übrigen europäischen Sprachen *za, ze, zi, zo, zu*; nur dass im Polnischen wieder nicht *zi* sondern *zy* stehen muss, vgl. XII. Neugriechisch *ζα, ζε, ζι* etc.

VII. Phonetisch *ša, še, ši, šo, šu*. Deutsch *scha, sche, schi, scho, schu*. Englisch *sha, she, shi* etc. Holländisch, Schwedisch, Dänisch bedient man sich in Fremdwörtern meist der englischen Methode. Polnisch *sza, sze, szy, szo, szu*. Böhmisch *ša, še, ši, šo, šu*. Russisch *ша, ше, ши* etc. Französisch, Portugiesisch, Provençalisch: *cha, che, chi, cho, chu*; im Spanischen nicht auszudrücken, sein *ch* ist phonetisch = *ts*. Magyarisch *sa, se, si* etc. Die Neugriechen bezeichnen diesen ihnen selbst fehlenden Laut in eingebürgerten Fremdwörtern durch *σια, 시ε* etc. oder noch bestimmter: *σια, 시ε* etc. z. B. *σιούχι* (Schuh).

VIII. Phonetisch *fa, fe, fi, fo, fu*. Im Deutschen gar nicht auszudrücken. Polnisch *za, ze, zy* (*zi*, obschon nicht eigent-

lich falsch, wird doch vermieden), *žo, žu*. Böhmisch *ža, že, ži* etc. Russisch *Жа, Же* etc. Franz. Port. Provenç. *ja* (*gea*), *je* (*ge*), *ji* (*gi*), *jo* (*geo*), *ju*; im Spanischen nicht auszudrücken. Magyarisch *zsa, zse, zsi* etc.

IX. Phonetisch *ša, še, ši, so, su*. Im Englischen *tha, the, thi* etc. Isländisch *pa, pe, pi* etc. Spanisch *za, ce* (*çe*), *ci* (*çi*), *zo, zu*. Neugriechisch *θα, θε, τι* etc. In allen übrigen hier von uns betrachteten Sprachen nicht auszudrücken; wol aber findet der Laut sich in den keltischen Sprachen und auch im Arabischen.

X. Phonetisch *fa, fe, fi, fo, fu*. Im Englischen wie vorher *tha, the* etc. Auch im Spanischen wird der weiche Laut, wenn er überhaupt vorhanden, vom harten graphisch nicht unterschieden. Isländisch *ða, ðe, ði* etc. Neugriechisch *δα, δε, δι*, etc.

XI. Phonetisch *śa, śe, śi, śo, śu*. Polnisch *sia, sie, si* (statt *sii*), *sio, siu*; vor Consonanten und im Auslaut wird der Laut stets *ś* geschrieben. Russisch durch *Ча, Че* etc., d. i. durch jerirtes *s* ausgedrückt. In den germanischen und romanischen Sprachen graphisch nicht darstellbar.

XII. Phonetisch *śa, śe, śi, śo, śu*. Polnisch *zia, zie, zi* (statt *zii*), *zio, ziu*; vor Consonanten und im Auslaut wird der betreffende Laut stets *ź* geschrieben. Russisch durch *ѣа, ѣе* etc., d. i. durch jerirtes *z* ausgedrückt. In den germanischen und romanischen Sprachen nicht darstellbar.

XIII. Phonetisch *tša, tše, tši, tso, tsu*. Deutsch *za, ze, zi, zo, zu*. Polnisch *ca, ce, cy* (*ci* wäre etwas anderes, nämlich = phon. *tši*!), *co, cu*. Die meisten germanischen und romanischen Völker besitzen diese Lautverbindung gar nicht, könnten sie aber nur *tša, tše, tši* etc. schreiben; ausgenommen die Italiener, deren *z* teilweise allerdings = phon. *ts* ist. Magyarisch *cza, cze, czi* etc.

XIV. Phonetisch *dša, dše, dši, dso, dsu*. Das altgriechische *ζ* und teilweise das italienische *z* (*mezzo, razzo*). Polnisch *dza, dze, dzy* (*dzi* wäre etwas anderes!), *dzo, dzu*. Die romanischen Völker, etwa mit Ausnahme der Italiener, müssten ebenfalls *dza, dze, dzi* etc. schreiben; ebenso die

Engländer, Holländer, Schweden. Die Deutschen würden diese Lautverbindung durch *dsa* oder *dʃa* geben.

XV. Phonetisch *tʃa*, *tʃe*, *tʃi*, *tʃo*, *tʃu*. Deutsch *tscha*, *tsche*, *tschi* etc. Polnisch *cza*, *cze*, *czy*, *czo*, *czu*. Italienisch *cia*, *ce*, *ci*, *cio*, *ciu*. Spanisch und Englisch *cha*, *che*, etc. Die Franzosen müssten *tcha*, *tche* etc. setzen. Magyarisch *csa*, *cse*, *csi* etc. Die Neugriechen setzen, nicht eben sehr glücklich: *τζ*, z. B. *τζαλίζω* (ich breche).

XVI. Phonetisch *dʃa*, *dʃe*, *dʃi*, *dʃo*, *dʃu*. Im Deutschen gar nicht auszudrücken; die in der Regel dafür angewandte Schreibung *dscha*, *dsche* etc. ist uncorrect. Polnisch *dźa*, *dźe*, *dźy*, *dźo*, *dźu*. Italienisch *gia*, *ge*, *gi*, *gio*, *giu*. Spanisch nicht auszudrücken. Die Franzosen müssten *dja*, *dje*, *dji* etc. schreiben. Englisch *ja*, *je* oder *ge*, etc. Die Neugriechen setzen *ντζ* (vgl. § 2. 10), z. B. *ντζερεμές* (Geldstrafe, aus dem Türkischen).

XVII. Phonetisch *tʃa*, *tʃe*, *tʃi*, *tʃo*, *tʃu*. Polnisch *cia*, *cie*, *ci* (statt *cii*), *cio*, *ciu*; vor Consonanten kommt der betreffende Laut nicht vor, im Auslaut wird er *ć* geschrieben. In den germanischen und romanischen Sprachen nicht auszudrücken.

XVIII. Phonetisch *dʃa*, *dʃe*, *dʃi*, *dʃo*, *dʃu*. Polnisch *dzia*, *dzie*, *dzi* (statt *dzii*), *dzio*, *dziu*. Vor Consonanten kommt der betreffende Laut nicht vor; im Auslaut wird er *dź* geschrieben. In den germ. und rom. Sprachen nicht auszudrücken.

2. Wir haben bisher die keltischen Sprachen fast gar nicht erwähnt, sie gehören eben nicht zu den „Cultursprachen“, mit denen wir es doch hier allein oder vorzugsweise zu tun haben wollten. Die Betrachtung ihres Lautsystems und dessen Schreibung ist indess für den Phonetiker keineswegs uninteressant und wir glauben die uns zur Umschau gewährte Rast wol für einige Momente auch dazu anwenden zu dürfen, dass wir einen Blick in dieses räumlich uns so nahe, geistig so unfählich ferne Sprachgebiet*)

*) Gleichwol verdanken die Kelten das, was sie von der Geschichte ihres Sprachstamms wissen, hauptsächlich deutschen Forschern, einem Zeuss, Bopp, Ebel, wie keltische Grammatiker selbst einräumen.

werfen. Es wird indess für unsern allgemeinen Zweck genügen, nur von einer keltischen Sprache: dem Irischen, das Lautsystem in kurzen Zügen darzustellen, als das, welches am meisten schriftmässig entwickelt und phonetisch sichergestellt ist, wobei ich indess bemerken muss, dass die Aussprache mir nur durch Vermittelung des Englischen zugänglich war, daher die hie und da zugefügten Transscriptionen aus doppeltem Grunde nur annähernd richtig sein können. Die Beispiele sind aus Wright, „A grammar of the modern Irish language,“ Dublin 1860.

I. Das irische Alphabet hat folgende 18 Buchstaben: *a, b, c, d, e, f, g, h, i, l, m, n, o, p, r, s, t, u*. Es vermeidet, wie man sieht, jedes unnötige Zeichen; die Lücken, welche es bietet, indem man die Zeichen für *j, w, z* vermisst, sind bloß scheinbar, es werden diese Laute durch gewisse Buchstabenverbindungen ausgedrückt. Die Gestalt der Buchstaben ist bei einigen von der allgemein europäischen etwas abweichend, namentlich beim *f, g, l, r, s*.

II. Die einfachen Vokalzeichen (*a, e, i, o, u*) werden im Wesentlichen ganz so gesprochen wie die deutschen, wobei indess zu merken, dass *e* immer = phon. *é*, nicht = phon. *è* ist. Alle fünf kommen sowol lang als kurz vor, die Länge wird durch den Acutus bezeichnet, z. B. *bán* (albus), gespr. *bân*; *tar* (veni, Imp.). Sie werden eingeteilt in dunkle (*a, o, u*) und helle (*e, i*) und diese Scheidung, obschon auch anderwärts bekannt, ist in den keltischen Sprachen von ganz besonderer Wichtigkeit.

III. Die binären und ternären Vokalfolgen, von den Grammatikern nach rein graphischem Standpunkt als Diphthonge und Triphthonge bezeichnet, obschon viele derselben einfache Vokale vorstellen, sind sehr zahlreich (*ae, ai, ao, ea, ei, eo, eu, ia, io, iu, oi, ua, ui; aoi, eoi, iai, iui, uai*), und hauptsächlich sie sind es, welche die Aussprache des Irischen schwierig machen. Dies kommt daher, weil dieselben nicht bloß die Aufgabe haben, den zu sprechenden Vokal zu bezeichnen, sondern auch die Aussprache des neben ihnen stehenden

Consonanten andeuten sollen. Mehrere Consonanten nämlich haben einen etwas verschiedenen Laut, je nachdem sie neben einem dunkeln oder neben einem hellen Vokale stehen. So ist es ja auch z. B. im Deutschen bei den Gutturalen; nur wird diese Verschiedenheit von den Meisten hier gar nicht gekannt, so dass selbst Gebildete sehr verwundert und ungläubig sind, wenn sie hören, dass *k* in *kalt* sei ein anderes als das in *Kind* und vollends die Orthographie nimmt nicht die mindeste Rücksicht darauf; die Kelten dagegen haben, wie die finnischen Stämme, ein höchst feines Gefühl für diesen Unterschied, vielleicht darum, weil er bei ihnen wirklich grösser ist als im Deutschen. Nun trifft es sich häufig, dass der Vokal vor dem Consonanten eine andere Natur hat als der hinter ihm stehende, jener dunkel, dieser hell ist, oder umgekehrt; daraus erwächst eine Unklarheit für das Auge und diese zu vermeiden, hat die irische Grammatik die Schreibung durchgeführt, dass der Vokal unmittelbar vor und der unmittelbar hinter dem Consonanten stets gleichwertig sein müssen, also wenn sie es phonetisch nicht sind, durch Hinzufügung eines hellen, bezüglich eines dunkeln Vokals doch wenigstens graphisch dazu gemacht werden. Dies ist die berühmte, die ganze irische Grammatik beherrschende Regel: *Caol le caol agus leathan le leathan*, d. h. „Hell mit Hell und Dunkel mit Dunkel.“ Beisp. *sgológ* (ein Pächter), mit velarem *g*; Gen. *sgoloige*, denn das hinzutretende *e* macht das *g* sofort palatal und deshalb muss auch der voranstehende Vokal hell sein; da er dies nun grammatisch und phonetisch nicht ist, so fügt man ihm in der Schreibung ein *i* bei, welches also in diesem Falle eigentlich gar nicht das Lautzeichen eines Vokals, sondern ein diakritisches Zeichen für den folgenden Consonanten ist. Ein entgegengesetzter Fall ist *figheadoir* (ein Weber), Gen. *figheadora*; denn auch das *r* steht im Irischen unter dem Einfluss der Vokale, etwas, was im Deutschen nicht einmal annäherungsweise der Fall ist. — Auf diese Weise entwickelten sich jene, wenn man den Grund davon nicht kennt, allerdings durch ihre Menge und Aussprache sehr

überraschenden fog. „Diphthonge“ und „Triphthonge.“ Wir führen kurz einige Beispiele an: *lae* (diei), gespr. lé; *aon* (unus), gespr. aⁱn; *geur* (acer), gespr. gèr; *kiall* (sensus), gespr. kîl; *fuair* (gelidus), gespr. fu^er; *táim* (sum), gespr. taⁱm; *sail* (radius), gespr. zwischen sal und sel; *lasair* (lumen), gespr. lasir; *déan* (facere), gespr. dèn; *ceart* (recte), gespr. kart; *féin* (ipse), gespr. féⁱn; *geir* (pinguis), gespr. gir; *seól* (velum), gespr. sjôl; *deoch* (potus), gespr. döχ; *fíon* (vinum), gespr. fîn; *fios* (scientia), gespr. fis; *fiú* (dignus), gespr. fjû; *fiuch* (fervere), gespr. fuχ; *cóir* (recte), gespr. kôr; *cóill* (silva), gespr. keil; *coir* (crimen), gespr. cuir; *troid* (pugna), gespr. tröd; *cúig* (quinque), gespr. kûg; *fuil* (sanguis), gespr. f^uil; *maoin* (thesaurus), gespr. mîn; *feoil* (caro), gespr. fjôⁱl; *liaigh* (medicus), gespr. lâ-ix; *ciuin* (honestus), gespr. kjûin; *cuaird* (salutatio), gespr. kjûrd.

III. Die Consonanten werden im Allgemeinen so gesprochen wie die betreffenden Buchstaben im Deutschen; *c* und *g* haben vor hellen Vokalen die palatale, vor dunkeln Vokalen die velare Aussprache und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in stärkerem Gegensatz als dies im Deutschen der Fall ist, also nach Art der Slawen; *d* und *t* haben vor hellen Vokalen fast den Laut von tj, dj; vor dunkeln dagegen den des englischen weichen, bezüglich harten th; *l* und *r* vor hellen Vokalen klingen fast wie lj, rj, *s* vor hellen Vokalen wie deutsches sch, vor dunkeln wie scharfes s. Geminatio im In- und Auslaut tritt nur ein bei *l*, *n*, *r*; *dl* und *ln* im Inlaut werden gesprochen als ll, *dn* als nn; z. B. *codladh* (somnus), *ceadna* (idem), gespr. kollax, kanna.

IV. Aspiraten nennt die irische Grammatik die graphische Verbindung eines Consonanten mit *h*, ihrem Lautwerte nach sind sie meistens Spiranten. Mit dem, was man im phonetischen Sinne Aspiraten nennt, haben sie also auser der Bezeichnung nichts gemein; gleichwol werden sie von den Grammatikern mit jenen zusammengestellt. — *bh* und *mh* bezeichnen im Allgemeinen unser

w², z. B. *mo bhaile* (mein Dorf), *sibh* (ihr); im Inlaut neben dunkeln Vokalen wird der Laut zu w¹, also gleich dem englischen w, z. B. *a leabhar* (sein Buch). *ch* bezeichnet unsern Laut χ und zwar neben dunkeln Vokalen das velare, neben hellen das palatale χ , z. B. *mo chara* (meine Freude), *loch* ein (See), *chidhim* (ich sehe). *dh* und *gh* bezeichnen unsern Laut j und zwar neben hellen Vokalen das palatale, neben dunkeln das velare j, z. B. *a gheineamhuin* (seine Geburt), *mo ghuth* (meine Stimme). *fh* ist stumm, z. B. *an fhir* (ein Mann), gespr. wie an ir. *ph* ist unser Laut f¹, z. B. *a phais* (sein Leiden). *sh* und *th* werden wie einfaches h gesprochen, z. B. *mo shólás* (mein Trost), *a theanga* (seine Zunge). Statt der hier von uns gebrauchten Schreibung werden diese Laute in der irischen Grammatik zuweilen durch Ueberpunktirung bezeichnet, also *ḃ*, *ṁ*, *ċ* etc.

V. Ekliptis (Verdunkelung des Anlauts). Wenn der phonetische Anlaut eines Wortes allzusehr von der herkömmlichen Schreibung desselben sich entfernt hat, so schreibt man den wirklich gesprochenen Laut, durch einen Bindestrich getrennt, dem Worte voran und man sagt dann: der (historische) Anlaut ist durch den vorangestellten Buchstaben, d. i. den wahren (phonetischen) Anlaut verdunkelt worden („is eclipsed“). Beispiele: *ár m-bhaile* (unser Dorf), *ár g-ceart* (unser Recht), *ár n-Dia* (unser Gott), *ár n-gearán* (unsere Klage), *an bh-fuilitu* (bist Du?), *ár b-péin* (unsere Strafe), *an t-slat* (die Rute), *ár d-teine* (unser Feuer). Diese Worte werden also gesprochen als ob da stünde *ár maile*, *ar nia* etc.; in Bezug auf die Verdunkelung des *g* durch *n* sei bemerkt, dass das *n* in diesem Falle der Gutturalnasal, das γ unsers Systems ist. In der ältern Orthographie wurden statt der hier angegebenen Methode die (historischen) Anlaute verdoppelt, also statt *a g-clann* schrieb man *a cclann* (ihre Kinder).

Man sieht, die irische Sprache ist, trotz ihres einfachen Alphabets, in eine recht complicirte und verwirrende Orthographie geraten, ja dieselbe ist, nebst der ihr verwandten bretonischen, gaelischen etc., vielleicht die schwierigste unter allen Schreibungen, die überhaupt auf phone-

tischer Grundlage ruhen. Man wende nicht ein, dass die englische Orthographie noch schlimmer sei; dieser Vergleich ist unstatthaft. Das Englische wird phonetisch freilich noch unvollkommener bezeichnet, als irgend eine keltische Sprache, aber dasselbe ruht gar nicht mehr auf phonetischer Grundlage, es darf also auch danach nicht beurteilt werden. Wer *Leicester, Southwark, colonel* schreibt und *Lester, Söddrik, cörnel* spricht, der will durch seine Schrift die Laute seiner Rede gar nicht bezeichnen, sondern er stellt bloß graphische Wortbilder auf, welche durch das Auge dem Geiste die richtige Vorstellung zuführen; wie sie zu sprechen seien, das bleibt lediglich der Tradition und Erinnerung überlassen. Ob diese (englische) Methode überhaupt eine gute sei, darüber sind bekanntlich die Meinungen sehr geteilt; einer der größten Linguisten Englands *) nennt sie „abscheulich und fast lächerlich unvollkommen.“ Jedenfalls darf weder die irische noch irgend eine andere, auf wirklicher Lautschreibung beruhende Orthographie sich auf [die englische als Entschuldigung berufen, und noch widersinniger wäre es — wie zwar nicht in Irland, wol aber in Deutschland versucht worden ist — sie nachahmen zu wollen.

3. Und so stünden wir denn wieder auf dem Boden der Heimat und bei ihren Bedürfnissen. Der erste Anblick unsers Lautsystems, unser Alphabet, ist nicht eben erfreulich; und der Umstand, dass die meisten seiner Mängel uralt und weitverbreitet sind, ist für uns kein Grund, sie für gut und unantastbar zu halten. Das deutsche Alphabet enthält zunächst mehrere unnötige Zeichen: v (neben f, w), c (neben k), q, x, z (statt kw, ks, ts). Dagegen fehlen ihm einfache Zeichen für die Laute γ und ς , es ersetzt sie durch phonetisch sinnlose Buchstabengruppen: ch und sch, die historisch freilich erklärbar (denn welches Vorhandene wäre es nicht?), darum aber wahrlich nicht berechtigt

*) William Jones, Stifter der *Asiatic Society* und Gründer des Sanskritstudiums in Europa. Die betreffende Stelle lautet: „*Our English alphabet and orthography are disgracefully and almost ridiculously imperfect.*“ Vgl. Raumer, *Gef. spr. Schr.* p. 127.

find. Zwei Laute, phon. s und f, vermischt es auf eine wahrhaft widerfinnige Weise, indem es den ersteren *in fractura* durch ß, s, ſſ, f, also durch vier, *in antiqua* durch sz, ss, s, fs, ff, f, also gar durch sechs verschiedene Zeichen giebt, von denen dort eines (ſ), hier zwei (s und f) auch für den weichen Laut dienen müssen. Der Laut γ wird bald durch ng, bald durch bloßes n gegeben, im letztern Falle mit einem ganz anderen Laute sich vermischend. Den wenigstens dialektisch vorkommenden Laut f kann es gar nicht ausdrücken. Die Ordnung der Buchstaben ist eine prinziplose, also gar keine; ihre Namen sind auf die mannigfachste und seltsamste Weise gebildet oder auch wohl gar nicht vorhanden. Und dieses Gebäude bildet die Vorhalle der Wissenschaft! Zu dieser Unordnung wird der zarte Geist des Kindes hingeführt und soll in der Aneignung derselben die ersten Kräfte üben lernen! In diesen Vorstellungen verharren dann Millionen ihr Lebelang! Kein Wunder, dass bisher von einer Lautwissenschaft kaum die Rede sein konnte; der erste Unterricht sorgt dafür, das jedes gesunde Gefühl auf diesem Felde erstickt werde. Wäre es wirklich etwas so Entsetzliches, diese ganze ehrwürdige Garderobe früherer Zeiten dahin abzuliefern, wohin sie gehört, in's historische Museum, und der Gegenwart einfach die Wahrheit zu bieten, indem man sagte: Das deutsche Lautsystem hat folgende Laute:

I. Vokale:

1. Einfache: a, e, i, o, u, ö, ü.
2. Diphthongische: au, ei, eu.

II. Consonanten:

1. Lippenlaute: ma, ba, pa, wa, fa;
 2. Zahnlaute: na, da, ta, $\left\{ \begin{array}{l} fa, sa, \\ (fa), sa, \end{array} \right.$ ra, la;
 3. Gaumenlaute: γa, ga, ka, ja, χa.
- Dazu der Hauchlaut: ha.

In wie weit diese Aufstellung des wahren Sachverhalts unsere bisherige Schrift beeinflussen würde, beeinflussen müsste: dies ist dann eine Sache für sich. Allerdings glaube ich, dass wenn erst der phonetische Bestand so zu

sagen officiell anerkannt wäre, die äusere Regelung, gleichsam die Codificirung desselben, nur noch eine Frage der Zeit sein könnte.

4. Von Lautfystem und Schrift zu unterscheiden ist die Orthographie einer Sprache, wie nahe sie auch mit beiden zusammenhänge. Ich habe in den früheren Erörterungen mehrere Punkte hervorgehoben, wo wir Deutsche, auch abgesehen von den unzureichenden Mitteln unseres Alphabets, unsere Sprache in ungenügender, unconsequenter und den natürlichen Lautverhältnissen widersprechender Weise bezeichnen. Es ist an der betreffenden Stelle jedesmal angegeben worden, wo der Uebelstand liegt und wie derselbe vermieden werden könnte, wobei natürlich nicht behauptet werden soll, dass er eben nur so zu heben sei. Zur bessern Uebersicht folge hier eine Zusammenstellung dieser bedenklichen Punkte und die Lösung der dabei obwaltenden Mängel nach der früher entwickelten Methode, wobei man sich jedoch erinnern möge, dass dies einstweilen rein theoretisch, lediglich vom Standpunkte phonetischer Transcription aus, geschieht.

I. Behandlung des Auslauts. *al* (omnis), Gen. *alles*; *her* (dominus), G. *herren*; *kan* (possum), *können* (posse); *kam* (pecten), G. *kammes*; *trup* (turba), G. *truppes*; *trit* (gressus), G. *trittes*; *stok* (baculus), G. *stokkes*; *şif* (navis), G. *şiffes*; *has* (odium), G. *hasses*; *fiş* (piscis), G. *fışses*; *dax* (tectum), G. *daxxes*. Ferner bei streng phonetischer Schreibung: *kalp* (vitulus), G. *kalbes*; *korp* (corbis), G. *korbes*; *walt* (filva), G. *waldes*; *mort* (homicidium), G. *mordes*; *balk* (fellis), G. *balges*; *berk* (mons), G. *berges*; *brîf* (epistola), G. *briwes*.

II. Behandlung des Längezeichens. *âl* (anguilla), G. *ales*; *hêr* (exercitus, praeclarus, huc), Pl. *here*; *kân* (scapha), G. *kanes*; *kâm* (veniebam), Pl. *kamen*; *şâf* (ovis), G. *şafes*; *mâs* (modus), G. *mases*; *wûş* (lavabam), Pl. *wûşen*; *bûx* (liber), G. *buxes*. — *mâlt* (molit, pingit), Pl. *mâlten*; *bârt* (barba), G. *bârtes*; *bane* (viam operio), 2. Perf. *bânst*, Pl. *banen*; *pfêrd* (equus), Pl. *pfêrde*; etc.

III. Behandlung der Geminatio vor Flexionsfilben: *harre* (exspecto), 2. Perf. je nach Bedürfnis *harrst* oder *harst*, 3. Perf. *harrt* oder *hart*, vgl. § 20. 6. B. am Schluss; ganz ebenso verhält es sich natürlich mit *renne* (curro), 2. Perf. *renst*, 3. Perf. *rent*; *hoffe* (spero), 2. Perf. *hofst*, 3. P. *hofs*, Prät. *hofte*; etc.

IV. Behandlung der Zischlaute. *mās* (modus), G. *mases*; *eis* (glacies), G. *eises*; *fūs* (pes), G. *fuses*; *šôs* (gremium), G. verschieden nach den Landstrichen: *šoses* und *šoses*; *has* (odium), G. *hasses*; *fas* (dolium), Pl. *fässer*; *glas* (vitrum), *gras* (gramen), in manchen Landstrichen *glās*, *grās*, die Genitive durchweg *glasēs*, *grasēs*; *reisen* (iter facere), *reisen* (vellere); *weisen* (indicare), *weisen* (album reddere); *muse* (musa), *muse* (otium); *niesen* (sternutare), *geniesen* (frui); *hase* (lepus), *mase* (modo); *sand* (arena), *segel* (vexillum), *sixxel* (falx), *forge* (cura), *suxen* (quaerere); *spalten* (findere), *stein* (lapis), *sklave* (servus); *šâr* (caterva), *šere* (forfex), *širm* (tutela), *šôn* (jam), *šuts* oder bei Beibehaltung der Doppelzeichen: *šuz* (tutela); *raş* (celer), Pl. *raşse*; *buş* (frutex), Pl. *büşse*; *flaşse* (lagena); *kafeln*, dialektisch (in glacie protrudi), *luse*, dialekt. (lacuna).

V. Landschaftliche Unterschiede, die auch in der Sprache der Gebildeten sich finden:

- 1) *tax*, *trux*, *balx*, *berx*, *marxt*; im nördlichen Deutschland vielfach, aber nicht allgemein.
- 2) *spalten*, *spriyyen*, *stellen*, *sklave*, *geist*, *ist*, *verwaist*; so, genau nach der Schreibung, im nordwestlichen Deutschland; *spalten*, *spriyyen*, *stellen*, *sklave*, *geist*, *ist*, *verwaist*; Sprache des südwestlichen Deutschlands.
- 3) *lay*, *gesay*, *diy*, *juy*; in Schwaben, am Niederrhein und überhaupt im westlichen Deutschland häufig, ohne dass ich genaue Grenzen angeben kann.
- 4) *sand*, *sér*, *sixxel*, *sonne*, *suppe*, *sauer* etc.; im größten Teile Süddeutschlands, doch mit vielfachen Ausnahmen, namentlich auf der Bühne und Kanzel nicht

felten durch die norddeutsche Form *sand*, *fér*, *fixzel* etc. ersetzt.

- 5) Die verschiedene Aussprache des Buchstaben G als phon. g, j, ɣ gehört ebenfalls hierher; sie bedarf jedoch einer genaueren Untersuchung als ich bis jetzt anzustellen vermochte; die Hauptzüge sind § 18. 2 angegeben.

5. Wie weit eine solche streng phonetische Schreibung für die Orthographie der einzelnen Sprachen anwendbar sei: dies zu beantworten, ist nicht mehr Sache dieses Buches. Dasselbe hatte bloß die Aufgabe, das natürliche System der Sprachlaute in seiner grosartigen Einfachheit und Regelmäßigkeit darzulegen, zu zeigen wie die Schreibung der wichtigsten Cultursprachen sich zu diesem natürlichen Stande der Dinge verhält, endlich eine Methode anzugeben, wie man selbst unter Beibehaltung historisch überlieferter, allgemein bekannter Zeichen, dennoch die lebendige Rede mit ziemlicher Genauigkeit und Consequenz fixiren könne. Ob aber diese Methode geeignet sei, die alte mit tausend Wurzeln in das Nationalleben verwachsene Schreibung zu verdrängen, diese Frage erforderte eine ganz neue Untersuchung und die Antwort würde jedenfalls in Bezug auf die einzelnen Sprachen sehr verschieden ausfallen. Nur im Allgemeinen erlaube ich mir zu bemerken, dass die deutsche Sprache ihre Schreibung ganz entschieden auf phonetischer Grundlage errichtet hat und dass die Mängel ihrer Orthographie eben nur darin bestehen, dass sie dieser Grundlage nicht treu bleibt, sondern vielfach etymologischen und grammatischen Rücksichten dabei Gehör schenkt. Im 13. Jahrhundert, jenem geistig regen und lebensfrischen Zeitalter, war man, wenn auch unbewusst, gleichsam kindlich-naiv, nur aus gesundem Instinkt, der phonetischen Schreibung ausserordentlich nahe, soweit dies eben ohne Kenntniss der Lautwissenschaft und bei fortwauernder Anlehnung an die lateinische Bezeichnungsweise überhaupt möglich war. Während der folgenden, literarisch meist so unfruchtbaren, Zeiten verwilderte die Schreibung

und selbst die um jene Zeit durch Einwirkung der Reichstage und kaiserlichen Kanzleien sich bildende deutsche Gemeinsprache, welche dann durch Luther's Bibel gleichsam die Weihe erhielt, hat auf die Schreibung der Sprache, lautlich genommen, nur wenig Einfluss gehabt. Erst das Aufleben der Literatur im 17. Jahrhundert fixirte nicht blos Grammatik und Metrik, sondern schuf auch die „Orthographie“. Leider war dieses Aufleben nicht auf frei menschliche und volkstümliche Entwicklung gebaut, sondern auf Buchgelehrsamkeit, und dieser Charakter hat seinen Stempel, wie andern Erscheinungen jener Zeit, so auch der Schreibung aufgedrückt, und wie gründlich wir jene Zustände auf anderen Gebieten überwunden zu haben glauben, auf diesem tragen wir noch heut ihre Fesseln. Es kann demnach die deutsche Orthographie nur dadurch wahrhaft zu einem Abschluss kommen, dass man zurückkehrt — nicht zu der Schreibung unserer alten Zeit, nicht zu den ihr angehörigen und nur für sie passenden Wortbildern, sondern zu dem Geist jener Schreibung, zu dem ihr zu Grunde liegenden Prinzip: dem phonetischen. Höchstes Ziel aber desselben ist: Aussprache und Schreibung in genaueste Uebereinstimmung zu bringen, und die Schrift selbst auf Grundlage der natürlichen Lautverhältnisse zu regeln.

6. Die Anerkennung dieses Prinzips und das bewusste Streben, es immer reiner in der Schreibung unserer Sprache zu verwirklichen, gilt mir als Hauptsache; wie weit man für den Augenblick damit gelange, als untergeordnet; gerade über das Mas des hiebei Wünschenswerten werden die Ansichten weit auseinandergehen. Ich pflichte vollkommen dem Satze Rudolf von Raumer's bei, dass auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, einer vollkommneren vorzuziehen ist, wenn diese vollkommnere auf einen Teil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft. Aber sollte wirklich diese Uebereinstimmung nur dadurch erkaufte werden können, dass man sich einfach der

bisherigen Schreibung unterordnet und lediglich da, wo der Gebrauch bereits schwankt, das phonetische Prinzip zur Geltung bringt? Mit andern Worten: Darf man den Fortschritt auf diesem Felde lediglich der stillen Gewalt der Zeit und der wachsenden Erkenntnis der Vielen überlassen? Ich fürchte, alsdann wird unser Ziel in sehr weite Ferne rücken, wo nicht gar völlig entrückt werden. Alle Achtung vor der siegenden innern Macht der Wahrheit und ihrem Einfluss auf das Tun der Menschen, nur verlange man nicht zu viel von ihr. Der Instinkt der Massen ahnt wol im Allgemeinen die Richtung, aber er kennt nicht die Wege; diese letzteren den Unkundigen zu zeigen, den Schwachen zu bahnen, auf ihnen die Gleichgültigen mit fortzureisen, dazu hat es von jeher der Führer bedurft und diese Führer sind in dem hier vorliegenden Falle die Männer der Wissenschaft. Wäre es zu viel verlangt, dass diese gegenüber den Hauptgebrechen unserer Orthographie die Fahne des phonetischen Prinzips erhüben, unbekümmert darum, ob ihnen Zehn oder Hundert oder Tausende folgen? Die nationale Einheit der deutschen Schreibung kann heut zu Tage dadurch nicht mehr gefährdet werden. Es schreiben gegenwärtig viele Tausende gewisse Wörter ohne h, die noch vor wenig Jahrzehnten allgemein mit diesem Zeichen geschrieben wurden und von Millionen es noch heute werden; natürlich spiegelt sich dieses Verhältnis auch in den Drucken ab, aber es scheint durchaus nicht, dass dadurch Deutschland landschaftlich irgendwie zerklüftet werde; es sind vielmehr in allen Landstrichen die Denkenden und Energischen, welche in dieser Beziehung vorangehen und die Andern kommen allmählig nach. Hier ist der Ort, wo sich das Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und der Zeit bewähren wird. Die Ersten, welche jene Weglassung unternahmen, standen freilich sehr einsam da, es wird ihnen gegenüber an Achselzuckern nicht gefehlt haben; das muss sich Jeder gefallen lassen, der Neues beginnt; alles Leben entwindet sich nur unter Kampf und Schmerz dem Schoße des Nichts, die Ueberwindung dieser Hemmnisse ist der erste Prüfstein

der Lebensfähigkeit, sie dürfen Niemanden schrecken. Als im 16. Jahrhundert Männer wie Lionardo Salviati es unternahmen ihre italienische Muttersprache, welche damals noch überwiegend etymologisch geschrieben wurde, in die Bahnen der Phonetik zu leiten, als sie statt *apto* (aus lat. *aptum*), *decto* (lat. *dictum*) das wirklich gesprochene *atto*, *detto* zu schreiben wagten, war das etwa weniger kühn als wenn wir uns entschlossen die Zischlaute zu regeln oder gewisse einfache Laute durch einfache Zeichen zu geben? Lag in dem langgestreckten, durch politische und sociale Contraste tief zerrütteten, Italien die Gefahr einer orthographischen Spaltung etwa ferner als bei uns? Wir meinen das entschiedenste Gegenteil und gleichwol fand diese Spaltung nicht statt, sondern das Vernünftige siegte über das Herkömmliche und gegenwärtig erfreuen sich die Italiener unter allen Nationen der Erde der am meisten phonetischen, ja bis auf wenige Punkte einer phonetisch-correcten Orthographie.

7. Und was ihnen möglich war, das sollte uns Deutschen nicht möglich sein? Man hat die Forderungen der Phonetik damit abweisen wollen, dass es in Deutschland gar keine eigentliche Gemeinsprache gebe, jedes Dorf dürfe sonach mit vollem Rechte auf eine besondere Schreibweise Anspruch machen. Diese Behauptung ist namentlich durch Rudolf von Raumer als nichtig dargetan worden und darf gegenwärtig als ein überwundener Standpunkt gelten. Es giebt eine deutsche Gemeinsprache der Gebildeten, die sich von allen Volksmundarten unterscheidet, und diese möglichst genau und unter Beobachtung der physiologischen Lautverhältnisse graphisch zu fixiren, dies halte ich für das höchste Ziel der deutschen Orthographie. Dass dabei gewisse Punkte streitig oder offen bleiben müssen, ist mir sehr wol bewusst, aber diese Ausnamen ändern an dem Princip selbst nichts. Man halte sich in solchen Fällen an das, was einstweilen das allein Gemeinsame ist: die bisherige Schreibung, und überlasse es der auch auf diesem Gebiet sichtlich nivellirenden Zeit, diese äusere Uebereinstimmung

in eine innere zu verwandeln, welcher dann, wohin sie sich auch wende, die Schreibung zu folgen hat. Uebrigens sind diese Fälle keineswegs so zahlreich, wie die Gegner der Phonetik uns wollen glauben machen, und es bleibt neben ihnen ein überreiches Feld zu bebauen. Möchten der Arbeiter darauf recht viele sein, die nicht bloß wissen, was Not tut, denn das ist eigentlich heut zu Tage nicht mehr so schwer, sondern die auch den Mut und die Energie besitzen, das auszuführen, was sie als das Richtige erkannt haben. Leider ist die Kraft zu handeln bei uns Deutschen nicht eben sonderlich entwickelt, man wartet so gern ab, was die Andern tun werden und darum warten so Viele vergeblich. Die Ordnung der Länge und Kürze, die Sichtung und Sonderung der Zischlaute, die Einführung einfacher Zeichen für alle einfachen Laute: in diesen drei Punkten liegt der Kern des Ganzen, alle übrigen Fragen verschwinden in der deutschen Schreibung an Wichtigkeit neben diesen! Welch eine große und dankbare Aufgabe böte sich hier den Herausgebern unserer sprachwissenschaftlichen Zeitschriften, unter denen ja überdies Männer sich befinden, welche ihr Interesse für die Lautwissenschaft bereits durch Schrift und Rede mehrfach bewährt haben! Oder glaubt man vielleicht, es handle sich hier um Kleines und Nebensächliches? Viele mögen freilich so denken, Andere aber in und auserhalb Deutschlands haben es längst erkannt, dass die Schreibung einer Sprache geradezu eine wichtige Nationalfache ist und in der Tat hängt die Behandlung derselben mit den übrigen Zuständen eines Volkes wol enger zusammen als man gewöhnlich annimmt. Es ist bedeutungsvoll, dass die Italiener, ein in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht so hoch stehendes Volk, welches von jeher einen energischen Nationalfinn bewiesen, auch ihre Sprache in einer wunderbar klaren und durchsichtigen Weise schreiben, während umgekehrt jener absterbende, in materieller, socialer und politischer Hinsicht verkommene Zweig der europäischen Völkerfamilie: der keltische, eine Orthographie ausgebildet hat, welche in manchen Punkten an's Groteske

streift. Und so erscheint es mir denn auch als kein Zufall, dass unsere jetzige „elende“ Orthographie (wie sie ja tausendfältig genannt wird), im 17. Jahrhundert sich festgesetzt hat, einer Zeit, die auch politisch für unser Vaterland eine so trübe war. Möge der neue Tag, den wir Alle so sehnsuchtsvoll erwarten und dessen Frührot wir bereits zu grünen meinen, auch in dieser Sphäre ein neues Leben schaffen!

§ 25.

Ein neues Schriftsystem

auf Grund der natürlichen Eigenschaften
der Laute.

1. Von dem nationalen und populär - praktischen Gebiet, auf dem wir zuletzt weilten, wenden wir den Blick nun noch einmal zurück zu einer streng wissenschaftlichen Angelegenheit, welche als solche zunächst freilich ein allgemein menschliches Interesse bietet, die indess dem Volke, welches sie energisch zu ergreifen versteht, sicherlich auch nationalen Ruhm und Vorteil bringen wird. Es handelt sich nämlich um die Methode, wie die Lautvorgänge der menschlichen Sprache mit wissenschaftlicher Schärfe zu bezeichnen seien, mit andern Worten: um ein phonologisches Schriftsystem. Die in § 4 aufgestellte Buchstabentabelle war nur ein Notbehelf, wie er unter den jetzigen Verhältnissen gar nicht zu entbehren ist und welcher nur dazu dienen sollte, eine leidliche Verbindung zwischen der historischen Schrift und den phonetischen Forderungen herzustellen. Diese Verbindung konnte nur auf dem Punkte angebahnt werden, wo das historische Gebiet bereits selbst die Notwendigkeit einer Reform der alten Lautbezeichnung empfunden hat, auf dem Boden der „vergleichenden Grammatik.“ Diese letztere ist bereits durch rein historische Umstände gezwungen worden, für eine Menge von Lauten nach neuen Buchstaben zu suchen und hat sich dadurch geholfen, dass sie die alten

Buchstaben mehrfach durch hinzugefügte diakritische Zeichen spaltete, ist indess dabei niemals über das momentane Bedürfnis hinausgegangen. Ich habe nun in jener Tabelle lediglich diese Beschränkung aufgehoben und auf Grund des in der vergleichenden Grammatik eingeschlagenen Verfahrens das allgemeine phonetische System darzustellen gesucht; es war dies ja auch das einzige Mittel, wie ich in diesem Buche Transscriptionen auszuführen vermochte, wofern ich nicht zu Brücke's „Indices“ greifen wollte. Für phonetische Schreibung im Allgemeinen, soweit es sich dabei um gewöhnliche Schrift oder um wissenschaftliche Bestimmungen im weitern Sinne des Wortes handelt, war die eben besprochene Methode ausreichend. Für die höheren Ziele der Lautwissenschaft reicht dieselbe nicht hin. Es fehlt ihr zunächst ein durchgreifendes Mittel, um das bei Dialektforschungen, bei Beobachtung der individuellen Sprache und der historischen Lautentwicklung so wichtige Moment der unvollkommenen Lautbildung darzustellen. Nun könnte man zwar auch hiebei wieder zu einem diakritischen Zeichen seine Zuflucht nehmen, aber schon die Wahl desselben macht Schwierigkeit. Das von Brücke (Grundz. p. 23) für die unvollkommene Vokalbildung angewandte nach links gekrümmte Häkchen unterhalb des Buchstabens (a , e , i , o , u) könnten wir z. B. bei den nasalirten Vokalen schon nicht gut brauchen, da es hier mit dem Zeichen der Nasalirung in's Gedränge käme, und bei den Consonanten noch weniger, da wir bereits die Denti-Labialen und Interdentalen auf diese Art bezeichnen. Ein dafür zu setzender Punkt ginge der Cacuminalen und Faucalen wegen nicht. Ein horizontaler Strich fiele, wenigstens in der Handschrift, die doch auch zu berücksichtigen ist, so aus, als ob der Buchstabe besonders hervorgehoben werden sollte (man unterstreicht ja auch sonst zuweilen einen oder den andern Buchstaben) und hätte bei vielen Lauten noch seine besondern Schwierigkeiten, da er mit andern Zeichen unter dem Buchstaben collidirte. Das betreffende Zeichen über den Buchstaben zu setzen, würde die Accentuation und Dauer-

angabe erschweren und verwirren; um es hinein zu setzen, dazu eignet sich die Gestalt der herkömmlichen Buchstaben nicht recht; es würde entweder undeutlich bleiben oder den betreffenden Buchstaben beeinträchtigen. Indess liese sich von dieser Seite am Ende doch wol Rat schaffen, aber der Hauptübelstand bleibt, dass auf diese Weise eben nur die unvollkommene Bildung im Allgemeinen bezeichnet würde; während es doch, wenigstens bei den Consonanten, häufig wünschenswert ist, anzugeben, in welcher Art der betreffende Laut unvollkommen gebildet sei, und da verfährt das hier anzuwendende Mittel vollends seinen Dienst. — Und wie soll man die Reduction der Laute bezeichnen? Und wie die zusammengesetzte Lautbildung? Soll man im letzteren Falle die betreffenden Zeichen lediglich neben einander setzen, also z. B. das arabische *Cha* durch ç^{h} und *Ghain* durch ğ^{h} ausdrücken? Das würde natürlich etwas ganz Anderes: Aufeinanderfolge, aber nicht Gleichzeitigkeit bedeuten. Man müsste also irgend ein Verbindungszeichen anbringen, Brücke bedient sich in seinen „Grundzügen“ der Klammer []; aber abgesehen davon, dass in manchen Fällen, bei zusammenhängendem Text, eine solche Klammer auch ganz anders gedeutet werden könnte, so bleibt dabei ja auch immer noch die Andeutung des Hintereinander, welche eben störend ist; man wird den Gedanken nicht los, dass der zuerst stehende Buchstabe auch zuerst gesprochen werden müsse. Und wie soll man sich vollends bei *Hha* und *Ajin* verhalten? Ja endlich sogar die Zeichen für Betonung und Dauer der Laute, welche wir später in Bezug auf neuerfundene Lautzeichen mitteilen werden und von denen man vielleicht behaupten könnte, sie liesen sich auch auf die alten Buchstaben anwenden, versagen hier schlieslich ihren Dienst, weil sie zum Teil mit schon gebrauchten diakritischen Zeichen für die Unterscheidung der Laute selbst collidiren oder die Setzung derselben erschweren. So tritt denn die Notwendigkeit immer klarer hervor, das Gebäude der Schrift, wenn auch zunächst nur für lautwissenschaftliche Zwecke, von Grund aus neu zu

errichten, es bedarf hier der Aufstellung neuer Zeichen für die Laute selbst, d. i. neuer Buchstaben.

2. Diese neuen Buchstaben nun würden ihrer nächsten Bestimmung, wie sie eben dargestellt wurde, allerdings schon genügen können, wenn sie auch nur aus irgend welchen willkürlichen Zeichen bestünden, sofern dieselben nur deutlich von einander zu unterscheiden wären und geeignet, die Chiffern für die accessorischen Lautverhältnisse bequem in sich aufzunehmen. Auch die lateinischen Buchstaben, wie überhaupt alle historisch auf uns gekommenen Lautzeichen, verhalten sich ja in Bezug auf den Charakter der durch sie vertretenen Laute völlig indifferent und wir räumen sogar ein, dass die Einfachheit der Zeichen und demzufolge die Kürze und Geläufigkeit der Schrift dabei gewinnen würde, wenn die neuen Buchstaben diesem Beispiele folgten. Aber es handelt sich hier nicht darum, stenographische Vorzüge in unser altes Schriftsystem einzuführen, sondern um die Frage: welches die beste wissenschaftliche Methode sei, einen Sprachlaut zu bezeichnen. Und da kann die Entscheidung wol nicht anders ausfallen als dahin, dass die Zeichen die besten sein werden, welche eine möglichst symbolische Gestalt haben, so dass die einzelnen Verhältnisse der Lautbildung sämmtlich durch bestimmte Teile oder Glieder des Lautzeichens charakterisirt werden, mit andern Worten: schon die Form des Buchstabens muss das Wesen des Lautes enthüllen. Die Aufgabe, welche dieses „phonetische Alphabet“ zu lösen hätte, wäre demnach eine doppelte. Zunächst soll dasselbe vermittelt bestimmter, in allen verwandten Buchstaben wiederkehrender Chiffern die physiologische Bildung der Laute in Bezug auf die homorganen und homogenen Reihen ausdrücken, so dass man aus dem Buchstaben sofort erkennt, ob derselbe einen labialen, dentalen, gutturalen Laut bezeichne, ob einen Nasal, eine Muta, eine Spirans etc. etc., also lauter Dinge, welche man bei den historischen Buchstaben nur vermittelt der Tradition wissen kann und wobei der Hauptgewinn in der innern Befriedigung besteht, welche ein gesunder Sinn überall da

empfindet, wo ihm unter einer Fülle sinnlicher Eindrücke ein intellectueller Zusammenhang entgegentritt, so dass Inhalt und Form einander vollkommen entsprechen. Außerdem aber soll dieses neue Zeichensystem auch materiell eine Vervollkommnung der bisherigen Schrift begründen, indem es gewisse Eigentümlichkeiten der Sprache graphisch zu fixiren versucht, auf welche bis jetzt die Schreibung noch wenig oder gar nicht Rücksicht genommen hat, ja bei ihrer Natur kaum Rücksicht nehmen konnte. Dahin gehört die genauere Bestimmung der Vokale, der Dauer eines Lautes, der unvollkommenen Lautbildung, des Verhaltens des Kehlkopfes, manchmal sogar der Stimmfärbung; Dinge, durch welche die Sprache von Einzelnen wie von ganzen Völkern wesentlich beeinflusst wird und welche bis jetzt niemals zum rechten Bewusstsein gelangten, weil die Schrift sie unbeachtet lies und deshalb ihre Existenz — wie die Sachen nun einmal liegen — noch gar nicht wissenschaftlich anerkannt war. Dass solche Genauigkeit in Bezug auf die Schrift nicht immer und überall nötig ist, versteht sich von selbst; aber die Wissenschaft muss wenigstens die Möglichkeit besitzen, dieselbe jeden Augenblick eintreten zu lassen. Als eine Probe, mit welcher Kürze, Schärfe und Uebersichtlichkeit vermittelt eines solchen Zeichensystems phonetische Bestimmungen aufgestellt werden können, geben wir im Tab. V. eine Transcription des schwierigsten unter allen Lautsystemen der Cultursprachen: des arabischen. Diese Transcription verhält sich zu den in Spezialgrammatiken enthaltenen Lautbestimmungen (selbst wenn diese letzteren immer richtig wären) wie eine mathematische oder chemische Formel zu ihrer Erklärung in Worten, oder vielleicht noch passender: wie ein architektonischer Grund- und Aufriss zu der typographischen Beschreibung eines Gebäudes.

3. Ein solches System phonetischer Zeichen hat Brücke aufgestellt und ich benutze dasselbe zu meinen linguistischen Arbeiten nun bereits seit fünf Jahren mit wesentlicher Förderung für dieselben. Der Gewinn beim Gebrauch desselben

besteht keineswegs blos darin, dass man dadurch in den Stand gesetzt ist, alle Lautverhältnisse mit fast mathematischer Schärfe zu bestimmen, sondern — und ich lege hierauf mindestens gleichen Wert — auch darin, dass man dadurch angeregt, ja gewissermassen gezwungen wird, diese Lautverhältnisse nicht einseitig, sondern nach allen ihren Beziehungen, den Laut in seiner Totalität zu betrachten. Es ist zu verwundern, dass dieses System von den Grammatikern bisher mit so auffallender Kälte behandelt wurde, ja von den Meisten gar nicht einmal gekannt wird. Indess, dies wird nicht immer so sein und ich an meinem Teile werde fortfahren, so weit meine Kräfte reichen, dafür zu arbeiten. Ich will auch dieses Buch nicht schliessen, ohne den wesentlichen Inhalt der Brücke'schen Erfindung in ihm mitzuteilen und zwar nach meiner Weise: möglichst synthetisch, während Brücke's Schrift, wie dies bei bahnbrechenden Arbeiten ja auch nötig ist, analytisch auftritt und schon dadurch für weitere Kreise etwas schwierig wird, falls die Leser nicht mit voller Liebe und Energie an's Werk gehen, etwas was im Allgemeinen nicht eben häufig der Fall ist. Diesem, übrigens rein äusserlichen und relativen, Uebelstande wünschte ich durch eine einfach synthetische Zusammenstellung abzuhelfen, welche auch dem Laien in der Phonetik sofort einen Ueberblick über das Ganze gewährt und ihn in den Stand setzt, später selbst das zartere Gefüge dem allgemeinen Fachwerk je nach seinem Bedarf einzuordnen. — Ausserdem habe ich, nicht ohne Zögern und erst nach gewissenhafter Prüfung, mir erlaubt an dem Bau selbst einige Aenderungen vorzunehmen. Den Vorwurf, dass ich somit dem Leser gar nicht das unverfälschte System Brücke's, sondern ein Machwerk von mir unterschiebe, darf ich wohl ablehnen, da ich im 5. Abschnitt die nicht eben zahlreichen Unterschiede zwischen Brücke's Bezeichnungsweise und der meinigen im Wesentlichen angegeben und dadurch den Leser in den Stand gesetzt habe, zwischen beiden zu wählen; wer Genaueres über Brücke's Zeichen zu wissen wünscht, der muss eben dessen Schrift

selbst auffuchen, einen Ersatz derselben kann und soll mein Buch durchaus nicht gewären. Uebrigens gebe ich meine Aenderungen leichten Herzens einem Jeden preis, dem sie nicht gefallen; es sind nichts als Vorschläge, die ich im Interesse der Sache zur Prüfung darbiere. Nur Eines bitte ich mir zu gewären: das Vertrauen, dass diese Vorschläge nicht aus Willkür und Aenderungslust, sondern aus wirklich von mir empfundenem Bedürfnis hervorgegangen sind; sie beruhen theils auf einem etwas abweichenden Standpunkt der Lautbetrachtung selbst, theils im Streben nach möglichster Vereinfachung und Abrundung der Zeichen, endlich in dem Wunsche, eine noch grössere phonetische Genauigkeit in einzelnen Fällen zu erreichen, wie dies Alles an betreffender Stelle dargelegt werden wird. Auch möchte ich raten, nicht von vorn herein nach kurzer Kenntnissnahme über den Vorzug des einen oder des andern Zeichens zu entscheiden, dazu ist diese Sache durchaus nicht angetan, sondern nach längerer praktischen Uebung mit phonetischen Transscriptionen. Es kommt übrigens hiebei gar nicht so viel auf die Ausführung im Einzelnen als vielmehr auf das Prinzip des Ganzen an. Jene wird sich im Laufe der Zeit gewiss noch mannigfach ändern, vereinfachen, verschönern, dieses aber muss vor Allem dem jetzt lebenden Geschlechte zum Bewusstsein gebracht werden; es wird für die richtige Erkenntnis der Laute mehr leisten, als alle sonstigen Belehrungen in Schrift und Rede es vermöchten. Zunächst freilich ist dies eine wissenschaftliche Angelegenheit, es gilt die Quelle jahrhundertlanger Misverständnisse auf diesem Gebiet für immer zu beseitigen. Es liegt darin zweitens aber auch ein nicht geringer Gewinn für zahlreiche praktische Fälle, z. B. bei Wörterbüchern, Grammatiken, Dialektforschungen, endlich für den Unterricht, in welchem es hohe Zeit wäre, die Jugend von dem bisherigen Chaos lautlicher Vorstellungen zu erlösen, etwas wozu die Kenntniss und das Verständnis solcher Chiffern ein vorzügliches Mittel bietet, wenn auch zunächst nur für die reifere Jugend anwendbar. Drittens endlich handelt es sich hiebei um eine cultur-

historische Errungenschaft, um ein Bindemittel des geistigen Verkehrs, welches, auf völlig neutralem Boden stehend, allen Völkern gleich fern und gleich nahe, eben darum keiner Eiferfucht ausgesetzt ist und von Allen gepflegt und gefördert werden sollte, denen die Sache der Culturentwicklung am Herzen liegt.

4. System einer phonetischen Schrift.

A. Zeichen für die Vokale.

Dieselben bestehen aus einem Längsstrich in Verbindung mit einem Querstrich (Fahne). Die Stellung, bezüglich das Fehlen, der Fahne bestimmt die Art des Vokals. Ausserdem gelten folgende Bestimmungen:

a) Die Nasalirung wird durch einen neben, bezüglich in das betreffende Vokalzeichen zu setzenden Punkt ausgedrückt, also ganz wie bei den Consonanten; vgl. D. e.

b) Diphthonge werden durch bloße Nebeneinanderstellung der betreffenden einfachen Vokale bezeichnet.

c) Halbdiphthonge erhalten ein unter die Linie zwischen beide Vokale zu stellendes „Trennungszeichen“ (F. d.) Wird dabei einer von den Vokalen wesentlich an Dauer geschwächt, so muss noch hinter demselben das „Reduktionszeichen“ (F. c.) stehen.

d) Völlig getrennte, syllabisch zu sprechende Vokale bekommen zwischen sich das Trennungszeichen über der Linie; vgl. Tab. IV. K. 1.

e) Die Zwischenvokale, wo deren Bezeichnung nötig ist, werden durch einen Zusatzstrich angedeutet, welcher an den nächstverwandten Vokal tritt; vgl. Tab. IV. A. 8 — 11.

f) Der unbestimmte Vokal wird durch eine aufrecht stehende z-förmige Schleife ausgedrückt; vgl. Tab. IV. A. 1; mit dem Zeichen der völlig geschlossenen Stimmritze verbunden, giebt er das Zeichen für den Spiritus lenis (IV. A. 2). Etwas verstümmelt und mit dem Zeichen der völlig offenen Stimmritze verbunden, giebt er das Zeichen für den Spiritus asper (IV. A. 3).

g) Die unvollkommen gebildeten Vokale werden durch eine horizontale Schleife bezeichnet, welche durch das eigentliche Vokalzeichen gezogen wird. Vgl. F. a.

Sämmtliche Vokalzeichen, mit Ausnahme des für den unbestimmten Vokal, bestehen aus geraden Linien, unterscheiden sich also von den Consonanten sehr bestimmt.

B. Zeichen für die Consonanten im Allgemeinen.

Was dieselben im Allgemeinen betrifft, so sind bei jedem der hier gebrauchten Buchstaben sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung drei Stellen zu unterscheiden, wobei von links nach rechts und von oben nach unten zu zählen ist. Eine jede dieser Stellen ist für einen besondern Teil des ganzen Buchstabens bestimmt. Im Großen und Ganzen gelten dabei folgende Verhältnisse:

a. Vertikale Richtung.

Erste Stelle (oben). Zeichen für die Labialen.

Zweite Stelle (mitten). Zeichen für die Dentalen.

Dritte Stelle (unten). Zeichen für die Gutturalen.

b. Horizontale Richtung.

Erste Stelle (links). Zeichen für die besondere Artikulationsstelle.

Zweite Stelle (mitten). Zeichen für den Zustand der betreffenden Mundorgane (der „Lautritze“).

Dritte Stelle (rechts). Zeichen für den Zustand des Kehlkopfs (der „Stimmritze“).

Diese Uebersicht soll nur dazu dienen, die Verhältnisse im Ganzen, das Prinzip der Bezeichnungsweise, möglichst klar darzulegen; bei der praktischen Anwendung lässt sich wegen der notwendigen Verbindung der einzelnen Zeichen zu einem einzigen Buchstaben die vorgeschriebene Grenze nicht überall festhalten. Namentlich in zwei Fällen ist eine Verletzung derselben kaum zu vermeiden: 1) das Zeichen der Gutturalen muss in's mittlere vertikale Gebiet hineinreichen, 2) bei den Labialen steht das Zeichen für die Artikulationsstelle bequemer gerade über dem Zeichen für

die Lautritze als links über ihm. Ausserdem scheint es mir für die Gedrängtheit der Schrift sehr wünschenswert, gewisse Zeichen für den Zustand des Kehlkopfs nicht allzu streng an die dritte horizontale Stelle zu binden.

C. Zeichen für die Artikulationsstelle.

Sie stehen, etwa mit Ausnahme derjenigen der Labialen, horizontal an erster Stelle und sind folgende:

a. **Labiales.** Ihre Zeichen stehen vertikal an erster Stelle oder wie wir kürzer sagen: „über der Linie.“

aa) Reine Labiales. Ein nach rechts concaver Bogen. (Grundstrich.)

bb) Denti-Labiales. Ein nach links concaver Bogen. (Grundstrich.)

b. **Dentales.** Ihre Zeichen stehen vertikal an zweiter Stelle, oder wie wir kurz sagen: „auf der Linie.“

aa) Interdentales. Ein einfacher Längsstrich. (Grundstrich.)

bb) Alveolares. Ein nach links concaver Bogen. (Haarstrich.)

cc) Cacuminales. Ein nach rechts concaver Bogen. (Grundstrich.)

dd) Denti-Palatales. Eine s-förmige Schleife. (Haarstrich.)

c. **Gutturales.** Ihre Zeichen stehen vertikal an zweiter und dritter Stelle, d. h. sie beginnen auf der Linie und werden bis unter dieselbe hinabgezogen.

aa) Palatales. Grundstrich, oben mit einem nach rechts und unten concaven Bogen.

bb) Velares. Grundstrich, seitlich mit einem nach rechts und unten concaven Bogen.

cc) Faucales. Grundstrich, oben mit einem nach unten convexen Bogen oder Winkel.

D. Zeichen für den Zustand der Mundorgane (der „Lautritze“).

Sie stehen horizontal sämtlich an zweiter Stelle und die von a—c genannten vertikal sämtlich im mittleren Gebiet, d. h. auf der Linie.

a) Festgeschlossene Mundorgane. Ein nach rechts concaver Bogen. (Mutae.)

b) Locker geschlossene Mundorgane. Eine z-ähnliche Schleife. (Spirantes.)

c) Vibrierende Bewegung der Mundorgane. Ein nach links concaver Bogen, der übrigens des Anschlusses wegen oft das Aussehen einer s-ähnlichen Schleife bekommt. (R- oder Zitterlaute.)

d) Seitliche Oeffnung der Mundorgane. Ein auf der Linie beginnender und bis ins untere Gebiet hinabreichender Grundstrich. (L- oder Murmellaute.)

e) Offenstehende Choanen. Ein in die Oeffnung des Zeichens für die festgeschlossenen Mundorgane zu setzender Punkt. (Nasales oder Resonantes.)

E. Zeichen für den Zustand des Kehlkopfs (der „Stimmritze“).

Sie stehen horizontal sämtlich an dritter Stelle, vertikal verteilen sie sich durch das zweite und dritte Gebiet, d. h. einige stehen auf, andere unter der Linie.

a) Völlig verengte, also wirklich tönende Stimmritze. Kein Zeichen. (Lenes oder Sonantes); vgl. Tab. II, Col. 2 und 4.

b) Völlig offene, also gar nicht tönende Stimmritze. Ein haarförmiger Aufstrich auf der Linie, zur besseren Hervorhebung oben mit einem grundirten Häkchen versehen. (Fortes oder Surdae); vgl. Tab. II, Col. 3 und 5.

c) Mäsig verengte, also flüsternde Stimmritze. Das vorige Zeichen, aber nicht aufrecht, sondern nach rechts in eine s-förmige Schleife verzogen; vgl. Tab. IV, B. 1.

d) Völlig geschlossene Stimmritze. Ein kleiner, nach rechts concaver Bogen unter der Linie; vgl. Tab. IV, A. 2. B. 2.

e) Vibrierende Stimmbänder. Ein kleiner, nach links concaver Bogen unter der Linie. (Laryngales oder niederdeutsches R); vgl. Tab. IV, B. 5.

f) Die Stellung des Kehlkopfs beim arabischen Ain und Hha. Das vorige Zeichen mit kurzem Hinaufzug, so dass das Ganze einen kleinen Winkel unter der Linie bildet, welcher seinen Scheitel nach unten kehrt; vgl. Tab. V.

g) Den vertieften Klang der Stimme bezeichne ich durch einen kleinen Grundstrich, welcher rechts neben den betreffenden Buchstaben gesetzt wird, wobei es nicht gerade nötig ist, dass er mit demselben verbunden wird. Beisp. Das polnische gestrichene L. (Tab. IV, B. 6.). Das arabische Ddad und Zza. (Tab. V.).

h) Den verhärteten Klang der Stimme bezeichne ich durch die bei f) angegebene Chiffre, nur stelle ich dieselbe nicht wie beim Ain unter, sondern auf die Linie; Beispiele bieten das arabische Tta und Ssad.

Die hier unter d und e angegebenen Zeichen sind in Wahrheit die nämlichen, welche oben unter D. a, bezügl. c aufgestellt wurden, nur dass sie hier an anderer Stelle stehen und kleiner gezeichnet werden. Diese Uebereinstimmung ist eine notwendige, denn die betreffenden Vorgänge sind dort wie hier die nämlichen: Schliesung, bezüglich Vibration; dort traten sie an Mundorganen, hier an den Stimmbändern auf.

F. Accessorische Zeichen.

Wir verstehen darunter solche, welche nicht mehr das Wesen der Laute, sondern zufällige Eigenschaften derselben betreffen.

a. Das Zeichen der unvollkommenen Lautbildung besteht in einer Schleife, welche bei den Vokalen durch den Längsstrich, bei den Consonanten durch denjenigen Teil des Buchstabens gezogen wird, welcher das betreffende unvollkommen gebildete Lautmoment darzustellen hat;

aa) an erster Stelle stehend, bezeichnet es demnach, dass der betreffende Laut nicht mit scharf begrenzter Unterscheidung der Organe gesprochen wird. So z. B. können

Viele kein bestimmtes alveolares s sprechen, sondern nähern sich dabei dem ʃ . (Lispeln.)

bb) an zweiter Stelle stehend, bezeichnet es, dass der betreffende Laut nicht mit kräftigem Verschluss oder fest innegehaltener Annäherung oder sicher ausgeführter Vibration etc. der Mundorgane, sondern unficher oder lallend ausgesprochen wurde. Beisp. Das R bei vielen Kindern.

cc) an dritter Stelle stehend, bezeichnet es, dass der Zustand des Kehlkopfes nicht völlig so ist, wie das betreffende Zeichen, durch welches die Schleife gelegt wird, es erheischt. So z. B. gebe ich das von Czermak begehrte Zeichen für die halb offene Stimmritze durch den unter E. b. erwähnten Aufstrich, indem ich durch denselben eine Schleife lege. Es wären hienach das holländische v und g durch die Zeichen für f, bezüglich für χ auszudrücken, nur dass der Hinaufstrich (das Zeichen der offenen Stimmritze) in beiden Fällen das eben besprochene Zeichen erhält.

Genaueres über den für mich sehr ausgedehnten Gebrauch dieses Zeichens siehe unter 5. XI.

b. Das Längenzeichen ist sowol für Vokale als Consonanten ein von rechts oben nach links unten gezogener Strich (Acutus), welcher unter die Linie und hinter den betreffenden Laut gesetzt wird. Bei den Consonanten vertritt also dieses Zeichen die Geminatio derselben, falls dieselbe nämlich überhaupt eine phonetische Bedeutung hat. Bei gewöhnlichen Längen (Längen ersten Grades) wird das Dauerzeichen einmal gesetzt, es kann aber auch öfter stehen. So z. B. ist das deutsche Wort *fâst* der gewöhnlichen Umgangssprache entstanden entweder aus *fâhest* oder aus *fâszest*; im erstern Falle bietet, bei scharf prononcirter Rede, das â eine Länge zweiten Grades, im andern dagegen nur eine des ersten Grades; dagegen wird in diesem letztern Falle das s in der Regel lang, ja mitunter als eine Länge zweiten Grades gesprochen. Vgl. Tab. IV. F. 7. 8.

c. Das Reductionszeichen deutet an, dass ein Laut wesentlich kürzer gesprochen werden soll als die gewöhnliche Dauer eines Lautes zu sein pflegt. Es besteht aus

einem von links oben nach rechts unten gezogenen Strich (Gravis), welcher unter die Linie und hinter den betreffenden Laut gesetzt wird. So bei den meisten Halbdiphthongen, z. B. beim deutschen *ui* unter das *u*, beim franz. *oi* unter das *o*; ferner beim *rz* der Polen, *ř* (Ersch) der Tschechen, welche beide phonetisch = *rf* sind, unter das *r*; ja dieses letztere wird oft so sehr verkürzt, dass es ein doppeltes Reductionszeichen erhalten müsste. Vgl. Tab. IV. B. 3. 7. H. 2. 5. u. a. m.

d. Das Trennungszeichen deutet an, dass zwei Laute nicht zu einem einzigen verschmolzen, sondern einzeln ausgesprochen werden sollen. Dasselbe besteht aus einer kleinen Null und wird zwischen die zu trennenden Laute gesetzt, bei völliger Trennung derselben über die Linie, bei annähernder unter dieselbe. Beispiele des erstern Falls bieten die Vokalverbindungen, welche mit Hiatus gesprochen werden, z. B. in dem ital. Worte *Gaeta*; Beispiele des letzteren die Halbdiphthonge, z. B. ital. *uo*, wobei häufig auch noch das Reductionszeichen nötig wird. Vergl. Tab. IV. K. 1. 3.

e) Der Accent eines Wortes ist entweder Hauptaccent oder Nebenaccent. Der erstere wird durch das Zeichen des Acutus, der letztere durch das des Gravis ausgedrückt. Beide Zeichen werden über der Linie angebracht und sind daher mit dem Dauer- und Reductionszeichen nicht zu verwechseln. Der Accent wird stets zum letzten der Buchstaben gesetzt, an welchen der stärkere Expirationsdruck fühlbar ist, gleichviel ob es ein Vokal sei oder ein Consonant. Dieser Buchstabe ist aber fast stets der letzte der accentuirten Silbe, so dass also der Accent das Ende derselben bezeichnet.

5. Es sollen nun die Punkte dargelegt werden, in welchen die eben gegebene Aufstellung sich von der Brückeschen unterscheidet, sowie einige andere, in denen eine noch weitere Aenderung mir wünschenswert erscheint, obschon ich sie in die Tabellen nicht aufgenommen habe.

I. Sämmtliche Vokalzeichen, mit Einschluss des für den unbestimmten Vokal, sind bei mir völlig verschieden von denen Brücke's. Ich war zu dieser Aenderung zunächst darum gezwungen, weil meine Auffassung von dem Wert und der Zahl der zu Grunde zu legenden Vokale wesentlich von der Brücke'schen abweicht (§ 5. 5.) und schon dadurch der Organismus der Brücke'schen Zeichen bei mir gestört werden musste. Ausserdem aber erschienen mir Brücke's Vokalzeichen auch etwas unbequem und in zusammenhängender Handschrift die Harmonie des Ganzen beeinträchtigend, wobei ich keineswegs etwa an den wünschenswerten Contrast der Vokalzeichen gegenüber den Consonantenzeichen denke, welcher ja auch bei den meinigen vorhanden ist. Ich denke vielmehr dabei hauptsächlich an den Umstand, dass sie sämmtlich einen von oben links nach unten rechts gehenden Grundstrich enthalten, während wir gewohnt sind die Buchstaben von oben rechts nach unten links zu legen, eine Gewonheit, die keineswegs zufällig ist, sondern mit dem Lauf unserer Zeilen von links nach rechts zusammenhängt und die bei meinen Vokalzeichen handschriftlich ohne Weiteres beibehalten werden kann. Drittens endlich gewährt die von mir gewählte Bezeichnungsart die Möglichkeit, noch eine Menge von Zwischenvokalen darzustellen und so die feinsten Nüancen der Vokalifation auszudrücken. Als Erklärung der einzelnen Vokalzeichen diene die Uebersicht in § 4 und dazu die Erläuterungen in § 6. Das Zeichen für den unbestimmten Vokal hat dieselbe Gestalt wie das für die unvollkommene Lautbildung, mit gutem Grund; denn die letztere beruht stets auf einer Annäherung der Mundorgane an die Stellung, welche sie bei jenem einnehmen. Den Spiritus lenis schreibe ich nur dann, wenn er als wirklich vernehmbarer Laut, d. h. als arabisches Hamze auftritt.

II. Bei den reinen Labialen habe ich den Bogen für die beiden Spiranten, des bessern Anschlusses wegen, in eine entsprechende Schleife verzogen, etwas was Brücke zwar an dieser Stelle nicht tut, wol aber an einer andern

(beim alveolaren r) sich ebenfalls gestattet. Es geschah dies darum, weil die Zeichen für die betreffenden beiden Spiranten sonst gar zu sehr in die Breite gehen, auch, wie ich glaube, eine etwas verschwommene Gestalt bekommen. Eine Verletzung des Prinzips liegt darin insofern nicht, als auch in der s-förmigen Schleife der nach links concave Bogen enthalten ist und aus ihr leicht erkannt werden kann, überdies auch eine Verwechslung mit einer andern Chiffre gerade hier nicht möglich ist.

III. Am liebsten hätte ich für die beiden Klassen der Labialen überhaupt ganz andere Zeichen gewählt als jene über der Linie stehenden Bogen, denn mir scheint, die Labialzeichen treten auf diese Weise allzusehr vor den übrigen Consonanten hervor. Das Prinzip „über der Linie“ müsste natürlich aufrecht erhalten bleiben, aber seine Betätigung würde ich in der bescheidensten Form ausführen, nämlich durch einen wagerechten Strich, bezüglich durch eine wagerecht liegende Schleife, welche gerade an der Grenze des mittleren und oberen Gebiets stünden. Vergl. Tab. IV. E. 1. 2. Die Zweckmässigkeit der Einführung von etwas verkürzten Zeichen für die Labialen leuchtet namentlich dann ein, wenn man längere Transscriptionen zu machen hat; die Brücke'schen Chiffren stehen dann (wenn sie ganz normal geschrieben werden) wie Riesen da, so dass sie sofort in's Auge fallen und es ausieht, als sollten sie als besonders wichtig angekündigt werden, wozu doch durchaus kein Grund vorhanden ist. Insbesondere verdunkeln sie nicht unerheblich die Längezeichen, für welche ich gern den oberen Raum ausschliesslich verwenden möchte. Endlich, muss ich auch noch bekennen, ist mir bei den Brücke'schen Zeichen der Unterschied zwischen reinen Labialen und Denti-Labialen gegenüber der grossen phonetischen Aehnlichkeit beider Lautreihen etwas zu grell. Ich weis wol, dass diese Bemerkung Manchen als gar zu subtil erscheinen wird, aber warum soll, wenn man freie Hand hat, ein Zeichensystem nicht auch in solchen Kleinigkeiten gemäs möglichster Annäherung an das Sachverhältnis eingerichtet werden? Der Aehnlich-

keit zwischen f^1 , w^1 mit f^2 , w^2 entspreche die Aehnlichkeit der sie repräsentirenden Chiffren, und wie jene Laute einer einigermaßen sorgfältigen Aussprache bedürfen, um gefondert zu werden, so mögen auch ihre Buchstaben eine gewisse Sorgfalt der Zeichnung erheischen, um sich von einander abzuheben; Nachlässigkeit möge dort wie hier den feinen Unterschied vernichten. — Dass mir indess die Sache nicht erheblich scheint, geht schon daraus hervor, dass ich in den Tabellen die Brücke'schen Zeichen durchweg beibehalten habe; es handelt sich lediglich um einen Vorschlag, den ich zur Prüfung vorlege.

IV. Das Zeichen für die Alveolaren besteht bei Brücke in einem kleinen Dreieck über der Linie. Die Aenderung desselben bei mir geschah darum, weil ich die Dentalen sämmtlich durch Zeichen „auf der Linie“ auszudrücken wünschte. Irgend eine Beeinträchtigung der Deutlichkeit an und für sich erwächst daraus nicht und Collifionen mit andern Zeichen sind auch nicht zu befürchten, da gewisse ähnliche Chiffren Brücke's von mir ebenfalls beseitigt sind und zwar nicht blos wegen der hier zu befürchtenden Collifion, sondern auch aus Gründen, die in ihnen selbst liegen. Vgl. X.

V. Brücke macht bei den Palatalen und Faukalen statt des von mir gewählten Grundstrichs einen Haarstrich. Der Grund scheint mir darin zu liegen, dass alsdann die betreffenden Buchstaben sich in einem einzigen Zuge schreiben lassen, etwas was bei meinen Zeichen nicht der Fall ist. Aber diese kleine Bequemlichkeit verschwindet in meinen Augen vor dem Uebelstande, dass alsdann die drei Klassen der Gutturalen graphisch gar zu auffallend unterschieden sind, während der betreffende Unterschied phonetisch so unerheblich ist, dass er den Meisten gar nicht fühlbar wird. Die Faukalen schreibt Brücke mit einem nach oben convexen Winkel, ich habe das vermieden, weil der Buchstabe dadurch zu sehr in die Länge geht.

VI. Dass die Bezeichnung der Laute s und f bei Brücke eine wesentlich andere sein muss, als bei mir, beruht weni-

ger auf einer Aenderung der Lautzeichen als auf einer verschiedenen Auffassung der betreffenden Lautbildungen selbst. Die Sache gehört also eigentlich gar nicht hierher und ich führe sie nur darum an, um Brücke's Zeichen für beide Laute zu beschreiben. Sie erhalten nämlich bei ihm die Zeichen für die Velaren, χ bezüglich j , denselben wird jedoch oben links die Chiffre der alveolaren Artikulation angefügt, gemäs Brücke's Auffassung, dass jene Laute auf einer gleichzeitigen Mundstellung für $\chi + s$, bezüglich $j + f$ beruhen; vgl. § 15. 5.

VII. Ganz ebenso verhält es sich mit der Bezeichnung der mouillirten Laute. Da Brücke dieselben im Allgemeinen als Dorfales mit darauf folgendem palatalen j auffasst, so bezeichnet er sie natürlich auch demgemäs. Die beiden Spiranten jedoch, nämlich das polnische s' und z' , welche nach seiner Auffassung auf gleichzeitiger Artikulation der dorfaalen und palatalen Spiranten beruhen, müssen das Zeichen der letzteren, dabei aber oben links das Zeichen der dorfaalen Artikulation erhalten. *) Ich meinerseits halte die mouillirten Laute für die einfachen Dorfaalen und daher die Verschiedenheit meiner Bezeichnung. Was das für Laute sind, welche Brücke als einfache Dorfaalen bezeichnet, ist mir niemals recht klar geworden. Sie sollen nach ihm in Deutschland häufig sein, ich selbst jedoch besitze sie in meiner Sprache nicht; denn wenn ich die Zunge in die dorfaale Lage bringe, so kommen eben mouillirte Laute heraus. Den Einwand, dass das, was ich für mouillirte Laute halte, wol nur einfach dorfaale sein werden, darf ich nicht gelten lassen, da mir die wahren mouillirten Laute aus dem Munde von

*) Da Brücke in den „Grundzügen“ S. 75 das polnische $s' = s^3 \chi^1$ und das $z' = z^3 y^1$ setzt, so können die systematischen Zeichen beider Laute nur so sein, wie ich es oben angebe. Gleichwol hat Brücke in der „Phon. Transscr.“ S. 61 das s' und z' vermittelst Hinzufügung der alveolaren (statt der dorfaalen) Chiffre ausgedrückt, wobei allerdings zu erwägen ist, dass er in den hier gegebenen Proben eben nur die individuelle Aussprache eines Einzelnen (in diesem Falle eines Galiziers) wiedergeben wollte.

Slawen und Romanen sehr genau bekannt sind. Vermutlich kommt hier die individuelle Sprechweise etwas in's Spiel. So habe ich Personen gekannt, welche die Alveolaren auffallend „gequetscht“ sprachen, wie die Leute es nannten; es beruhte dies darauf, dass dieselben bei der Artikulation der Alveolaren nicht blos die Spitze der Zunge an den Alveolarrand anstemmten, sondern die ganze Vorderzunge an diesen und den nächstliegenden Teil des Gaumens legten, so dass die entstehenden Laute sich etwas den Dorfalen, d. i. nach meiner Auffassung den mouillirten Lauten näherten. Ich nenne dies eine unvollkommen-alveolare Lautbildung und bezeichne es auch demgemäs, vgl. später. Es wäre nun möglich, dass diese Art der Lautbildung, vielleicht mit noch stärkerer Hervortretung des dorfalen Moments, auch Herrn Prof. Brücke mehrfach bekannt wurde und ihm die Annahme einer eigenen Lautklasse dafür nötig erscheinen lies, die er eben Dorfalen nannte. Endlich sei noch erwähnt, dass auch bei meinen Dorfalen die Stellung der Zunge derjenigen, welche sie bei Erzeugung des *i* einnimmt, sehr ähnlich ist, so dass es nur einer etwas langsamen Oeffnung der Lautritze bedarf, um wirklich ein *i* zu erzeugen, und natürlich wird dies auch in der Aussprache häufig gehört; dann wird z. B. poln. *konia* wirklich so gesprochen, wie Brücke es als Regel aufstellt, aber mir erscheint dies nicht als die notwendige und normale Aussprache.

VIII. Brücke setzt das Zeichen der Nasalirung, den Punkt, nicht in, sondern über den betreffenden Buchstaben, sowol bei den Vokalen als bei den Consonanten. Meine Aenderung geschah darum, weil ich Alles, was zur Artikulation eines Lautes selbst gehört, so viel wie möglich innerhalb des Lautzeichens anzubringen und den Raum über und unter dem letzteren lediglich für die Accente und Dauerzeichen aufzusparen wünschte; die Schrift wird dadurch, wenigstens für mein Auge, übersichtlicher und reinlicher. Brücke konnte diese Stelle für das Zeichen der Nasalirung darum nicht wählen, weil er dieselbe bereits an ein anderes Zeichen, das der unvollkommenen Lautbildung (bei ihm

ebenfalls ein Punkt) vergeben hatte, etwas, was bei mir nicht der Fall ist; vgl. XI.

IX. Das von Czermak begehrte Zeichen für die halbgeöffnete Stimmritze, welches bei Brücke nicht vorhanden ist, drücke ich durch das Zeichen der offenen Stimmritze aus (den „Aufstrich“), füge aber das Zeichen der unvollkommenen Lautbildung (die Schleife) hinzu; vgl. Tab. IV. Das deutsche *H* gebe ich durch den reinen Aufstrich, angefügt an das verstümmelte Zeichen des unbestimmten Vokals, wodurch die Reibung der Luft an den Stimmbändern und den nächstgelegenen Teilen der Rachenhöhle angedeutet werden soll. Das arabische *Hé*, welches einen noch leiseren Hauch hat als selbst das deutsche *H*, erhält durch den eben erwähnten Anfangsteil die Schleife; das polnische *H* dagegen, bei welchem die Stimmbänder nur halb offen stehen, erhält die Schleife durch den Aufstrich. Das arabische *Hha* endlich, welches nach Wallin's und in etwas bedingter Weise auch nach Brücke's Auffassung nichts ist als der dem *Ajin* entsprechende tonlose Laut, erhält das Zeichen desselben, verbunden mit dem Aufstrich, dem ich jedoch wegen der starken Näherung der Stimmbänder und dem dadurch bewirkten auffallenden Reibungsgeräusch eine doppelte Schleife hinzufüge.

X. Der vertiefte Klang der Stimme (E. g.) und ebenso der verhärtete Klang derselben (E. h.) bestehen bei Brücke für den ersteren Fall in einem kürzeren, für den zweiten Fall in einem längeren vertikalen Grundstrich, rechts gestellt und mit dem übrigen Teile des Buchstabens verbunden. Dadurch bekommt dieser letztere mitunter eine beträchtliche Breite und das Zeichen für das Stimmverhältnis tritt völlig gleichwertig mit den übrigen Teilen auf, welche die eigentliche Artikulation charakterisieren, während es sonst durch Kleinheit oder haarförmige Gestalt mehr als ein Accessorium erscheint, wie dies auch, und namentlich in diesen beiden Fällen, dem Sachverhältniss besser entspricht. Denn das *a* bleibt ein *a*, gleichviel ob es mit reiner oder mit vertiefter oder mit verhärteter Stimme gesprochen wird, darum sollte,

meines Bedünkens, auch das Zeichen der Vertiefung und Erhärtung als etwas Nebenfächliches auftreten, nicht aber dem Hauptzeichen eine wesentlich andere Gestalt erteilen. Auch mache ich darauf aufmerksam, dass der Unterschied in der Länge des Grundstrichs bei etwas flüchtiger Schrift oder flüchtigem Lesen leicht auser Acht gelassen wird. — Was die von mir gewählten Zeichen betrifft, so habe ich mich bei dem für den vertieften Klang nur wenig von Brücke entfernt; der ganze Unterschied beruht eigentlich bloß darin, dass bei mir der Strich eine weniger hervortretende Stellung einnimmt und nicht gerade notwendig rechts steht. Anders verhält es sich bei dem Zeichen für den verhärteten Klang, ich deute diesen durch einen kleinen Winkel mit nach unten gerichtetem Scheitel an, welchen ich innerhalb des Buchstabens anbringe. Die Aehnlichkeit dieses Zeichens mit dem für die Kehlkopfstellung des *Ajin* ist darum gewählt, weil nach meiner Wahrnehmung die Vorgänge am Kehlkopf in beiden Fällen eine gewisse Verwandtschaft haben. Ob diese letztere dadurch erzeugt wird, dass, abgesehen von den besonderen Vorgängen beim *Ajin*, in beiden Fällen die Giesbeckenknorpel stark aneinander gepresst werden, etwas was Brücke als wesentlich für die Verhärtung der Stimme erklärt, muss ich dahingestellt sein lassen; ich weis bloß, dass bei mir in beiden Fällen die Kehlkopfsteile im Wesentlichen dieselben oder annähernd ähnliche Bewegungen vollziehen.

XI. Brücke's Zeichen für die unvollkommene Lautbildung besteht in einem innerhalb des Buchstabens stehenden Punkte. Ich habe dasselbe aus zwei Gründen geändert. Zunächst schien es mir nicht angemessen, zwei so gänzlich verschiedene Lautvorgänge, wie Nasalirung und Unvollkommenheit der Lautbildung, durch ein und dasselbe Zeichen auszudrücken, so dass nur die Stellung den ganzen Unterschied bewirkt; auch muss man mit einer so kleinen, leicht zu übersehenden Chiffre, wie der Punkt ist, sparsam sein, zwei Punkte bei einem Buchstaben, jeder von besonderer Bedeutung, giebt dem Buchstaben, namentlich bei kleiner

Schrift, etwas Minutiöses, peinlich Anstrengendes, das Auge Ermüdendes, und dies Alles sowol beim Schreiben als beim Lesen. Zweitens aber, und dies ist wichtiger und war für mich das eigentlich Entscheidende, mit dem Punkte war ich nicht im Stande die feineren Nüancen der unvollkommenen Lautbildung auszudrücken, wie ich sie oben (F. aa. bb. cc.) charakterisirt habe. Brücke bezeichnet nur die unvollkommene Lautbildung im Allgemeinen und bedurfte demnach auch keiner genaueren Bezeichnung. Ich meinerseits nun habe die Notwendigkeit dieser letzteren mehrmals, insbesondere bei Dialectstudien und bei Darstellung individueller Spracheigenschaften (ein bisher wol noch zu wenig beachtetes Gebiet) ganz unabweisbar empfunden. So z. B. wird der Laut r von sehr Vielen so ausgesprochen, dass ihre Sprache dadurch sofort eine eigentümliche Färbung erhält. Diese häufige Unvollkommenheit der R-Bildung beruht aber auf zwei ganz verschiedenen Quellen, nämlich entweder auf einer von dem gewöhnlichen deutschen Sprachgebrauch abweichenden Artikulationsstelle (Annäherung an interdental, seltener cacuminales r) oder auf einer zu schwachen Vibration der Zunge (lallendes r). Im ersteren Falle lege ich die Schleife durch das Zeichen der Artikulation, im andern durch das der vibrirenden Zungenbewegung. Aehnlich verhält es sich mit dem s und f. Werden dieselben annähernd interdental oder dorsal, d. i. lispelnd oder gequetscht gesprochen, so lege ich die Schleife durch das Zeichen der alveolaren Artikulation. Es giebt aber auch Individuen, welche bei diesen Lauten in eigentümlicher Weise die Zunge schleifen, so dass das charakteristische Zischen derselben kaum wahrnehmbar wird (lallendes S), hier lege ich die Schleife durch das Zeichen der Lautritze. Es giebt endlich ganze Landstriche, welche die Laute s und f in einen Mittellaut zusammenfallen lassen, dies beruht nach meiner Auffassung auf der nicht vollständig offenen Stimmritze beim s, ich lege also hier die Schleife durch den Aufstrich, d. i. durch das Zeichen der völlig offenen Stimmritze, während Brücke für diese provinzielle

Eigentümlichkeit eine ganz andere Erklärung und demgemäße Bezeichnung hat, die ich in Tab. IV. B. 3. angegeben habe. Von einer gewissen Anwendung der Schleife für Vokalschattirung und Stimmfärbung will ich hier lieber noch nicht sprechen. Ich gebe eine Andeutung davon in Tab. IV. E. 7. Unentbehrlich endlich ist mir meine Methode bei der Bezeichnung von historischen Lautentwickelungen geworden, ein Gebiet, worauf Brücke sich gar nicht einlässt und von seinem Standpunkt als Physiologe es auch nicht braucht. Vgl. § 22.

6. Erklärung der in Tab. IV aufgestellten Zeichen:

A. 1. Der unbestimmte Vokal. 2. Der *Spiritus lenis*. 3. Das deutsche *H*. 4. Das polnische *H*. 5. Das arabische *Hé*. 6. Das arabische *Ain*, zunächst in absoluter Form, dann mit *a*, *è*, *ö* verbunden. 7. Das arabische *Hha*. 8. Zwischenvokale zwischen *a* und *è*, *ö*, *ò*. 9. Zwischenvokale zwischen *è* und *é*, *ö*, *ó*. 10. Zwischenvokale zwischen *é* und *i*, *ü*, *ö*. 11. Zwischenvokale zwischen *ü* und *i*, *é*, *u*. Es ist diese Aufstellung der Zwischenvokale rein theoretisch, ohne Rücksicht auf wirkliches Vorkommen, lediglich um die Methode der Bezeichnung daran zu zeigen.

B. 1. Tönende Lenes, die mit Flüsterstimme gesprochen werden: *b*, *f*, *d*, *g* nach der namentlich in Süddeutschland üblichen, bei Engländern und romanischen Völkern seltenen Aussprache. 2. Tonlose Lenes, die mit anfänglich verschlossenem Kehlkopfe gesprochen sind und bei denen Verschluss und Oeffnung für Stimm- und Lautritze gleichzeitig erfolgen: *p*, *t*, *k* nach Aussprache der Slawen, Ungarn, z. Tl. auch der Romanen. 3. Bezeichnung der Mutae, wie sie in Mitteldeutschland, namentlich in Oberfachsen, Thüringen, Franken gesprochen werden; nach Brücke's Methode; vgl. § 2. 11. 4. Desgleichen nach der meinigen, vgl. a. a. O. den Zusatz. 5. Das niederdeutsche *R*, absolut, sodann mit *a*, *è*, *ö*, *ò* verbunden. 6. Das polnische *ł*. 7. Das polnische *rz*, böhmische *ř*, mit tonlosem und tönendem *r* gespr.

C. 1. Englisch *w*. 2. Englisch *wh*. 3. Franzöf. *y*. 4. Holländisches *v*. 5. Holländisches *g*, reines und schnar-

rendes. 6. Aspiraten: *ph*, *bh*. 7. Affrikationslaute: *phf*, *ths*, *khχ*. 8. Die deutschen Lautfolgen: *pf*, *ts* (*z*), *kχ*.

D. Brücke'sche Bezeichnungen, die von den meinigen verschieden sind. 1. Die Alveolaren: *n*, *d*, *t*, *f*, *s*, *r*, *l*. 2. Deutsches *sch* und franz. *j*. 3. Polnisches *ź* und *ś* (nach Grundz. p. 75). 4. Poln. *ń*, franz. ital. *gn*. 5. Franz. *ll*, ital. *gli*. 6. Tonloses *r*. 7. Tonloses *l*. 8. Als Probe der Vokalzeichen: die Vokalreihe von *a* bis *i*. 9. Der unbestimmte Vokal.

E. 1. Ein Vorschlag für eine neue Bezeichnung der reinen Labialen: *m*, *b*, *p*, *w*, *f*. 2. Desgleichen für die Denti-Labialen. 3. Das unsicher artikulierte, das lallende, das geflüsterte *s*. 4. Lallendes *r*. 5. Tonloses *r*. 6. Tonloses *l*. 7. Andeutung einer zweiten Methode zur Bezeichnung der Zwischenvokale.

F. Transscriptionen aus der deutschen Gemeinsprache: 1. *Vaterland*. 2. *Schiller*. 3. *Goethe*. 4. *Gleichnis*. 5. *Kaiser*. 6. *Hoffnung*. 7. *Du fâst* (aus *sahest*). 8. *Du fâst* (aus *fâszest*). 9. *Er harrt*.

G. Desgl. aus deutschen Volksmundarten: 1. *Goar so vil Gfühl* (Niederösterreichisch). 2. *Dör Busch un Brok to snekeln* (Ditmarfisch). 3. *Ei (I) moag nich* (Schlesisch). 4. *Lueg, s' ischt a Sâmoa ausggange z' sâa* (Schwäbisch).

H. Desgl. aus dem Französischen: 1. *J'admire* (nach der in Frankreich oft zu hörenden schnarrenden Aussprache). 2. *l'empereur*. 3. *Champagne*. 4. *enfin*. 5. *moi*. 6. *famille*. 7. *le rentier*. 8. *génie*. 9. *envoyer*.

I. Desgleichen aus dem Englischen: 1. *Many reasons make it impossible for us*. 2. *already*. 3. *whether*. 4. *viewing*. 5. *thou art*.

K. Desgl. aus dem Italienischen: 1. *Gaeta*. 2. *ogni*. 3. *buono*. 4. *famiglia*. 5. *eccellenza*. 6. *giustizia*. 7. *ciò*.

L. Desgl. aus andern Sprachen: 1. dänisch *jeg giver*. 2. isländisch *fjörður*. 3. polnisch *niewyraśność*. 4. böhmisch *křiku*. 5. russisch *TbI*. 6. magyarisch *csak*. 7. irisch *ar n - Dia*.

Einige der eben aufgestellten Beispiele sind aus Brücke's Phon. Transscr. entlehnt. Da derselbe indess lediglich nach individueller Aussprache transscribirt hat, bei mir aber hier der allgemeine Standpunkt maßgebend sein musste, so habe ich manche Fälle dem letztern gemäs abgeändert, wo mir bekannt war, dass derselbe mit jener individuellen Aussprache nicht übereinstimmt. So z. B. bei dem englischen *for*, welches Brücke mit laryngalem *r* giebt. Bei dem isländ. *fjörður* habe ich einfach Brücke's Transscription wiedergegeben, obschon ich zweifle, ob dh allgemein von den Isländern als *dʃ* gesprochen wird.

7. Die Schrift hat sich langsam und stufenweise entwickelt. Von der Bilderschrift zur Wortschrift, zur Silbenschrift, zur Lautschrift! welch ein Abstand überall, aber auch welche Zeiträume zwischen den einzelnen Stufen! Nicht gering fürwahr ist die Errungenschaft, welche darin liegt, dass man sich bis zu der Abstraction zu erheben vermochte, die Rede bis in ihre letzten Bestandteile aufzulösen und gerade diese, gleichsam die Atome der Sprache, graphisch zu fixiren. Es bleibt nur noch die letzte Stufe zu ersteigen, nämlich, nachdem man drei Jartausende lang die Laute durch willkürliche, an und für sich nichtsagende Zeichen angedeutet hat, nunmehr diese Zeichen selbst mit den Lauten in einen intellectuellen Zusammenhang zu bringen und den todten Buchstaben dadurch gleichsam lebendigen Odem einzuhauchen, sie zu durchgeistigen, zu beseelen. Dies soll nunmehr geschehen und wir hegen die feste Ueberzeugung: es wird geschehen, denn es muss geschehen. Die Notwendigkeit davon liegt in der Gewissheit, welche die Geschichte aller Zeiten bietet, dass zuletzt doch immer die Zweckmäsigkeit über die Gewonheit, das Prinzip über die Willkür, der bewusste Geist über die bewusstlose Materie den Sieg erringt. Langsam freilich wird es damit gehen; auch das Decimalsystem, dessen Notwendigkeit für Wissenschaft und Verkehr noch fühlbarer ist, macht nur langsame Fortschritte, aber es macht sie unwiderstehlich und es wird „die Reise um die Welt“ zurücklegen. Und so auch die

phonetische Schrift, wobei es natürlich sehr gleichgültig ist, ob es gerade die von Brücke erfundene sein wird oder eine andere. Gebt eine bessere, und mit Freuden schliesen wir Phonetiker uns ihr an. Aber zunächst halten wir uns an die, welche bereits da ist. „Dies ist unser, so lasst uns sprechen und so es behaupten!“

Berichtigungen.

- Seite 11, Zeile 11 statt *sich* lies *fich*.
- 12, - 5 statt *Nase* lies *Nase*.
 - 37, - 11 ist das Komma hinter *ebenfalls* zu tilgen und dafür hinter *Gebildeten* zu stellen.
 - 40, - 7 find hinter *Tab. IV* die Ziffern 6—9 zu tilgen.
 - 42, - 18 ist der Buchstabe *g* verschoben.
 - 49, - 8 statt *ahd.* lies *nhd.*
 - 52, - 14 statt *ó — dort* lies *ó — dort*.
 - 68, - 10 statt *Unser* lies *Unfer*.
 - 73, - 2 von unten ist statt des Punktes hinter (*valde*) ein Komma zu setzen.
 - 75, - 3 statt *den Laut s* lies *den Laut s*.
 - 79, - 4 von unten statt *Zeichen s* lies *Zeichen s*.
 - 94, - 10 statt *jewma* lies *j¹ewma*.
 - 100, - 7 statt *Rücksicht* lies *Rückficht*.
 - 108, - 15 statt *Explosivae* lies *Explosivae*.
 - 121, - 10 statt *Flexionssilben* lies *Flexionsfilben*.
 - 121, - 17 ist hinter *geschah* das Komma zu tilgen.
 - 125, - 13 statt $\delta = f$ lies $\delta = f$.
 - 129, - 23 statt *ahd.* lies *nhd.*
 - 134, - 6 statt *gf* lies *gj*.
 - 156, - 7 von unten statt *heissen* lies *heisen*.
 - 186, - 3 von unten ist $\sigma\iota\omicron\nu\chi\iota$ in ein Wort zusammenzu-
ziehen.
 - 192, - 6 statt *ein (See)* lies *(ein See)*.

1. *Altkommen gubildete*

†

† †

† †

† †

3. *Altkommen gubildete*

†

† †

† †

† †

Articuli Gutturales.	Fortes.	Semivocales.	
		R= Spiritus.	L= Spiritus.
Labiales	ʋ	ʃ	
	ʋ̃		
Dentales	ñ	n	ŋ
	ɳ̃	ɳ	ɲ
	ɲ̃	ɔ	q
	ɲ̃̄		ŋ̄
Gutturales	ɹ̃		
	ɹ̃̄		
	ɹ̃̄̄	ɹ̃̄̄	

ab.

ا	Elif. Hoff	ا, von Vialen ا ر, von Forpurn u. Turban ر gesser
ب	Be.	ا, bei den Forpurn ا.
ت	Te.	ا oder ر, bei den Forpurn ر.
ث	Thse.	ا (absolut), ل, ر, ا etc.
ج	Dschim.	ا, bei den Forpurn gesser zu ا, von d. Kanzenen mit ا wurde gess.
ح	Cha.	ا
خ	Cha.	ا oder ا, von ungeliebten Forpurn oft ا, von ägyptischen Föbeln nicht selten ا gesser.
د	Dal.	ا
ذ	Dzal.	ا, sehr häufig ا, aber von Kanzenen zuweilen mit ا
ر	Ra, Re.	ا
ز	Za, Ze.	ا
س	Sin.	ا
ش	Schin.	ا bei den Forpurn ا.
ص	Sad.	ا

Rumpelt, Hermann Berthold,

Das natürliche System der Sprachlaute und sein Verhältnis zu den
wichtigsten Cultursprachen mit besonderer Rücksicht auf deutsche Grammatik
und Orthographie ; hiez u 1 gedruckte und 4 lithogr. Tafeln

Halle 1869

L.gen. 78 o

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583117-5